

Studien zur Soziologie- und Politikwissenschaft

Herausgegeben von:

Ilse Dröge-Modelmog, Gerhard Kraiker, Stefan Müller-Dohm

Die editorischen Absichten des Publikationsprogramms orientieren sich an der Tradition einer historisch kritischen Gesellschaftstheorie sowie methodisch reflektierten Sozialforschung.

Die sozialwissenschaftlichen Voraussetzungen für Erkenntnisse über den Zustand und die Zukunft moderner Gesellschaften sind nach Auffassung der Herausgeber

- *historische Analysen über die Geschichtlichkeit sozio-ökonomischer, politischer und kultureller Verhältnisse sowie kollektiver Weltbilder,*
- *empirische Analysen über reale Arbeits- und Lebensbedingungen,*
- *theoretisch-begriffliche Analysen sozialen Handelns.*

In der Reihe sollen Texte zu unterschiedlichen sozialwissenschaftlichen Positionen, kontroverse Interpretationsversuche und Studien mit neuen methodischen Untersuchungsverfahren erscheinen.

Peter F. Saeverin

Zum Begriff der Schwelle

Philosophische Untersuchung von Übergängen



Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg
2003

Verlag / Druck /
Vertrieb:

Bibliotheks- und Informationssystem der
Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
(BIS) – Verlag –
Postfach 25 41, 26015 Oldenburg
Tel.: 0441 / 798-2261
Telefax: 0441 / 798-4040
e-mail: verlag@bis.uni-oldenburg.de

ISBN 3-8142-0843-9

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	17
1.1	Übersicht	17
1.2	Überblick zur Forschung am Schwellenbegriff	22
1.2.1	Explizite Forschungsbeiträge	24
1.2.2	Implizite Forschungsbeiträge	27
1.3	Abgrenzung des Schwellenbegriffs zu verwandten Übergangsvokabeln	31
1.4	Forschungsdesiderat und Signifikanz des Themas	34
1.5	Methode und Quellen	37
2	Phänomenologie der Schwelle – Hypothetische Kriterien für den Schwellenbegriff	41
2.1	Eigenständigkeit des Schwellenübergangsmomentes	41
2.1.1	Einleitung und Überblick	41
2.1.2	Zur Verortbarkeit des Übergangsmomentes: Sagar Island im Ganges-Delta und der Drudenfuß in Goethes Faust	43
2.1.3	Schwellenwesen (liminal entities) nach Victor Turner	48
2.1.4	Der altrömische Gott Janus und der Schlussstein des Torbogens	49
2.1.5	fuzzy logic und „das Schwarze Loch der Mengenlehre“:	54
2.1.6	„Purpur fordert Grün“: der Übergang zwischen Komplementärfarben	62
2.1.7	„Mesomere Grenzstrukturen“ am Beispiel des Benzolringes	67
2.2	Zur übergangsimmanenten Dynamikentwicklung	72
2.2.1	Einleitung und Überblick	72
2.2.2	Über die Begriffe ‚Schwellenland‘ und ‚Schwellenmacht‘	73
2.2.3	Über die Begriffe ‚Reizschwelle‘ und ‚Schwellenwert‘	75
2.2.4	Dynamikentwicklung als Instrument der Werbung: ‚Schwellenpreise‘ und ‚Kontaktschwelle‘:	77

2.2.5	Dynamik des Bewusstseins I: Die ‚Schwelle der Sinne‘ und ‚Reizschwellen‘: Lukrez und von Hartmann	80
2.2.6	Dynamik des Bewusstseins II: Die Schwelle zwischen Tag- und Nachtwelt: Freud und von Hartmann	84
2.2.7	Platos ‚Umschwung‘	88
2.3	Die zwei Ebenen des Übergangs	91
2.3.1	Einleitung und Überblick	91
2.3.2	Über und Durch; trans und per	92
2.3.3	Die zwei Ebenen der ‚Übergangsriten‘ von van Gennep	93
2.3.4	Das Seiende und das Leben: Parmenides	94
2.3.5	Walter Benjamins ‚Schwellenzauber‘: Die Koexistenz zweier Ebenen	99
2.3.6	Voltaires Kandid an der ‚Schwelle des Glücks‘: Hoffnung als Schwelle	102
2.4	Horizontale und vertikale Übergänge	104
2.4.1	Einleitung und Überblick	105
2.4.2	Zum Eingang von Gotteshäusern	106
2.4.3	Steiners „Hüter der Schwelle“ und Erkenntnisse der höheren Welten	112
2.4.4	„Die Schwelle des Lebens“: Totenschein vs. Lebenshauch	118
2.5	Die Relevanz der räumlichen Lage	124
2.5.1	Einleitung und Überblick	124
2.5.2	Lage und Gelegenes nach Aristoteles	125
2.5.3	Die ‚Geborgenheit des Hauses‘ und Senecas ‚vita beata‘	127
2.5.4	Zur räumlichen Lage von Schwelle, Grenze, Schranke und Interface	131
3	Hauptfunktion von Schwellen	137

4	Zum Begriff der Schwelle und seiner Verwendung – Versuch, Beziehungsstrukturen zu artikulieren	139
4.1	Zur Arbeit mit dem Begriff	139
4.2	Homers Odyssee im Spiegel von Platos Ion	140
4.2.1	Einleitung: Über das Ergriffensein in der Dichtung	140
4.2.2	Odysseus als Bettler auf der Schwelle	141
4.2.3	Zu Bogen und Schwelle: Handlungsfigur und Metapher	144
4.2.4	Die Schwelle ist überschritten: Ende der Odyssee	146
4.2.5	Schwelle: eine poetische Vokabel?	148
5	Abschließende Anregungen zur weiteren Verwendung des Schwellen-Begriffs	151
5.1	Anregungen für die Theoriebildung der Philosophie	151
5.2	Anregungen für die Forschung in praktischer Philosophie	152
6	Resümee	155
7	Summary	159
8	Literaturverzeichnis	161
9	Index	171

Vorwort

In seiner Magisterarbeit setzt sich Peter Saeverin mit einem schillernden Gegenstand auseinander, der sich in ganz verschiedenen Bereichen wie etwa den Wissenschaften, der Philosophie, der Theologie, der Soziologie, indessen aber auch zum Beispiel in der Belletristik, der Poesie oder bereits in griechischer Mythenbildung finden lässt. Dabei handelt es sich um das Phänomen der Schwelle. Saeverin geht auf die Suche nach den Spuren dieses Begriffs mit einer Intensität, so dass sich der Eindruck gewinnen lässt, er befinde sich auf einer Abenteuertour. Seine Ausgangsthese, die im Verlauf der Arbeit ausdiskutiert wird, ist die Entdeckung der zwei Aspekte des Begriffs „Schwelle“. Zum einen geht es darum, den Begriff als Vokabel der Beziehungsstrukturen zu analysieren, zum zweiten wird der Begriff innerhalb seiner Unschärfe bestimmt, damit sinnentstellende Verwendungen zu verhindern sind. In der Konkretisierung dieser Annahmen wird deutlich: wir haben es bei dieser Kategorie mit einer Paradoxie zu tun. Letztlich entzieht sie sich seiner Festlegung. Ein Unbekanntes wird zugelassen. Zum Beispiel mit der mathematischen Fuzzy-Logik kann der Verfasser dieses Unbekannte als etwas dem Begriff Inhärentes, Eigenständiges beschreiben.

Saeverin bezieht sich in seinem methodischen Ansatz auf die Phänomenologie und versucht sie mit einer Systematik auszustatten, die sich aus fünf konstitutiven Kriterien im Sinne eines Hilfsmodells ergeben soll; sie sind zu verstehen als zu überprüfende Hypothesen. Dabei wird eine Denkfigur generiert, nach und nach abstrakter, um schließlich zu einer „reinen Denkfigur“ ohne Anschauungsmaterial sich herauszubilden. Eine sehr originelle Herangehensweise, um sich dem Gegenstand adäquat zu nähern.

Der Verfasser konkretisiert seine Annahmen durch die präzise Darstellung und Analyse bereits vorliegender Diskurse zu dem Schwellenphänomen oder zu Übergangsriten. Dabei umspannt sein Repertoire Texte aus der Antike bis hin in die Gegenwart. Anschließend überträgt er seine Ausarbeitung und Ausdifferenzierung des Schwellenbegriffs auf die Figur des Odysseus in der Fassung von Homer.

Zum Schluss entwirft er noch ein Konzept zur weiteren Verwendung des Begriffs Schwelle in der Forschung. In seiner Analyse dieses Phänomens stehen insbesondere die Begriffe von Raum und Zeit im Zentrum. Er stößt auf ein zeitlich und räumliches „Dazwischen“, auf einen Ansatz, das Unbekannte zu verorten.

Ilse Modelmog

Oldenburg, 2003

Vorwort des Autors

Das vorliegende Buch stellt das vorläufige Ergebnis einer langjährigen Beschäftigung mit dem Phänomen ‚Schwelle‘ dar. Dabei ist das Anliegen ein originär philosophisches, das vornehmlich in die Bereiche *Praktische Philosophie* und *Kulturphilosophie* hineinreicht.

Die freizulegende Denkfigur der Schwelle zeichnet sich insbesondere dadurch aus, dass sie nicht auf Exaktheit ausgerichtet ist, sondern auf Beziehungshaftigkeit. Philosophisch gesprochen bricht sie dabei mit den logischen Axiomen aristotelischer Prägung, wonach Widersprüchliches und die Existenz eines Dritten ausgeschlossen sind. Eine Reihe ganz unterschiedlicher Beispielphänomene bezeugen das in-der-Welt-sein von Widersprüchlichem, das sich aussagenlogisch in ein Drittes transformieren lässt. So übersetzt man das Gesetz des ausgeschlossenen Dritten auf Englisch als ‚*excluded middle*‘ und erlangt somit einen Hinweis auf die ontische Eigenständigkeit im Moment des Übergangs.

Das Ziel besteht also in einer philosophischen Wirklichkeitsabbildung der Welt, wie sie sich mitsamt Widersprüchen mitteilt und genau dieses zum Zentrum der Betrachtung erhebt, anstatt sie in reduktionistische Entweder/Oder Modelle zu zwingen. Dabei geht die Exaktheit einer auf Messbarkeit ausgerichteten Wissenschaftstradition verloren, im Gegenzug wird jedoch das Darstellen von Beziehungen innerhalb einer konnotativen Ungenauigkeit, einer Unschärfe, einer *Fuzzyness* gewonnen. Grenzerfahrungen wie beispielsweise der Übergang von Leben und Tod oder von Traum und Wach können in der Beschreibung als Schwellenübergänge eine positivistische Erklärung erhalten ohne in den Bereich der Metaphysik oder Esoterik zu gelangen.

Am Beispiel der Schwelle stellt dieses der Raum des ‚Dazwischen‘ dar, der weder der einen noch der anderen Seite zugeordnet werden kann, sondern eine eigene, zudem existentiell erfahrbare Wirklichkeit beansprucht. Wissenspeicher wie bildende Kunst oder Literatur nutzen dieses Potential der Unschärfe, können dabei aber nicht die Sachlichkeit einer wissenschaftlichen

Aussage kommunizieren. Vielleicht kann die Philosophie diese vermittelnde Funktion am ehesten verwirklichen.

Diesen, der Arbeit zugrundeliegenden, für das westlich-aristotelisch geprägte Denken untypischen, aber für die menschliche Existenz und für die Philosophie durchaus zentralen Ansatz verdanke ich in erster Linie Rudolf zur Lippe, der das Entstehen sowohl inhaltlicher wie institutioneller Art maßgeblich begleitet und beeinflusst hat. Die institutionelle Ebene zielt dabei neben dem regulären Studium in Oldenburg vor allem auf einen einjährigen Studienaufenthalt an der *Delhi School of Economics* in Indien ab, der ohne Rudolf zur Lippes Hilfe nicht in dieser Art möglich gewesen wäre. Gerade das lebensständige Studieren innerhalb der indischen Kultur mag einer der unterschwelligen Einflussfaktoren gewesen sein, der das Zustandekommen eines auf Widersprüchlichkeit gründenden Gedankengebäudes innerhalb der westlicher Denktradition abendländischer Philosophie geschehen lassen konnte. An indischen Lehrer sind hier vor allem J.P.S Uberoi und Chaturvedi Badrinath zu nennen, die sich beide als Inder mit westlichen Kulturtraditionen beschäftigten, also die hier versuchte Denkbewegung in umgekehrter Richtung beschritten haben.

Persönlicher und besonders von Herzen kommender Dank gilt Katrin Seele für die gelungene Titelseitengestaltung. In langen Gesprächen und während des Verfertigen einer Reihe schier unzähliger Entwürfe der Faust-Szene des Pudels vor der Schwelle wurde uns klar, welch genialer Zug es von Goethe war, gerade einen Pudel als Erscheinung des Mephisto zu wählen: Der so ausgeprägt domestizierte Pudel in seiner vermeintlich niedlichen Gestalt unterstreicht die Arglist des Teufels auf kongeniale Weise. Umso diffiziler muss es gewesen sein, diesem Hund bei äußerlicher Harmlosigkeit die Wut des zum ‚Knecht‘ degradierten Teufels in die Augen und in die Körperhaltung zu zeichnen. Das an der Schwelle ‚schnuppern‘ steht im Gegensatz zur angewiderten Körperhaltung; hierin drückt sich die Widersprüchlichkeit des physischen Abgestoßen-Seins bei gleichzeitiger Nähe und dem Willen des Übertretens aus.

Für das Zustandekommen dieses Buchs bin ich zum einen der Herausgeberin Frau Ilse Modelmog in tiefer Dankbarkeit verbunden, zum anderen der Oldenburger Universitätsgesellschaft, namentlich dem Präsidenten Herrn Peter Waskönig für die Gewährung eines außerordentlichen Druckkostenzuschusses.

Die Arbeit an der Denkfigur ‚Schwelle‘ ist mit diesem Buch sicherlich nicht abgeschlossen. Sollte das hier Dargelegte als Anstoß für weitere Gedanken Verwendung finden, wäre dies mehr als es zu Hoffen gäbe.

Peter F. Saeverin

Berlin, September 2002

*Aller Anfang ist heiter, die Schwelle ist der
Platz der Erwartung.*

Goethe: Wilhelm Meisters Lehrjahre

Philosophus semper est laetus

Spruchwort

1 Einleitung

1.1 Übersicht

„Das Phänomen des Übergangs kann in vielen [...] menschlichen Handlungen zum Vorschein kommen und tritt auch in allgemeinen biologischen Abläufen, in der Anwendung physischer Energie und in kosmischen Rhythmen in Erscheinung“ (van Gennep, Übergangsriten, S. 175f).

Diese Arbeit hat sich eine kritische Analyse des Begriffs ‚Schwelle‘ vorgenommen, um Übergangsphänomene beschreibbar zu machen und auf ihre Beziehungsstruktur hin zu untersuchen. Der Begriff der Schwelle wird häufig – auch in der Wissenschaft – verwendet (siehe Statistik in Kap. 1.2), und doch ist seine Bedeutung nicht scharf definiert. Begriffe wie ‚Hemmschwelle‘, ‚Schwellenland‘, ‚unterschwellig‘ oder ‚Schwellenwert‘ sind gängige Vokabeln, die innerhalb verschiedener Zusammenhänge gebraucht werden und allesamt Übergänge charakterisieren, die teils fließend, teils scharf vollzogen werden. Auch in der philosophischen Literatur ist der Begriff nicht unbekannt, nur wird er dort nicht explizit thematisiert. Dies verwundert, geht es doch in vielen Themenkreisen der Philosophie um Übergänge. Da der Begriff nicht scharf definiert ist, kann es zu einem unklaren, diffusen Sprachgebrauch kommen, der wiederum neue Fragen aufwirft, was Schwelle denn eigentlich bedeuten kann. In der Philosophie kann der Schwellenbegriff zum Einsatz kommen, wenn es um Übergänge geht. Transzendenz beispielsweise behandelt einen Übergang, bedeutet das lateinische *trans-cedere* doch „überschreiten“.

Das Anliegen dieser Arbeit richtet sich jedoch nicht auf die Frage nach dem Übergang von Transzendenz und Immanenz.¹ Hier sollen kultur- und sozialphilosophische sowie historisch-anthropologischen Fragen zum Thema ‚Übergänge‘ angegangen werden. Arnold van Genneps Übergangsriten stel-

1 Diese Frage reicht in die philosophische Forschung hinein, die den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Des weiteren kann die Frage erst dann angegangen werden, wenn der Begriff geklärt und seine kulturphilosophische Bedeutung beschrieben wurde.

len ein kulturanthropologisches Fundament dar. Die Ausführungen der vorliegenden Arbeit zum Begriff der Schwelle werden an verschiedener Stelle van Genneps Thesen gegenübergestellt.

Zunächst einmal soll der Begriff jedoch ganz allgemein und umgangssprachlich vorgestellt werden. Dabei erkennt man bereits, dass die Bedeutungsebenen des Begriffs vielfältig sind und die Möglichkeiten, den Begriff im übertragenen Sinne zu verwenden, ebenso:

„Schwelle,

- 1) *allgemein*: (Türschwelle) auf dem Boden in den Türrahmen eingepasster Anschlag.
- 2) Eisenbahnbau: Schwellen übertragen den Druck der Schienen auf die Bettung; sie werden aus teergetränktem Kiefern- oder Buchenholz (selten Eiche) oder Stahlbeton hergestellt.
- 3) *Geologie*: undeutlich begrenzte Aufwölbung des Land- oder Meeresbodens.²
- 4) *Psychologie*: die Reizwerte (Empfindungen, Reaktionen), die mindestens erzeugt werden müssen, damit ein Mensch einen Reiz beziehungsweise Reizunterschied wahrnehmen kann.“

(Bibliographisches Institut & F.A. Brockhaus)

Allen Ausführungen gemein ist die Beschreibung eines Übergangs. Ansonsten stellen die vier Auffassungen verschiedene Momente in den Vordergrund. Doch kommt es weniger auf die definierten Schwellen an, sondern vielmehr auf den Schwellenbegriff, der im übertragenen Sinne verwendet wird. Die Summe dieser Phänomene ist es dann, die Aufschluss über den Begriff als ganzes liefern kann. Schwelle im übertragenen Sinne kann man salopp als Dichtersprache bezeichnen, durch den Begriff wird jene „konnotative Ungenauigkeit“ (Freier 1973, 5) vermittelt, um die es z. B. in der Poetik geht.

Mit dem Begriff lassen sich Assoziationen transportieren, es lassen sich Beziehungen ausdrücken, die dabei nicht benannt werden müssen. „Das Überschreiten der Schwelle wird darum auch vielfach in gehobener Sprache *pars pro toto* für das Betreten des Hauses gebraucht. Man begrüßt den hohen Gast an der Schwelle seines Hauses“ (Bollnow, Mensch und Raum, S. 157).

2 Auch: „Schwelle, flache Aufwölbung des Meeresbodens oder des Festlands ohne deutliche Ränder.“ (B. Universallexikon)

Auch Unklarheiten können mit dem Begriff der Schwelle ausgedrückt werden, das lässt sich schon an der geologischen Definition von Schwelle zeigen. Dort heißt Schwelle ‚ohne deutlich sichtbare Ränder‘. Plato bringt diese Thematik beispielhaft auf den Punkt:

„Wirklich, Kephalos, antwortete ich, unterhalte ich mich gern mit besonders alten Männern; denn ich meine, man muß sich bei ihnen erkundigen als Vorgängern auf einem Pfade, den auch wir vielleicht werden gehen müssen, wie derselbe beschaffen ist, ob rau und beschwerlich oder leicht und bequem. Und so möchte ich auch dich fragen, was du davon hältst, da du bereits die Jahre erreicht hast, welche die Dichter als »Schwelle des Alters« bezeichnen, ob für einen beschwerlichen Teil des Lebens, oder was du sonst darüber aus sagst?“ (Platon: Der Staat, S. 8f).

Häufig auch findet sich der Ausdruck ‚Schwelle des Lebens‘ für Tod oder Geburt in jener ‚gehobenen Sprache‘, der sich die Dichter bedienen. Gemeinsam ist diesen Übergängen, dass sie nicht scharf zu definieren sind. In der medizinischen und ethischen Diskussion wird versucht, diesen Übergangsmoment zu fixieren und zu definieren und doch bleibt der Begriff der Schwelle hier bestehen, nicht nur bei Dichtern. Es scheint also eine gewisse Notwendigkeit für das Vokabular zur Beschreibung unscharfer Übergänge zu geben.

Paul Celan kann als beispielhaft für die Verwendung des Schwellenbegriffs in der Dichtung angesehen werden. Bei ihm wird ‚Schwelle‘ zu einer Chiffre.³ In seinem Gedichtband „von Schwelle zu Schwelle“ heißt es in dem Gedicht ‚Gemeinsam‘: „Da nun die Nacht und die Stunde / so auf den Schwellen nennt / die eingehn und ausgehn, / guthieß, was wir getan, / da uns kein Drittes den Weg wies, ...“ (Celan, Von Schwelle zu Schwelle, S. 12). In diesem nicht auf Präzision angelegten Gebrauch des Begriffs liegen Risiken verborgen. Es kann zu sinnentstellenden bis unsinnigen Verwendungen kommen.⁴ Es bestehen von daher zwei Desiderate an die kriti-

3 „Celans Dichtung wurzelt in der jüdischen Kulturtradition, die abstrakten Verse sind von einer sehr persönlichen Sprachsensibilität, einer eigenen Welt der Metaphern und Chiffren, bestimmt“ (Brockhaus). Übergänge werden häufig chiffriert. Ein Beispiel aus der Philosophie bildet Karl Jaspers, der von den „Chiffren der Transzendenz“ spricht. Wie der Begriff der Schwelle in das existenzphilosophische Denken einbezogen werden könnte, eine Fragestellung philosophischer Forschung, die an anderer Stelle aufzugreifen wäre.

4 Ulrike Wolitz nennt ihr „Kursbuch zum Credo“ in Anlehnung an Paul Celan „Von Schwelle zu Schwelle“. Darin kommt es zu folgender Vermischung der Ebenen: Der

sche Analyse: Zum einen den Begriff (wie es in 1.4 vorgenommen wird) als Vokabel der Beziehungsstrukturen zu untersuchen, zum anderen aber auch den Begriff innerhalb seiner Unschärfe zu bestimmen, um sinnentstellende Verwendungen zu verhindern.

Man mag nun fragen, worin denn die Relevanz des Schwellenbegriffes im allgemeinen und in der Philosophie im speziellen liegt. Zudem scheint es gegenwärtig so, dass das Phänomen der Schwelle an Beachtung im Sinne von bewusster Wahrnehmung verliert.⁵ Walter Benjamin führt dazu aus:

„Wird sind sehr arm an Schwellenerfahrungen geworden. Das Einschlafen ist vielleicht die einzige, die uns geblieben ist. (Aber damit auch das Erwachen.) Und schließlich wagt wie der Gestaltenwandel des Traums über Schwellen auch das Auf und Nieder der Unterhaltung und der Geschlechterwandel der Liebe. [...] Es sind die Schwellen überhaupt, aus denen Liebende, Freunde, sich Kräfte zu saugen lieben. Die Huren aber lieben die Schwellen dieser Traumtore“ (Benjamin: Bd. V 1, S. 617f).

Man kann dieses Zitat als Plädoyer für das natürliche Interesse an Übergängen deuten, wie es van Gennep zur Eröffnung dieser Arbeit bereits feststellte. Und doch wird daraus ebenso klar, dass die bewussten Übergangserfahrungen, die ich hier für Schwellenerfahrungen setze, in ihrer Bewussterwerdung verringert werden. Diese Feststellung Benjamins zu überprüfen ist eine der Aufgaben der Arbeit, genau wie daraus neue Fragen zu entwickeln, etwa warum dies so sein könnte und was damit einhergeht. Denn Übergänge sind vorhanden, es ist vielmehr der veränderte Umgang damit, der letztlich den Anstoß und die persönliche Motivation für diese Arbeit gegeben hat.

Lautet der Titel der Arbeit: *Zum Begriff der Schwelle – systematische Untersuchung von Übergängen*, stellt sich die Frage der Herangehensweise an das Thema. Aus der allgemeinen Wahrnehmung des Schwellenbegriffes wird eine Phänomenologie der Schwelle entwickelt, wobei Schwellenphänomene

Celan-Titel soll die zwölf Punkte des Credo symbolisieren, dabei einen für jedem Monat. Doch noch gewagter wird der explizite Gebrauch von ‚Schwelle‘ im Text: Konnotative Ungenauigkeit wird zu Stilblüte: „Die dürre Schwelle unserer Gegenwart gleicht der Schwelle am Haupteingang unseres Münsters auf der Insel Frauenchiemsee: die Füße des Gottsuchens haben die Türschwelle ganz ausgetreten. Sie trägt weiter treu hinüber ins Drinnen und Draußen. Doch will der moderne Mensch das noch, die Schwelle Gottes eintreten?“ (Wolitz, Von Schwelle zu Schwelle, S. 12).

5 Womit noch nichts über die Bedeutung des Phänomens ausgesagt ist.

nach folgenden fünf Kriterien vorgestellt werden. Die Kriterien stellen methodische Arbeitshypothesen dar, die es im Laufe der Arbeit zu verifizieren gilt.⁶

1. Eigenständigkeit des Schwellenübergangsmomentes.
2. Zur übergangsimmanenten Dynamikentwicklung
3. Die zwei Ebenen des Übergangs
4. Horizontale und vertikale Übergänge
5. Die Relevanz der räumlichen Lage.

Die Reihenfolge der Punkte ist beliebig. Die Kriterien sollen Anhaltspunkte geben, was einen Übergang und speziell den Schwellenübergang charakterisiert. Innerhalb der Kriterien wird eine Systematik der zunehmenden Unschärfe verfolgt. Das bedeutet, dass diejenigen Phänomene zuerst angeführt werden, die plastisch und weniger abstrakt sind. Es liegt in der Natur der Sache, dass sich die einzelnen Aspekte überschneiden und die angeführten Phänomene mehrfach unter anderer Überschrift zitiert werden.

Bei der Arbeit am Begriff der Schwelle stellt sich jedoch auch ein Risiko ein, welches ich den *Imperialismus der Schwelle* nennen möchte. Auf die allgemeine Bedeutung von Übergängen haben bereits van Gennep, zur Lippe u. a. aufmerksam gemacht. Es besteht nun die Gefahr, das Raster der Wahrnehmung so weit zu öffnen, dass auf einmal alles nur noch aus Übergängen besteht, was in dem Sinne ja richtig sein mag, betrachtet man beispielsweise das Phänomen Zeit.⁷ Nur wäre mit diesem Imperialismus nicht viel gewonnen, da es ja darum gehen soll, kritisch das Phänomen des Übergangs zu analysieren und auf den Begriff der Schwelle hin zu untersuchen. Aus diesem Grund ist es hilfreich, jene Kriterien zu ermitteln, die Schwellenübergänge charakterisieren, um eine Methode und einen Fokus zu erlangen, die dem Imperialismus entgegenwirken.

Der Hauptteil der Arbeit beschäftigt sich also mit einer Phänomenologie von Schwellenübergängen, um ein detaillierteres Wissen über den Begriff der Schwelle als allgemeinen Begriff zu bekommen. Ziel ist es dabei, eine eigenständige Denkfigur des Übergangs zu entwickeln. So werden nach der Dar-

6 Details zur Bildung der Kriterien, sowie zur Frage nach der Methodologie: siehe Kapitel 1.5.

7 Gerade Augustins XI Kapitel der Bekenntnisse vertritt einen Zeitbegriff, der diesen ständigen Übergangsgedanken vermittelt. An späterer Stelle wird darauf einzugehen sein.

stellung der Schwellenphänomene thesenartig die Funktionen von Schwellen aus den Erkenntnissen der Phänomenologie entwickelt.

In einem letzten Arbeitsschritt wird beispielhaft der hier erarbeitete Schwellenbegriff auf Homers Odyssee angewendet. In dem Epos geht es, wenn der König nach seiner Irrfahrt zurück nach Ithaka gekehrt ist, darum, wie er den Thron wiederbesteigt und seine rechtmäßige Position wiedererlangt und vor allem auch darum, wie seine Frau Penelope ihn zurückbekommt. Homer verwendet die Türschwellen des Königshauses als Hauptschauplätze, und es soll deswegen die Handlung mit dem hier dargelegten Schwellenbegriff aufgeschlüsselt werden. Der Türschwelle kommt dabei eine besondere Rolle in der Dramaturgie zu, die Plato in seinem Dialog *Ion* auch anführt. Die darin enthaltenen Thesen über die Dichtkunst werden auf die Odyssee und besonders auf die Schwellenpassagen angewendet.

Der Rahmen dieser Arbeit erlaubt es leider nicht, den Begriff der Schwelle in der Forschung zu vertiefen. So stellt Kapitel 5 lediglich eine Reihe von Anregungen vor, wie und in welcher Form der hier dargelegte Begriff der Schwelle in der Forschung zur Anwendung kommen kann. Zu untersuchen sind dabei das Zeitproblem anhand Augustinus' XI. Kapitel der Bekenntnisse, die Immanenz-Transzendenz-Problematik und die Existenzphilosophie zu der Fragestellung, wie sich die ‚Eigenständigkeit des Übergangsmomentes‘ am Begriff der Schwelle zu (beispielsweise) der Jasperschen Auffassung von Existenz (dabei v. a. den Grenzsituationen) verhält.

Ein Resümee, in dem die Ergebnisse zusammengefasst werden, schließt die Arbeit ab.

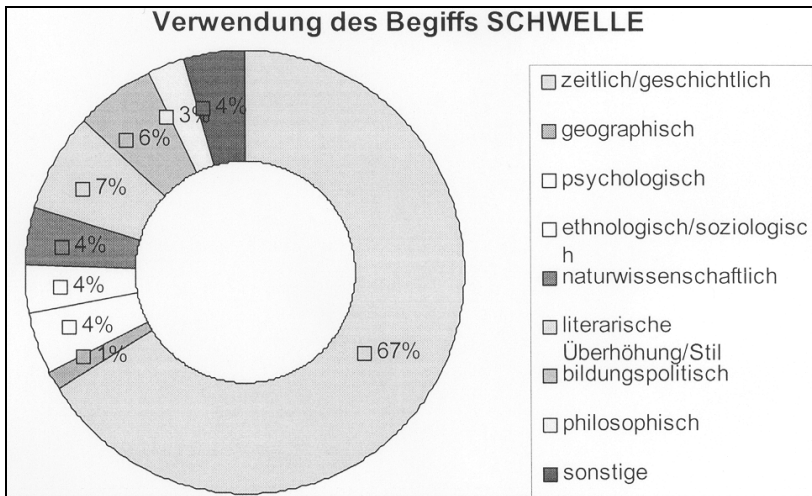
1.2 Überblick zur Forschung am Schwellenbegriff

Der Begriff der Schwelle ist in der Philosophie als Untersuchungsgegenstand weitestgehend unbekannt. Man kann noch weiter gehen und behaupten, dass der Begriff und das Phänomen Schwelle in keiner Wissenschaftsdisziplin expliziter Gegenstand der Forschung sind, gleichwohl die Übergangscharakteristika, die der Begriff transportiert, ausgedrückt werden (siehe Kap. 2). In der Architektur wird der Begriff behandelt, doch stellt die dort vorzufindende Darstellung keinen Ansatz dar, der das Phänomen an sich erhellen würde. Dort wird die Funktionalität des Bauelements Schwelle angezeigt.

Um die Behauptung der Nichtbeachtung des Schwellenbegriffes zu untermauern wurden 17 philosophische Lexika⁸ bemüht und auf den Begriff hin angesehen. Folgende Reihe philosophischer Lexika weist keinerlei Eintrag zum Begriff der Schwelle auf: Ritter, Eisler, Mauthner, Ulfig, Neuhäusler, Baeumler, Austeda, Sandkühler, Klaus, Diemer, Apel, Walch, Krings. In folgenden englischsprachigen Lexika findet sich ebenso kein Eintrag zu „threshold“: Lacey, Edwards, Flew, Craig. Nur zwei philosophische Lexika erwähnen den Begriff der Schwelle. Und dies auch nur in dem psychologischen und nicht rein philosophischen Zusammenhang von Herbart und seiner ‚Schwelle des Bewußtseins‘: „Schwelle des Bewusstseins, ein von Herbart in die Psychologie eingeführter Begriff, womit er die Grenze zwischen Bewusstem und Unbewusstem bezeichnet“ (Schmidt, Phil. WB. S. 538). In Hoffmeisters Wörterbuch findet man zwischen *Schwärmerei* und *Schwermut* ebenfalls Herberts ‚Schwelle des Bewußtseins‘ als „Grenze des Merklichwerdens oder des Verschwindens einer Vorstellung aus dem Bewusstsein“ (Hoffmeister, WB d. phil. Begriffe, S. 546).

Und doch scheint es so, dass der Begriff der Schwelle von wissenschaftlicher Relevanz zu sein hat, betrachtet man die Häufigkeit des Begriffs in Buchtiteln wissenschaftlicher Publikationen. Allgemein lässt sich hier feststellen, dass der Schwellenbegriff Übergangsmomente beschreibt, die an sich in den jeweiligen Disziplinen für die Disziplin von Bedeutung sind. Aus einer beliebigen Reihe von 157 Titeln, in denen ‚Schwelle‘ enthalten ist, lassen sich folgende Häufigkeitsverteilungen ermitteln. Die Auswahl der Kriterien erfolgte nach Sichtung der Titel und erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit noch auf eine repräsentative Verteilung.

8 Die Untersuchung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Es soll ein erster Hinweis und eine erste Näherung an den Begriff sein, wie und in welcher Weise er philosophisch rezipiert worden ist.



Für die hier verfolgte Fragestellung ergab sich kein unmittelbar zutreffendes Werk. Von daher stellt die hier aufgeworfene Frage ein eigenes Forschungsgebiet dar, das sich angrenzender Forschungsinteressen und angrenzenden Forschungsergebnissen bedienen muss. Wesentliche Beiträge haben die Arbeiten der Kulturanthropologen von Arnold van Gennep und Victor Turner geleistet, die sich mit Übergängen aus anthropologischer Sichtweise beschäftigen. Übergänge in der Philosophie sind m. E. recht wenig bearbeitet, Beiträge oder Beschreibungen zur Grenze hingegen sind vielfältig vorhanden und müssen von dem Schwellenbegriff abgegrenzt werden.

1.2.1 Explizite Forschungsbeiträge

Der Begriff der Schwelle charakterisiert Übergänge. Dabei ist nicht nur ein physischer Übergang wie beispielsweise zwischen zwei Räumen gemeint, sondern auch und vor allem Übergänge „in allgemeinen biologischen Abläufen, in der Anwendung physischer Energie und in kosmischen⁹ Rhythmen“. (van Gennep, 1986, S. 175f).

⁹ Als beispielhaftes Theoriengebäude soll hier die Anthroposophie Erwähnung finden. Lievegoed spricht von *inkarnierenden und exkarnierenden Strömen*: „Den Sonnenprozeß haben wir als eine Zusammenziehungs- bzw. Ausdehnungsbewegung beschrieben, die spiralförmig verläuft.“ (Lievegoed (1985), S. 132).

Arnold van Gennep ist einer der wenigen, womöglich der einzige, der zum Begriff der Schwelle gearbeitet hat, indem er ihn zum Kernstück seiner ‚Übungsriten‘ machte. Auch seine Arbeit ist weit entfernt, ein Beitrag zur eigenen Schwellenthematik zu sein, doch ist sie immerhin ein Beitrag, in welchem der Begriff ‚Schwelle‘ einen ausdrücklichen Raum einnimmt, nämlich den Moment des Übergangs.

Van Gennep stellt in seinem 1909 erstmals veröffentlichten Werk *Les rites de passage* ein dreiphasiges Schema von sog. ‚Übungsriten‘ vor. Um jedoch dieses Schema einordnen zu können, werden hier holzschnittartig die Prämissen van Genneps wiedergegeben, aus denen hervorgeht, weshalb überhaupt von Riten die Rede ist. Nach van Gennep ist die soziale Ordnung aus „strikt getrennten sozialen Gruppierungen zusammengesetzt (Familien-, Lokal-, Berufs-, Religionsgruppen)“, die sich untereinander statisch verhalten. „Die Dynamik des sozialen Lebens fordert ständige Grenzüberschreitungen“ (Schomburg-Scherff, S. 242), die in allen Gesellschaften von Riten begleitet werden, um mögliche Störungen der Sozialordnung durch eine Steuerung der Veränderungsprozesse abzuschwächen. Derartige Riten, die räumliche, soziale und zeitliche Übergänge sowohl begleiten als auch gewährleisten und kontrollieren, bezeichnet van Gennep als Übungsriten. Sie haben immer die gleiche Funktion und die gleiche Form: Ihre Funktion ist die Kontrolle der Dynamik des sozialen Lebens, ihre Form die Dreiphasenstruktur.“ (Schomburg-Scherff, S. 244). Diese Dreiphasenstruktur für Übungsriten stellt eine Erweiterung der von Mauss und Hubert 1899 analysierten Opferhandlung dar¹⁰ und lautet wie folgt:

1. Trennungsphase, die vom früheren Zustand oder Ort löst
2. Schwellenphase, in der man sich gleichsam zwischen zwei Welten befindet
3. Angliederungsphase, die in den neuen Ort bzw. Zustand integriert.

Um die Eigenständigkeit des Schwellenübergangsmomentes zu verdeutlichen ist die mittlere – die Schwellenphase – von hervortretender Bedeutung. Van Gennep charakterisiert sie wie folgt: „Jeder, der sich von der einen

10 Nach Hubert und Mauss (1899) sehen die drei Phasen der Opferhandlung folgendermaßen aus: „In der ersten Phase löst sich der Opfernde von der profanen und tritt in die sakrale Welt. Die mittlere Phase ist durch den intimen Kontakt mit der sakralen Welt gekennzeichnet, und die letzte Phase umfasst die Desakralisierung und die Rückkehr in die profane Welt sowie die Wiederaufnahme des normalen Lebens.“ (Schomburg-Scherff, S. 243).

Sphäre in die andre begibt, befindet sich eine Zeitlang sowohl räumlich als auch magisch-religiös in einer besonderen Situation: Er schwebt zwischen zwei Welten. Diese Situation bezeichne ich als Schwellenphase, und eines der Ziele dieses Buches ist es zu zeigen, dass man diese räumliche und symbolische Transitionsphase mehr oder weniger ausgeprägt in allen Zeremonien wiederfinden kann, die den Übergang von einer magisch-religiösen oder sozialen Situation zur anderen begleiten.“ (van Gennep, Übergangsriten, S. 27f).

Der Moment auf der Schwelle, nach dem Begriff der „Schwellenphase“ ‚gleichsam zwischen zwei Welten‘ ist auch der Moment des Beginns der Angliederungsphase. Deutlich macht dies Derrida, der die Begriffe zusammengezogen verwendet: „Wir sind noch auf der Schwelle/im Beginn“ (Derrida, Verneinungen, S. 51) schreibt er zu Beginn des zweiten Kapitels immerhin auf Seite 51 (von insgesamt 106 Seiten). Sein gesamter Vortrag über das Nicht-Sprechen, der per se einer paradoxen Diktion folgt,¹¹ beginnt gar nicht, da er auf der Schwelle des Vortrags¹² 106 Seiten lang verharret, damit aber wieder die Form des Vortrags dem Inhalt anpasst, indem er gar nicht anfängt. Am Ende des Buches auf Seite 106 schreibt er nach eigenem Bekunden noch immer ‚auf der Schwelle/im Beginn‘ zu sein. „Fiktion oder Fabel, alles geht vonstatten, als ob ich – auf der Schwelle/im Beginn dieses Vortrags – hätte fragen wollen, was sie sagen wollen, diese drei Adverbien/Beiworte, und woher sie kommen.“ Gleiches gilt m. E. übrigens auch für die Trennungsphase nach van Gennep. Den Gedanken Derridas aufnehmend

11 Nämlich einen Vortrag darüber zu halten eben nicht zu sprechen, oder wie er es nennt: *Wie nicht sprechen: Verneinungen*. Methodisch hat man es hier also mit negativer Argumentation zu tun, da sein Thema ja auch die negative Theologie ist, die m. E. auch der einzige Weg, ist, mit Worten über das Verneinen von der Verwendung von Worten zu sprechen. Interessant an dieser Stelle ist die Auflösung seines Vortrages: „.... auf der Schwelle/im Beginn einer jeden Verrichtung, aber besonders, wenn es um die Theologie geht, muß man mit Gebeten beginnen.“ (Derrida, Verneinungen, S. 79)

12 Die Formulierung ‚auf der Schwelle des Vortrags‘ mag gekünstelt erscheinen, ist aber nicht wirklich neu. Bereits Bacon sprach in seiner Vorrede zur ‚Großen Erneuerung der Wissenschaften‘ über die Vorrede als der *Schwelle seines Werkes*: „Aber eingebildeter Reichtum ist eine Hauptursache der Armuth und die Zuversicht auf das Gegenwärtige lässt die wahre Hülfe für die Zukunft vernachlässigen. Deshalb ist es zweckmässig, ja nothwendig, dass hier an der Schwelle meines Werkes ohne Umschweife und im Ernste alles Uebermaass von Ehrfurcht und Bewunderung vor den bisherigen Entdeckungen aufhöre, und dass die nützliche Ermahnung ergehe, man möge dessen Menge und Nützlichkeit nicht übertreiben noch übertrieben rühmen.“ (Bacon, Organon, S. 37)

könnte man also der Deutlichkeit halber formulieren. *Am Ende/ auf der Schwelle/ im Beginn.*

Sowohl van Gennep als auch Derrida machen deutlich, dass der Begriff der Schwelle eine Besonderheit aufweist, die ihn von den scharf umrissenen Begriffen absondert. Es gibt anscheinend einen Moment während des Übergangs, der eine eigene Qualität besitzt. Van Gennep hat darauf hingewiesen, Victor Turner hat den Ansatz später aufgegriffen und die sogenannten ‚liminal entities‘ (»Betwixt and Between«, 1964) vorgestellt. Doch den Begriff als Denkfigur aufzufassen ist bislang nicht erfolgt, noch ihn in den Dienst einzelner Wissenschaftsdisziplinen aufzunehmen. Von Hartmann hat einen Versuch unternommen, wie gleich ausgeführt wird, doch ist seine Arbeit heute wenig beachtet.

Es muss also das Raster für den Begriff geöffnet werden, um mehr über das Phänomen zu erfahren. Folglich werden nun weitere Forschungsbeiträge vorgestellt, die mit dem Begriff operieren, nur verdeckter oder mit einer gänzlich verschiedenen Zielsetzung, wobei der Schwellenbegriff als Instrument und nicht als Untersuchungsgegenstand begriffen werden muss.

1.2.2 Implizite Forschungsbeiträge

Unter impliziten Forschungsbeiträgen muss man generell zwischen zwei Arten unterscheiden. Zum einen denjenigen, die sich ausdrücklich dem Begriff der Schwelle widmen (dies jedoch in anderem Zusammenhang als dem kulturphilosophischen hier). Dazu zählen in erster Linie Beschreibungen von Schwellen im nicht-übertragenen Sinne wie Türschwellen oder Schwellenwerte, die aber implizit bereits die hier zu diskutierenden Thesen enthalten. Zum anderen müssen zu den impliziten Forschungsbeiträge diejenigen gezählt werden, die ihre Gedanken am und mit dem Begriff der Schwelle ausführen. Dazu zählt Walter Benjamin, der in seinem Passagenwerk *Übergänge* aus gänzlich verschiedener Perspektive untersucht. Dazu zählt Ernst von Cassirer, der den Begriff der Schwelle am Rande behandelt, jedoch aus einem rein mythischen Verständnis heraus und dazu zählt Rudolf Steiner, der Schwelle als Pforte in andere Welten versteht und am Begriff der Schwelle den Übergang in ‚höhere Welten‘ beschreibt. Allgemein gilt es festzustellen, dass der Begriff der Schwelle in den zitierten Referenzen stets Thema am Rande ist, niemals Untersuchungsgegenstand als solcher. Häufig wird der Begriff als Metapher benutzt, um die eigentlich zu transportieren-

den Gedanken zu schmücken (Stichwort „gehobene Sprache“) oder durch die Bildhaftigkeit verständlicher zu machen. Insofern stellt diese Arbeit die erste Untersuchung dar, die den Begriff und das Phänomen ‚Schwelle‘ explizit zum Gegenstand hat.

Dieser Überblick soll mit der praktischen, nicht der übertragenen Bedeutung von Schwelle beginnen. Von daher wird der Begriff der Schwelle anhand von Bollnows *Mensch und Raum*, einem in der Architektur verwendeten Lehrbuch, vorgestellt. Dabei werden bereits einige der später zu diskutierenden Fragen aufgeworfen.

„Das Durchschreiten der Tür ist das Überschreiten der Schwelle, womit man in der Regel den unteren Türbalken bezeichnet. Die Schwelle bezeichnet darum noch bestimmter die Grenze zwischen dem Drinnen und dem Draußen. [...] Wir hatten die Tür bisher vorwiegend von der Seite dessen betrachtet, der unter ihrem Schutz in seiner Wohnung zu Hause ist. Ganz anders stellen sich die Verhältnisse für denjenigen dar, der von außen her kommend, durch die Tür in den Raum eintritt; denn er tritt dadurch in den Lebensbereich des anderen Menschen – oder wenn wir den analogen Fall des mit dem Haus letztlich gleichbedeutenden Tempels gleich hinzunehmen: in den Machtbereich der Gottheit ein“ (Bollnow, *Mensch und Raum*, S. 157).

Bereits hier wird deutlich, dass der Begriff ‚Schwelle‘ deutlich mehr als die praktische Funktionalität des Türbalkens umfasst. Bollnow führt weiter aus, dass der Schwelle in ‚früheren Religionen‘ eine kultische Bedeutung zukam. Die Frage lautet nun, was von dieser Symbolik heute noch vorhanden ist, wo man im Westen doch in einer säkularisierten Welt lebt, deren Denken ebenso säkular geprägt scheint. So man Bollnows Beitrag als Forschungsbeitrag zur Schwellenthematik im weiteren Sinn verstehen mag, zeigt dies vor allem, wie wenig der Schwellenbegriff in der Gegenwart reflektiert wird, da dort noch immer mit der Symbolik der frühen Gesellschaftsformen argumentiert wird. Welche Bedeutung Schwellen gegenwärtig innehaben wird dort nicht beantwortet.

Ganz ähnlich wie Bollnow geht Ernst von Cassirer den Begriff Schwelle an. „Ein eigenes mythisch-religiöses Urgefühl knüpft sich an die Tatsache der räumlichen ‚Schwelle‘“ (Cassirer, *mythische Denken*, S. 127). Auch hier stellt sich die Thematik im Licht der gegenwärtig wenig diskutierten Mythen dar.

„Die Heiligkeit der Schwelle ist es, die, wie sie ursprünglich die Behausung des Gottes schützt, dann auch in der Form der Land- und Feldgemarkung das Land, das Feld, das Haus vor jedem feindlichen Übergriff oder Angriff bewahrt.“ (Cassirer, *mythische Denken*, S. 127).

Eduard von Hartmann arbeitet in seiner *Philosophie des Unbewussten* mit dem Begriff der Schwelle als Denkfigur und hebt sich damit methodisch von den mythischen Beiträgen ab. Dabei stützt sich von Hartmann auf Herbart und dessen ‚Schwelle des Unbewussten‘, worin jedoch auch psychologische Forschungsinteressen bearbeitet werden und kein expliziter Beitrag zur Schwellenthematik geliefert wird.

Von Hartmanns Thema ist das Unbewusste und der ‚Versuch einer Weltanschauung‘. Der Begriff der Schwelle dient ihm dazu, das Unbewusste und die Beziehung des Bewussten mit dem Unbewussten zu demonstrieren.

In dem Werk ‚Philosophie des Unbewussten‘ schickt sich von Hartmann an, „[...] den Leser mit dem Begriff der Schwelle bekannt zu machen, der in den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft von Bedeutung ist, und den auch wir für unsere Untersuchungen nicht entbehren können. Dass übrigens eine gewisse Stärke des Hirnreizes dazu gehört, um überhaupt die Seele zu einer Reaction zu nöthigen, ist teleologisch sehr begreiflich, denn was sollte aus uns armen Seelen werden, wenn wir fortwährend auf die unendliche Menge unendlich kleiner Reize reagiren sollten, die uns unaufhörlich umspielen“ (Hartmann: *Philosophie des Unbewußten*, S. 32). „Schwelle“ stellt für von Hartmann ein Wahrnehmungsmuster dar, mit dessen Hilfe ‚die Seele‘ eine Auswahl an Reizen trifft, die zu es verarbeiten gilt. Um das Unbewusste überhaupt als solches in Erscheinung treten zu lassen bedarf es also einer Menge an Informationen oder Dingen, die vorhanden sind, jedoch nicht wahrgenommen werden, da sie unterhalb der Schwelle der Wahrnehmung liegen.

Walter Benjamin verwendet in seinem *Passagenwerk* auffällig häufig den Begriff der Schwelle und geht an einer Stelle explizit auf den Begriff ein: „Schwelle ist eine Zone. Wandel, Übergang, Fluten liegen im Worte „schwellen“ und diese Bedeutung hat die Etymologie nicht zu übersehen. Andererseits ist es notwendig, den unmittelbaren tektonischen und zeremonialen Zusammenhang festzustellen, der das Wort zu seiner Bedeutung gebracht“ (Benjamin: Bd. V 1, S. 617f).

Hier findet sich eine gänzlich verschiedene Konnotation des Schwellenbegriffes und damit kann bereits angedeutet werden, dass der Begriff ‚Schwelle‘ kein scharf umrissenes Feld darstellt, sondern eine Vokabel ist, die Übergänge charakterisiert, welche jedoch selber nicht mit letzter Präzision charakterisiert werden können. Benjamin deutet die etymologischen Wurzeln an, und dabei wird ein weiteres Mal klar, wie wenig exakt der Begriff und wie dynamisch im Gegenzug der Vorgang ist, der sich *auf der Schwelle* abspielt.

Abschließend soll als Beispiel eine allegorische Verwendung des Schwellenbegriffes angeführt werden, die jedoch nur bedingt als impliziter Beitrag des Forschungsüberblicks angesehen werden kann. Rudolf Steiner nutzt das Bild der Schwelle, um daran den Übergang in „geistige Welten“ zu demonstrieren. Dabei geht er so weit, die Schwelle nicht nur zu anthropomorphisieren, sondern sie gar zu personifizieren:

„Der «kleine Hüter der Schwelle» ist ein selbständiges Wesen. Dieses ist für den Menschen nicht vorhanden, bevor die entsprechende Entwicklungsstufe von ihm erreicht ist. [...] ... ich bin es selbst, die Wesenheit, die sich einen Leib gebildet hat aus deinen edlen und deinen üblen Verrichtungen. Meine gespenstige Gestalt ist aus dem Kontobuche deines eigenen Lebens gewoben. [...] Ich werde, wenn du meine Schwelle überschritten hast, keinen Augenblick mehr als dir sichtbares Wesen von deiner Seite weichen“ (Steiner, geistige Welten, S. 193-195).

Wissenschaftlich problematisch bis unhaltbar, als phänomenologische Spur jedoch durchaus zu verwerten ist diese Darstellung eines Schwellenübergangs. An dieser Verwendung tritt eine der Grundfragen zum Schwellenbegriff hervor: Kann man beide Seiten der Schwelle kennen oder nicht? Und wenn nicht, warum macht es dann einen Unterschied, wenn man die Markierung des Übergangs ‚Schwelle‘ statt ‚Grenze‘ nennt? Es ist also, bevor der Begriff der Schwelle im Detail untersucht wird, erforderlich, den Begriff von verwandten Begriffen abzugrenzen. Dies ist der Inhalt des folgenden Kapitels.

Die vorgebrachten Beiträge zum Schwellenbegriff machen in erster Linie deutlich, wie wenig bearbeitet der Begriff ist, und wie weit und diffus, wie „fuzzelig“ und unscharf das semantische Feld um den Begriff herum ist. Dennoch werden durch den Begriff philosophische Fragen berührt, die den Ausschlag zur Verfertigung dieser Arbeit bildeten.

1.3 Abgrenzung des Schwellenbegriffs zu verwandten Übergangsvokabeln

Übergänge stellen ein Phänomen dar, das in vielen Bereichen zu beobachten ist. Dabei entstehen verschiedene Arten von Übergängen, die vor allem dadurch unterschieden werden können, wie die Räume¹³ voneinander getrennt sind und wer oder was sich zwischen diesen Räumen mit welchem Verständnis bewegt. Um Übergänge zu beschreiben gibt es eine Reihe von eng miteinander verwandten Begriffen. Diese Arbeit hat den Begriff der Schwelle zum Gegenstand, und so gilt es zu Beginn, diesen von den übrigen Übergangsvokabeln abzugrenzen. Dazu zähle ich hauptsächlich: *Grenze*, *Interface*, *Schranke* und *Membrane*. Es ist in diesem Zusammenhang eine zusätzliche Hilfe, die Übersetzungen der Begriffe in andere Sprachen zu untersuchen und dabei auf die Etymologie zu achten. Somit erschließen sich weitere Beziehungen des konnotativen Umfeldes.

Es kann jedoch nicht das Ziel sein, zu einer endgültigen Begriffsklärung zu kommen, zumal diese Arbeit keine sprachwissenschaftliche Arbeit ist. Dieses einleitende Kapitel stellt einen Überblick zur Ausdifferenzierung von Übergängen dar. Die Begriffe detailliert abzugleichen wird Gegenstand des Hauptteils sein. Dort wird rückgreifend auf die hier dargelegten Vokabeln verwiesen.

In den *Übergangsriten* stellt van Gennep den Begriff der Grenze dem der Schwelle gegenüber: „Die Grenze – eine imaginäre Linie, die Grenzsteine oder -pfähle verbindet – ist eigentlich nur auf Landkarten wirklich sichtbar“ (van Gennep, *Übergangsriten*, S. 25). Schwelle hingegen beschreibt einen Raum, der, wie es Benjamin formuliert, die „Identität von Lage und Gelegenem“ (Benjamin, Bd. II, S. 115) ausdrückt. Grenze bedeutet ein Konstrukt, das dieser Identität entbehren kann, aber nicht muss. Im Englischen übersetzt man Grenze allgemein mit *frontier*, politische Grenze hingegen mit *boundary-line*. „I shall understand by the term frontier a certain kind of a region or a zone, physical or ecological, geopolitical, ethnolinguistical or cultural, and not the political delimited and demarcated boundary-lines between states“ (Uberoi, *History and Society*, S. 67).¹⁴

13 Mit Raum ist hier nicht nur ein topographischer Raum gemeint.

14 Uberoi als Inder, der in Lahore, dem gegenwärtigen Pakistan geboren wurde, hat freilich einen biographisch geprägten Zugang zum Thema. Geht es um Ländergrenzen, beruft er sich auf alte Sanskrittexte: “From Sanskrit Epic Vishnu Purana II: 3:1: North of the ocean

In dieser englischen Begriffsbestimmung kommt bereits zum Ausdruck, dass *frontier* einen eigenen Raum beanspruchen kann, wohingegen *boundary-lines* eine imaginäre Linie darstellen. Die deutsche ‚Grenze‘ nun ermöglicht beide Auffassungen. Anders jedoch das sowohl im Deutschen wie im Englischen gebräuchliche *Interface*. Als *Terminus technicus* versteht man darunter eine *Schnittstelle*, die beispielsweise einen Computer mit seinen Peripheriegeräten verbindet. Baudrillard beschreibt in ‚Amerika‘ den Begriff *Interface* als kulturell konstituierend für ein ‚*phobisches Leitbild*‘, nach welchem das Leben, und sei es in seiner direktesten Form in der Sexualität, gemieden wird, indem man sich eben nicht berührt, sondern ‚*Informationen*‘ austauscht. Dies ist die technologische Dimension von *Interface*, wie man sie zwischen Computer und Drucker kennt, als menschliche Dimension, die sich vom Leben entfernt, wenn man Leben als Aneinanderreihung von Übergängen oder wie Benjamin als ‚Schwellenerfahrung‘ versteht. „Diese Kultur [die nordamerikanische] erfindet gleichzeitig Spezialinstitute für Körperkontakt und Kochtöpfe, in denen das Wasser den Boden *nicht berührt*, da er so homogen, trocken und künstlich ist, dass kein einziger Wassertropfen an ihm hängen bleibt, genau wie sich die Körper im *feeling* und in der therapeutischen Liebe nicht einen Augenblick lang berühren. Das nennt sich *Interface* oder *Interaktion*. Sie sind an die Stelle des ‚von-Angesicht-zu-Angesicht‘ und der Aktion getreten, man nennt das jetzt *Kommunikation*. Denn es *kommuniziert*: das Wunder besteht darin, dass der Boden des Topfes seine Hitze dem Wasser kommuniziert, ohne es zu berühren, durch eine Art Blubbern auf Abstand. [...] Das nennt sich *Information* und hat sich als phobisches und manisches Leitmotiv überall eingeschlichen und betrifft die erotischen Beziehungen ebenso wie die Küchengeräte“ (Baudrillard, *Amerika*, S. 49). Wohingegen „Grenze“ also noch eine Zone ausmacht (s. o.), welche die zu trennenden Räume verbindet, besteht die Besonderheit beim *Interface* darin, eine Verbindung herzustellen, indem ein Übergang vollzogen wird, die Räume jedoch physisch strikt voneinander getrennt bleiben.¹⁵ „*Membrane*“

and south of the snowy mountains lies the country which is called Bharata [Sanskritname für Indien]” (Uberoi, *History and Society*, S. 69).

- 15 Ein Text der Künstlergruppe *Lassigue Bendthaus* (1994) trägt den Titel „Fiber“. Damit ist die Interfacethematik angesprochen, denn jene Datenleitungen werden im Englischen *fiberline* genannt. Die Aussage dieses Textes erinnert an das von Baudrillard beschriebene *Interface*:

“Fiber:

Fiberline, shine, enlight the globe, enlight, communicate. Connect

nimmt einen ähnlichen Effekt auf. Es geht um die Durchlässigkeit bei gleichzeitiger Trennung zweier Räume. Die Räume sind gerade durch die Durchlässigkeit verbunden. Kant grenzt den Begriff der Grenze gegen den der Schranke ab und macht damit bereits deutlich, welche Signifikanz Übergänge in der philosophischen Betrachtung darstellen.

„[...] in allen Grenzen ist auch etwas Positives [...], dahingegen Schranken bloße Negationen enthalten“ (Kant: Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, S. 229). Inwieweit *Schwelle* nun weiter reicht als *Grenze* wird noch festzustellen sein. Fest steht bis hier hin jedenfalls, dass *Grenze* im Deutschen ebenfalls einen unscharfen Begriff darstellt, da er sowohl das Trennen, als auch das Verbinden, nämlich durch die Möglichkeit des Überschreitens, betonen kann. Diese Funktion wird im folgenden zu untersuchen sein, vor allem daraufhin, inwiefern *Schwelle* die Funktion des trennenden Verbindens transportieren kann. Kant verwendet die Abgrenzung in dem Zusammenhang, wie man mit ‚reinen Verstandesbegriffen‘ eine Metaphysik erklären könnte und vor allem, wie eine ‚notwendige Grenzbestimmung der Vernunft‘ auszusehen habe.

Man kann diese Diskussion bereits als Aufforderung verstehen, den Begriff der Grenze und den der Schwelle auf diese Frage anzuwenden. Das hat jedoch an späterer Stelle zu erfolgen.

Es stellt sich nun die Frage, wie der Begriff der Schwelle in Abgrenzung zu den hier angedeuteten Übergangsvokabeln verstanden werden kann. Dazu hilft es, die Übersetzungen der alten Sprachen Europas anzusehen: Auf Altgriechisch gibt es zwei Möglichkeiten Schwelle zu übersetzen:

„odos“: Schwelle: Weg, Pfad, Strecke, Gang, Fahrt, Reise, Marsch, Zug, Lebensweise, Lebenswandel, Art und Weise, Mittel, Ausweg, Gelegenheit, Verfahren.

„bathmos“: Stufe, Schwelle, Sprosse, Rang (Langenscheidts Wörterbuch: Altgriechisch).

Besieht man sich das weite Spektrum der Übersetzungsmöglichkeiten von *odos* bekommt man einen vagen Eindruck, wie komplex und vielschichtig der Begriff verstanden werden kann, wie unscharf er dadurch aber auch wird.

Im Lateinischen stehen die Übersetzungsmöglichkeiten dem Altgriechischen an Komplexität nicht viel nach.

Limen, *inis* n (wohl eigentlich „Querholz“; cf. Limes) 1. a) Schwelle; b) Haus, Wohnung; 2. / a Eingang, Anfang(spunkt); b) Grenze.

Limes, *itis* m (eigentl. „Quer-gang“; *limus*² + *i-t „gehend“; urspr. „künstlich geschaffene quer verlaufende Bahn“) 1. Schneise, (Feld-) Weg; 2. a) Rain; /b) Genzlinie, -scheide; c) Grenzvolk, Reichsgrenze. (Langenscheidts Wörterbuch: Latein).

Im Lateinischen macht es also einen Unterschied, in welchem Genus *limen* bzw. *limes* auftritt. Die Maskulinumform bietet ein umfangreicheres Spektrum. In den Übersetzungsvorschlägen deutet sich bereits an, dass Schwellen einen eigenständigen Raum einnehmen. Dadurch unterscheiden sie sich eklatant von Interface oder Schranke.

Was den Begriff der Schwelle ausmacht und was ihn vor allem philosophisch relevant macht, wird im Hauptteil dieser Arbeit zu untersuchen sein. Der hier geleistete Überblick sollte aufzeigen, dass Übergänge in verschiedener Form existieren und deshalb nicht verallgemeinert werden dürfen; und dass für verschiedene Übergangssituationen verschiedene Vokabeln existieren. Detailliert wird auf die Unterschiede zu anderen Übergangsvokabeln in Kapitel 2.5 zur *Relevanz der räumlichen Lage* eingegangen.

1.4 Forschungsdesiderat und Signifikanz des Themas

Der Begriff der Schwelle ist nicht eindeutig. Man könnte daraus das Desiderat ableiten, eine Begriffsbestimmung zugunsten eines präzisen Schwellenbegriffs vorzunehmen. Dieser Arbeit liegt jedoch ein anderes Desiderat zugrunde. Es ist die Forderung nach einer Sprache, mit der Beziehungsstrukturen sichtbar gemacht werden können. Diese Forderung hat Hans Peter Dürr an verschiedener Stelle aufgestellt: „Wenn man erkennt, dass die Basis der Wirklichkeit eigentlich eine Beziehungsstruktur ist, dann versteht man auch, warum wir so hilflos sind, das in unserer wissenschaftlichen Sprache einzufangen. Wir haben kein Vokabular, um Beziehungsstrukturen auszudrücken“ (Dürr, Gott, Mensch, Wissenschaft, S. 73). Dürr kommt ursprünglich aus der modernen Physik und hat dort auf dem Gebiet der Atomwissenschaft gearbeitet. Ohne die moderne Physik zu referieren sei darauf verwiesen, dass Dürres Behauptung, die Basis der Wirklichkeit sei eine ‚Beziehungsstruktur‘ Ergebnis dieser Physik ist und in der Konsequenz Fragen aufwirft, die

Gegenstand der Philosophie waren, sein sollten und sind. Ontologie, Metaphysik und Transzendenz sind nur einige Beispiele. Vor diesem Hintergrund stellt Dürr nun eine Forderung an die Sprache, womit auch die Wissenschaftssprache gemeint ist: „Wir brauchen meines Erachtens eine sinnbildliche Sprache, denn die streng begriffliche Sprache ist ganz bestimmt zu eng für die Fragen, die wir stellen. Wir brauchen eine bildhafte Sprache, die aber so allgemeingültig ist, dass man feststellen kann, ob wir übereinstimmen oder nicht“ (Dürr, Gott, Mensch, Wissenschaft, S. 153).

Das Desiderat lautet also, ein Vokabular zu entwickeln, das bildhaft genug ist, um damit Unschärfen in den Begriffen zuzulassen, die in der Verständigung jedoch zu Übereinstimmungen führen, und somit näher an der Wirklichkeit liegen.¹⁶ Konkret führt Dürr aus: „Über Transzendenz lässt sich nur in Gleichnissen und Bildern sprechen“ (Dürr, Gott, Mensch, Wissenschaft, S. 168). Das Wort Transzendenz ist bereits sein eigenes Beispiel, stammt es doch von lateinisch *trans-cedere* = überschreiten. Der Übergang wird somit, wenngleich nicht physisch gemeint, im Falle der Transzendenz zum Gleichnis.¹⁷ Zugleich ist Transzendenz eine philosophische Fragestellung. Um das Desiderat zu befriedigen soll die Arbeit über den Begriff der Schwelle daraufhin überprüfen, inwieweit er Beziehungsstrukturen transportieren kann, die sinnbildlich rezipiert werden können.

Die philosophische Signifikanz liegt in der mit dem Begriff zu ermöglichenden Weise Übergänge bildhaft zu beschreiben. Dazu muss jedoch das Bild der Schwelle erläutert werden, was phänomenologisch erfolgen kann, indem verschiedene Beispiele von Schwellen geliefert werden und daraufhin untersucht werden, was man in ihnen über Übergänge lernen kann.

Dürres Forderung ist nicht neu. Sie knüpft an eine alte Tradition an, Wissen nicht nur theoretisch exakt zu vermitteln, sondern auch im weitesten Sinne

16 Nietzsche deutet auf einen Missstand hin, der auch in den weiteren Zusammenhang des Desiderates gehört: „Die Wissenschaft blüht heute und hat das gute Gewissen reichlich im Gesichte, während das, wozu die ganze neuere Philosophie allmählich gesunken ist, dieser Rest Philosophie von heute, Mißtrauen und Mißmut, wenn nicht Spott und Mitleiden gegen sich rege macht. Philosophie auf »Erkenntnistheorie« reduziert, tatsächlich nicht mehr als eine schüchterne Epochistik und Enthaltensamkeitslehre: eine Philosophie, die gar nicht über die Schwelle hinwegkommt und sich peinlich das Recht zum Eintritt verweigert – das ist Philosophie in den letzten Zügen, ein Ende, eine Agonie, etwas, das Mitleiden macht. Wie könnte eine solche Philosophie – herrschen!“ (Nietzsche: *Jenseits von Gut und Böse*, S. 665)

17 Es sei an die alten Mythen vom Rubikon oder der Lethe erinnert, wo Transzendenz mit *Überschreiten* übereinstimmt.

poetisch. Im 17. Jahrhundert schrieb Bouhours über den ‚ästhetischen Gedanken‘:

„Seine These¹⁸ war, dass der ästhetische Gedanke im Unterschied zum logisch-mathematischen nicht durch den Grad seiner logischen Präzision, sondern durch die Anzahl der in ihm enthaltenen schwebenden Beziehungen zu anderen Gedanken, durch eine genau gezielte konnotative Ungenauigkeit, definiert werden muss. Diese ästhetische Form des die Regeln der diskursiven Logik verletzenden Denkens nannte Bouhours ‚délicatesse‘. Selbstverständlich sollte mit dieser Theorie die Verpflichtung des ästhetischen Denkens auf Wahrheit keinesfalls preisgegeben werden, aber das Wesentliche des ästhetischen Gedankens wurde nicht mehr in der Wahrheit, sondern im Ästhetischen dieser Wahrheit gesucht“ (Freier: Kritische Poetik, S. 5)

Ob dieser Gedanke nun „ästhetisch“ oder anders genannt werden muss, soll an dieser Stelle nicht diskutiert werden. Entscheidend für diesen Zusammenhang ist die Feststellung, dass nicht die logische Präzision entscheidend ist, sondern die „enthaltenen schwebenden Beziehungen“. Somit kämen jene von Bouhours beschriebenen Gedanken der von Hans Peter Dürr geforderten ‚Sprache der Beziehungsstrukturen‘ nahe. Wie oben demonstriert, stellt ‚Schwelle‘ – salopp gesagt – eine Dichtervokabel dar. Bollnow sprach von ‚gehobenen Sprachstil‘. Es scheint also in dem Begriff der Schwelle jene ‚konnotative Ungenauigkeit‘ enthalten zu sein, die durch ihre Bildhaftigkeit dem nahe kommt, was Dürr zur Beschreibung der Wirklichkeit fordert.

Das Desiderat lautet *sprachliche Beziehungsstruktur*. Der Begriff der Schwelle soll auf diese Funktion hin untersucht werden. Folgendes Problem erwächst aus dieser Aufgabenstellung: Die Arbeit über den Begriff der Schwelle weist eine paradoxe Struktur auf, da sie versucht, wissenschaftlich exakt zu argumentieren und dabei einen Gegenstand umfasst, der sich dadurch auszuzeichnen scheint, nicht scharf definiert werden zu können. Die Alternative wäre, in poetischer Form eine Arbeit zum Begriff der Schwelle anzufertigen, um den oben beschriebenen ‚ästhetischen Gedanken‘ zu erstreben, doch geht es ja gerade darum, den Begriff im Rahmen der Möglichkeiten einer systematischen Untersuchung vorzustellen und dabei auf Beiträge anderer Wissenschaftler zurückzugreifen, die sich dieser paradoxalen

18 Bouhours (1687) in: La manière de bien penser dans les ouvrages de l'esprit. Zitiert nach: Freier, Hans (1973): Kritische Poetik.

Struktur ebenso aussetzen mussten, oder dabei den Bereich des verstandesmäßig Erfassbaren verlassen haben, wie einige Religionsphilosophen oder Theologen.

Der Begriff ‚Schwelle‘ ist philosophisch nicht völlig unbekannt: Für Menninghaus wurde „die Raum- und Zeitform der Schwelle zu einem, wenn nicht dem prototypischen Gegenstand des Benjaminschen Denkens“ (Menninghaus, Schwellenkunde, S. 51). „Benjamins Interesse an Schwellen entspricht insofern einem Grundzug seiner Theorie der Erfahrung“ (Menninghaus, Schwellenkunde, S. 53).

Im Verlauf der Arbeit wird es sich zeigen, dass nicht nur Benjamin den Begriff der Schwelle als unscharfen Begriff verinnerlicht hat. Auch andere Denker nutzen den Begriff vielfältig. Die Benutzung und vielmehr die Erhellung, warum der Begriff verwendet wurde, gibt Aufschluss über den Begriff und schließlich auch über seine philosophische Signifikanz.

1.5 Methode und Quellen

Der Begriff der Schwelle ist wissenschaftlich nicht explizit bearbeitet, gleichwohl er in der wissenschaftlichen Literatur vielfältig verwendet wird. Dieser Umstand gestaltet die Frage nach der Methode als besonders schwierig. Die Tatsache, dass es sich bei dem Begriff der Schwelle und dem Phänomen des Übergangs anscheinend um unscharfe Phänomene handelt, verkompliziert die Frage zusätzlich.

Um also einen Zugang zum Thema zu bekommen wird phänomenologisch vorgegangen. Doch macht es wenig Sinn, Einzelphänomene beliebig aneinanderzureihen. Es bedarf einer Systematik. Dazu wurden anhand der allgemeinen Informationen zum Begriff der Schwelle die fünf oben vorgestellten *konstitutiven Kriterien* im Sinne eines Hilfsmodells gebildet. Die Kriterien stellen Hypothesen dar, die es zu überprüfen gilt.

Um wiederum zu diesen Kriterien zu gelangen wurde methodisch auf die (traditionelle) Heuristik zurückgegriffen. Aus den wenigen vorhandenen Informationen musste eine Hilfskonstruktion geschaffen werden, welche die Thesen systematisiert. Heraus kamen in einem mühseligen Findungsprozess die fünf Kriterien in Form von Arbeitshypothesen. Anhand dieser fünf Kriterien für Schwellenübergänge wird die Phänomenologie aufgespannt.

Die gemeinsame Systematik, nach der jedes der Kapitel zu einem der Kriterien konzipiert wurde, kann als *abnehmende Plastizität des Übergangsphänomens* beschrieben werden. Ein Beispiel soll die Systematik verdeutlichen: Das zweite Kriterium stellt die Hypothese der ‚übergangsimmanenten Dynamikentwicklung‘ auf. Eröffnet wird das Kapitel mit Baudrillards Beschreibung und Interpretation eines regelmäßig wiederkehrenden Dammbrochs an einem Gletscher, wobei es um den Übergang des Aggregatzustandes von fest zu flüssig geht. Es schließen sich die Beispiele *Schwellenland*, *Schwellenwert* und *Schwellenpreis* an. Darauf geht es um die *Schwelle des Bewusstseins* nach Herbart, von Hartmann und Freud und schließlich um Platos *Umschwung*. Dieser *Systematik der abnehmenden Plastizität* folgen alle fünf Kapitel zu den Kriterien. Damit wird folgendes Ziel verfolgt: Die Hypothesenartigkeit der Kriterien wird nachvollziehbar veranschaulicht. Dabei wird eine Denkfigur generiert, die nach und nach abstrakter wird und schließlich ohne Anschauungsmaterial als reine Denkfigur beschrieben werden soll. Diese Figur bildet jenes konstitutive Kriterium. Nicht alle Beispiele erfüllen die Zugehörigkeit, dennoch sind sie hilfreich, da durch sie vermittels der Verneinung das Kriterium weiter bestimmt werden kann.

Die Methode zur Untersuchung der Beispiele kann in der Nähe der aus der Soziologie entlehnten *mikrologischen Interpretation*¹⁹ angesiedelt werden. Dass dadurch methodische Probleme in der Gesamtkonzeption entstehen ist als Risiko bedacht. In Ermangelung einer besseren Methode werden jene Risiken jedoch in Kauf genommen und nach besten Wissen abgewehrt.

Zur Auswahl und Bearbeitung der Quellen ist einleitend folgendes zu sagen:

Die Frage nach der Methode gestaltet sich auch deshalb so schwierig, da die Quellenlage zum Thema nicht sehr ergiebig ist. In der wissenschaftlichen Literatur gibt es – wie oben gezeigt – fast keine Quellen, und die Quellen, die in Frage kommen, beziehen sich nicht ausdrücklich auf das Thema. Deshalb wurde das Raster der zulässigen Quellen vergrößert. Dabei werden hauptsächlich folgende Zusatzquellen bemüht: Zum einen wird mit einer

19 Der Begriff der *mikrologischen Interpretation* wurde als methodische Konzeption erstmals auf Benjamins Passagenwerk angewendet. Da das Passagenwerk einen der wenigen Beiträge darstellt, die Übergänge und den Begriff der Schwelle behandeln, lag es nahe, sich hier methodische Orientierung zu verschaffen. Die von Hielscher bekundeten „inhärenten methodischen Probleme der Konzeption“ (Hielscher, in Volpi, S. 498) gelten im kleinen womöglich auch für diese Arbeit. Es schien aber im Findungsprozess für die Methode der geeignetste Weg.

Reihe allgemeiner Lexika gearbeitet, welche die Basisinformationen zu den Beispielen liefern, zum anderen mit allgemeinen Einführungswerken, wenn es etwa um fachfremde Zugänge geht. Beispielhaft sei auf einführende Lehrbücher der Chemie (für die Mesometriestruktur des Benzolmoleküls) oder der Biologie (für das Aktionspotential) verwiesen.

Um dem Begriff der Schwelle in der Philosophie auf die Spur zu kommen, wurden verschiedene Online-Bibliotheken bemüht. Aus einem sehr umfangreichen Datenpool von Zitaten, in denen es explizit um Schwellen geht (was sehr selten der Fall ist) oder in denen der Begriff verwendet wird, wurde eine Auswahl getroffen, die Aufschluss darüber in Aussicht stellt, welche Relevanz der Begriff in der Philosophie haben kann. Die Gefahr bei der Online-Recherche besteht in der Datenflut von Informationen. Deshalb wurde besonders viel Sorgfalt darauf verwendet, die Zitate zu sortieren und auf ihre Bedeutung im historischen Kontext oder als Beitrag zum Schwellenbegriff zu verwenden. Der Vorteil der Online-Recherche besteht klar darin, einen geschichtlichen Überblick und den Wandelungsprozess geliefert zu bekommen, den ein Begriff erfährt.²⁰ Anhand der Entwicklung eines Begriffes lässt sich einiges über die kultur- und sozialphilosophische Konstitution eines Begriffes erfahren, womit auch historisch-anthropologische Fragen angegangen werden können.²¹

20 Im Falle der Schwelle gibt es eine naturwissenschaftliche Wende mit dem Einzug der Psychologie, die am Begriff ‚Reizschwelle‘ festzumachen ist. Herbart gilt hier als eine der wichtigsten Quellen. Für andere Übergangsvokabeln ließe sich ebenso der geschichtliche Wandel dokumentieren, beispielsweise die Verwendung des Begriffs ‚Äther‘ in der Philosophie.

21 Neben der kulturphilosophischen Fragestellung der Arbeit handelt es sich formal betrachtet auch um eine Sprachanalyse der ordinary language philosophy. „Die Sprachanalyse konzentriert sich hier [in der ordinary language philosophy] auf die Klärung des Gebrauchs von Ausdrücken in bestimmten Kontexten. (P.U. § 43). Beispiele für eine nicht-logische Sprachanalyse sind: die Bedeutung bestimmter Ausdrücke soll durch die Rückführung auf ihren Gebrauch in der Alltagssprache geklärt werden“ (Ulfig, Phil. B., S. 391). Nur wird in dieser Arbeit nicht nur die Verwendung in der Alltagssprache, sondern auch in der Wissenschaftssprache untersucht, soweit dies im Rahmen der Arbeit möglich ist. Darüber hinaus ist es von großer Bedeutung zu untersuchen, welche Konnotationen an dem Begriff zu unterschiedlichen Zeiten hingen.

2 Phänomenologie der Schwelle – Hypothetische Kriterien für den Schwellenbegriff

In diesem Hauptteil der Arbeit werden Schwellen exemplarisch vorgestellt. Um dem Phänomen systematisch näher zu kommen, wurden fünf konstitutive Kriterien des Schwellenbegriffs in Form von Arbeitshypothesen gebildet. Anhand dieser fünf Kriterien werden Übergangssituationen vorgeführt, die in Verbindung mit dem Begriff der Schwelle stehen, sei es, dass es um explizite Schwellenübergänge geht, sei es, dass in den vorzustellenden Übergängen Momente von Schwellenübergängen enthalten sind, die einer Phänomenologie der Schwelle zuträglich sind. Dabei wird kein Anspruch auf Vollständigkeit für die Kriterien erhoben. Sie bieten lediglich Anhaltspunkte der Annäherung an das Phänomen der Schwelle. Bei der Auswahl kommt es zu unvermeidlichen Wiederholungen von Beispielen. Das liegt in erster Linie daran, dass sich die Kriterien gegenseitig bedingen, und dass sie miteinander verflochten sind. Auch sind einzelne Kriterien sehr eng miteinander verwandt, was zu Wiederholungen führen kann. Es liegt an der Erscheinungsform der schriftlichen, wissenschaftlichen Arbeit, dass die Kriterien hintereinander präsentiert werden. Die Reihenfolge hätte auch eine andere sein können. Um sich ein Bild von dem Verständnis der fünf Kriterien zu machen mag es helfen, sich die Kriterien als cantorsche Mengen vorzustellen. Die sich somit ergebende Schnittmenge gilt als grobe Annäherung an das, was mit Schwelle gemeint ist. Eine scharf umrissene Definition zu liefern wird nicht möglich sein, denn der Begriff der Schwelle zeichnet sich wohl gerade durch seine Unschärfe aus, die in der symbolischen, metaphorischen Verwendung begründet liegt.

2.1 Eigenständigkeit des Schwellenübergangsmomentes

2.1.1 Einleitung und Überblick

„Wer sich nicht auf der Schwelle des Augenblicks, alle Vergangenheiten vergessend, niederlassen kann, wer nicht auf einem Punkte wie eine Siegesgöttin ohne Schwindel und Furcht zu stehen vermag, der

wird nie wissen, was Glück ist, und noch schlimmer: er wird nie etwas tun, was andre glücklich macht“ (Nietzsche: *Unzeitgemäße Betrachtungen*, S. 212)

Das vielleicht bedeutsamste Kriterium zur Untersuchung von Übergängen an Schwellen stellt die Eigenständigkeit des Übergangsmomentes dar. Vereinfacht gesagt bedeutet Eigenständigkeit hier, dass der Moment des Überschreitens eine eigene Qualität besitzt. Versteht man – wie Nietzsche oben – Schwelle zeitlich, kommt diese Eigenständigkeit dem Augenblick zu, der das Vergangene mit dem Zukünftigen verbindet und gleichermaßen von ihm trennt. Abgetrennt wird, indem Nietzsche auffordert die Vergangenheit einen Augenblick lang zu vergessen und die Zukunft dabei nicht zu scheuen. Der Inhalt wird durch die grammatikalische Form kongenial umgesetzt: ‚Vergessend‘ ist ein Partizip Präsens Aktiv, wodurch die Qualität der Eigenständigkeit erstmals andeutungsweise charakterisiert werden kann: Eigenmotiviertes Partizipieren in einer aktuellen Gegenwart (eben auf der Schwelle), die angrenzenden Räume mitdenkend und dabei in keinem dieser Räume gegenwärtig seiend.

Diese erste Überlegung zur Eigenständigkeit des Schwellenübergangsmomentes verdeutlicht bereits die Schwierigkeit der begrifflichen Eingrenzung dieses Kriteriums. Im folgenden soll deshalb versucht werden, diese eigene Qualität weiter zu belegen, was einerseits durch die theoretischen Überlegungen der Anthropologen Arnold van Gennep und Victor Turner und andererseits durch Beispielsituationen geschehen soll. Walter Benjamins *Schwellenkunde* und Rudolf Steiners ‚Hüter der Schwelle‘ sind Beispiele aus dem weiteren Umfeld der Philosophie, die hier Erwähnung finden werden. Nicht zuletzt soll durch die *Fuzzy Logik* der Versuch unternommen werden, diese Eigenständigkeit mathematisch erklären zu wollen, was durch die Denkform des Paradoxes fuzzylogisch ausgedrückt zu erreichen in Aussicht gestellt wird. Der Systematik der abnehmenden Plastizität folgend kommt zum Schluss ein Beitrag über ‚mesomere Grenzstrukturen‘ des Benzolmoleküls. Dabei geht es um das Prinzip der Delokalisierung, also der topographischen Indeterminiertheit, der Unmöglichkeit einer Verortung.

Den Auftakt bildet jedoch ein ganz und gar plastisches Beispiel: Die Insel *Sagar Island*, die den Übergang des Ganges in das Meer symbolisiert.

2.1.2 Zur Verortbarkeit des Übergangsmomentes: Sagar Island im Ganges-Delta und der Drudenfuß in Goethes Faust

Zum Einstieg bietet sich der Rückgriff auf die von van Gennep eingeführten Übergangsriten an: Indem van Gennep die Schwellenphase eine „räumliche und symbolische Transitionsphase“ nennt, deutet er an, dass Schwellenübergänge eben auch einen symbolischen Übergang darstellen. Der Moment des Überschreitens¹ erhält durch das Innehalten – das Bewusstmachen – die oben von Nietzsche festgestellte Qualität eines ‚Punktes‘. Dass dieser Punkt dabei nicht zwangsläufig einen eigenen Topos darstellen muss versteht sich durch die Symbolhaftigkeit des Übergangs. Jedoch kann es auch zu einer Verortung kommen, wie folgendes Beispiel des indischen *Sagar-Mela* Festivals verdeutlicht: Die Insel *Sagar*??? ist die äußerste Insel des Ganges-Deltas in der Nähe Kalkuttas. Der Hindu-Mythologie zufolge stellt die Insel den Ort dar, wo der Ganges „den Ozean füllt“ (R. Singh, Ganges, S. 173). Also auch den Ort, wo die Einzelseelen der Verstorbenen in die Allseele aufgenommen werden. Der Ganges spielt eine wichtige Rolle bei der Verbrennung der Toten in Indien: Das Wasser trägt die Asche ins Meer. Die Insel Sagar stellt den Übergang zwischen Fluss und Meer dar. Die von van Gennep beschriebene Schwellenphase stellt sich räumlich durch die Insel dar. Den eigenständigen Zustand des *Dazwischen*, in dem man „gleichsam zwischen den Welten sich befindet“ kann man eindeutig benennen im Fall von Sagar Island. Denn Sagar bedeutet auf deutsch „Meer“ (R. Singh, Ganges, S. 171). Eine Insel, die sich gerade dadurch auszeichnet, dass sie sich aus dem Meer erhebt, trägt den Namen dessen, was sie gerade nicht ist. Der Name Sagar beinhaltet einen Widerspruch, der jedoch nicht unsinnig ist, denn die Insel Sagar stellt im Glauben der Hindus den Ort dar, wo das Meer beginnt, und zwar in dem Sinne, dass es den „Ozean füllt“ (s. o.). Was geographisch eine gewöhnliche Insel ist, wird durch die Überhöhung der Hindu-Mythologie zu einem sakralen Ort: Der Schwelle zwischen Fluss und Meer, zwischen irdischem Leben und Überirdischem, zwischen Wiedergeburtenkreislauf² und

1 „Überschreiten“ drückt sprachlich bereits ein gewisses Maß an Bewusstmachung aus. „Hinübergehen“ ist beiläufiger als „Hinüberschreiten“. Schreiten hat etwas festliches, etwas bewusstes, ein Einordnen in einen Zusammenhang, wohingegen Hinübergehen den praktischen Vorgang bezeichnet. Es ist von daher vielleicht kein Zufall, dass man in der Philosophie von Transzendenz (von trans-cedere = überschreiten) und in der Ökonomie beispielsweise von Transition (von trans-ire = hinübergehen) spricht.

2 Dabei muss man differenzieren: Kasten sind geburtsbedingt, nicht aber die Eingangsriten. „Die Zugehörigkeit zu einer Kaste ist definitionsgemäß erblich. Die Eingliederung in eine Kaste findet deshalb unter ganz bestimmten Bedingungen statt: (...) 3. Trennungsriten

Erlösung in der endlosen ‚sea of Maya‘, zwischen dem Einzelnen des Atman und dem Gesamten des Brahman.

Zu einer ebenfalls sichtbaren Vorortung des Schwellenübergangsmomentes kommt es in den folgenden Beispielen aus der Literatur. Inwieweit literarisch mögliche Entitäten somit Rückschlüsse auf die Bedeutsamkeit für Schwellenübertretungen von Menschen zulassen, muss an dieser Stelle ungeklärt bleiben. Festgehalten kann jedenfalls, dass die Literatur das symbolische Übergangsbewusstsein in eine eigene Wirklichkeitsdimension erhebt und damit seismographische Arbeit leistet. Die wohl aufschlussreichste Szene entstammt Goethes *Faust* (Goethe-HA Bd. 3, S. 43f):

Faust:

*Sei ruhig, Pudel! Renne nicht hin und wider!
An der Schwelle was schnoperst du hier?
Lege dich hinter den Ofen nieder,
Mein bestes Kissen geb' ich dir.
(...)*

Mephistopheles

*Gesteh' ich's nur! Dass ich hinausspaziere,
Verbietet mir ein kleines Hindernis,
Der Drudenfuß auf Eurer Schwelle³*

Der Drudenfuß auf der Schwelle stellt eine Potenzierung des symbolischen Charakters der Schwelle dar.⁴ Die Schwelle als Übergang zwischen dem

spielen hier eine wichtige Rolle, auch wenn das bewusste und freiwillige Element fehlen mag. (van Gennep, Übergangsriten, S. 102). An der Klasse der Brahmanen, der „Zweimal-Geborenen“, lässt sich der Übergang von der Kaste zur magisch-priesterlichen Berufsgruppe verdeutlichen. [...] Man wird zwar als Brahmane geboren, muss aber lernen, sich wie ein Brahmane zu verhalten.“ (bis zur upanayana = religiöse Unterweisung) (van Gennep, Übergangsriten, S. 102).

3 Exkurs: Der evangelische Theologe Karl Barth adaptiert diese Szene, um mit dem assoziierten Bild aus dem *Faust* seine Polemik gegen die katholische Position der natürlichen Theologie zu untermauern. In seiner vehementen Schmähschrift gegen Emil Brunner findet sich die Argumentation: „Die natürliche Theologie ist a limine: schon auf der Schwelle, abzulehnen. Sie kann nur der Theologie und Kirche des Antichrist bekömmlich sein. Die evangelische Kirche und Theologie würde an ihr nur krankend und sterben können“ (Karl Barth, *Nein*, S. 63). Der Einsatz von *Schwelle*, *Antichrist* und *bekömmlich* ist dem Szenario der *Faust*-passage entnommen und soll wahrscheinlich beim Leser die Assoziation des Teufelspaktes hervorrufen, um somit die These Emil Brunners zu verwerfen.

Innen (der Geborgenheit des Hauses) und Außen (der Öffentlichkeit) wird als Ort für den Drudenfuss gewährt. Diese beispielhafte Situation muss auch als Übergangsritus nach van Gennep verstanden werden. Im Faust wird damit eine weitere These van Genneps untermauert, dass nämlich die Übergangsriten jeweils in beide Richtungen gelten. „Den Riten beim Betreten eines Hauses, Tempels usw. entsprechen die Riten beim Verlassen eines Gebäudes. Sie sind der Form nach entweder identisch oder invers.“ (van Gennep, Übergangsriten, S. 32).

Gerade die zeichnerische Abweichung des Schwellensymbols bei der inversen Überschreitung durch den versehentlich offenen Zacken des Pentagramms lässt die gesamte Szene und somit den Bund zwischen Faust und Mephisto und damit die gesamte Tragödie erst entstehen.

MEPH. 's ist ein Gesetz der Teufel und Gespenster:

Wo sie hereingeschlüpft, da müssen sie hinaus.

Das erste steht uns frei, beim zweiten sind wir

Knechte.⁵ (Goethe-HA Bd. 3, S. 49)

4 Gleiches gilt für die Mezua der Juden. Mesua ist hebräisch und bedeutet »Türpfosten«. Doch geht es dabei nicht um dem Pfosten, sondern um die „am rechten Türpfosten jüd. Häuser oder Wohnungen angebrachte Kapsel, die einen Pergamentstreifen mit einer Inschrift aus 5. Mos. 6, 4|9 und 11, 13|21 enthält; nach 5. Mos. 6, 9 als Erinnerung an die Thora gedacht“ (Brockhaus).

5 Diesem Motiv sehr nahekommend hat sich ein real existierender *Aberglaube im Wendland* gebildet. „Damit der Verstorbene nicht wiederkommt, schiebt man dort den Sarg unter der beweglichen Schwelle des Fachwerkhäuses hindurch: da der Tote nur auf demselben Weg zurückkehren kann, auf dem er das Haus verlassen hat, bietet der Trick einige Sicherheit.“ (Kultur Spiegel 6/2001, S. 3) Ein weiteres, literarisches Exempel dieses Gesetzes ‚der Teufel und Gespenster‘ soll hier am Rande erwähnt werden, da dadurch die Signifikanz des Schwellenübertritts zum handlungstragenden Motiv erhoben wird und in der Konsequenz die Eigenständigkeit im Sinne einer eigenen Qualität des Übertritts belegt. In der phantastischen Kurzgeschichte „Das Geyatter und Jack“ von Clive Barker (1994) wird das unrechtmäßige Überschreiten der Schwelle zum Verhängnis für einen Dämon. Folgende Passagen weisen eine Affinität zur Faustpassage auf, die das Thema variieren. „So lautete das Gesetz: Das Geyatter war ein subalterner Dämon, und seine Seelenfängerei war strikt auf den häuslichen Umkreis seines Opfers eingegrenzt. Ein Schritt darüber hinaus bedeutete die Preisgabe aller Macht über das Opfer: ein sich Ausliefern an die Gnade und Ungnade der Menschennatur.“ (Barker, Geyatter, S. 90). [...] „Es schritt über die Schwelle und nahm die Verfolgung auf. Das war eine unverzeihliche Übertretung. Irgendwo in der Hölle fühlten die Mächte den Fehltritt und wussten, dass die Schlacht um Polos Seele verloren war. [...] Das Wesen hatte das oberste Gebot seines Daseins gebrochen. Und dies verwirkt.“ (Barker, Geyatter, S. 115). Im Gegensatz zum hier dargestellten konnte Mephisto gar nicht über die Schwelle treten. Die Schwelle in Clive Barkers Geschichte wirkt nicht als physisches Hemmnis, denn das Geyatter kann jederzeit die Schwelle übertreten. Die Gesetze

Rudolf Steiner liefert ein weiteres Beispiel für den Charakter der Eigenständigkeit in seinem esoterischen⁶ Werk „Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten?“. Darin erwähnt er den „Hüter der Schwelle“. Dieser hilft dem ‚Schüler‘ beim Übergang in jene sog. ‚höhere Welt‘, indem er ihn prüft. Von Interesse für die Untersuchung in dieser Arbeit ist der Aspekt der Eigenständigkeit, der bei Steiner derart überhöht wird, dass der Schwelle ein *genius loci* zueigen geworden ist. Es gibt sogar zwei dieser Hüter, einen kleinen und einen großen. Steiner charakterisiert ersteren wie folgt: „Der «kleine Hüter der Schwelle» ist ein selbständiges Wesen. Dieses ist für den Menschen nicht vorhanden, bevor die entsprechende Entwicklungsstufe von ihm erreicht ist.“ (Steiner, höhere Welten, S. 193). Noch deutlicher wird die Eigenständigkeit der Schwelle zur Transzendenz in der ‚Rede‘ des ‚kleinen Hüters der Schwelle‘. „[...] ich bin es selbst, die Wesenheit, die sich einen Leib gebildet hat aus deinen edlen und deinen üblen Verrichtungen. Meine gespenstige Gestalt ist aus dem Kontobuche deines eigenen Lebens gewoben.“ (Steiner, höhere Welten, S. 195). Man kann diese Ausführungen auch als Personifizierung der indischen Karma-Lehre verstehen, deren Gestalt sich gleich dem Bildnis des Dorian Gray aus der Bewertung der Lebenstätigkeit heraus bildet.

Die Beispiele zeigen, dass die Literatur den Begriff der Schwelle nicht nur symbolisch oder metaphorisch nutzt, sondern auch den Moment des Übergangs derart hoch bewertet, dass dadurch im literarischen Kosmos mögliche Entitäten – die wir der Einfachheit halber metaphysische Entitäten nennen

haben also in beiden Beispielen gemeinsam, dass das Übertreten der Schwelle derart gewichtet ist, dass es handlungsbestimmend für das Wirken und sogar die Existenz der Betroffenen ist.

- 6 Ob Steiners Lehre Philosophie oder Esoterik sein soll, ob und wo es einen Unterschied zwischen den Denkfiguren gibt, könnte man extensiv diskutieren. Ich habe mich dazu entschlossen wenigstens „Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten?“ als esoterisch zu verstehen und stütze mich dabei auf Hans-Dieter Mutschler, der Esoterik folgendermaßen beschreibt: „In jeder Bahnhofsbuchhandlung gibt es eine Esoterikecke. Ich habe diese Literatur zeitweilig ausführlich studiert und irgendwann einmal ganz großes «intellektuelles Zahnweh» bekommen, weil darin alles so genau beschrieben ist. Die Autoren wissen zu genau Bescheid, die wissen mehr, als sie wissen können. Da wird eine Art Landkarte des Jenseits entworfen und der Tod in gewisser Weise trivialisiert“ (in Dürr, 1997, G-M-W, S. 134). Der Begriff ‚Zahnweh‘ scheint mir sehr gelungen. Dabei denke ich an Wittgenstein und seine philosophischen Untersuchungen zum Phänomen ‚Schmerz‘: „nur ich kann wissen, ob ich wirklich Schmerzen habe; der Andere kann es nur vermuten. [...] Es hat Sinn, von Anderen zu sagen, sie seien im Zweifel darüber, ob ich Schmerzen habe; aber nicht, es von mir selbst zu sagen.“ (Wittgenstein, p U, S. §246).

wollen – wie „Mephisto“ oder „das Geyatter“ existentiell tangiert werden, ohne dass es zu einer tatsächlichen Berührung kommen würde.

„Jedenfalls sollte man, wenn man die an den Schwellen vollzogenen Riten verstehen will, in Erinnerung behalten, dass die Schwelle lediglich ein Bestandteil der Türe ist und dass die meisten dieser Riten im direkten und räumlichen Sinne als Riten des Hineingehens, Wartens und Hinausgehens, d. h. als Übergangsriten interpretiert werden müssen“ (Van Gennep, Übergangsriten, S. 32f) und sich somit nach dem Entwurf der Schwellenphase des Dreiphasenmodells „gleichsam zwischen zwei Welten“ befinden. Auch Walter Benjamin nimmt im Zusammenhang seiner Pariser-Passagen Bezug auf van Genneps *rites de passage*. Benjamin führt als Beispiel das römische Siegestor an. Es „macht aus dem heimkehrenden Feldherren den Triumphator“. (Benjamin, V, S. 139). Das Beispiel ist hier besonders geeignet, da das Siegestor das Hervor-bringen (aus Sicht der ‚Daheimgebliebenen‘) des Triumphators gewissermaßen als Daseinsberechtigung hat. Diese Funktion ist die Schwellenphase, die Heimkehr des Feldherren die Wiedereingliederung, auch das Ende des Krieges und der Beginn der Geborgenheit diesseits (wieder aus Sicht der ‚Daheimgebliebenen‘) der Schwelle.

Bevor Turners Weiterentwicklung der Schwellenphase von van Gennep vorgestellt wird, soll abschließend van Genneps Fazit zu den Übergangsriten erwähnt werden. Darin führt er aus, dass das Leben an sich ein ständiges Überschreiten von Übergängen bedeutet. Erinnert man sich der oben erwähnten Prämissen van Genneps ist also Leben immer soziales Leben und damit ständig im Übergang begriffen. „Für Gruppen wie für Individuen bedeutet Leben unaufhörlich sich trennen und wieder vereinigen, Zustand und Form verändern, sterben und wiedergeboren werden. Es bedeutet handeln und innehalten, warten und sich ausruhen, um dann erneut, aber anders zu handeln. Und immer sind neue Schwellen zu überschreiten: Die Schwelle des Sommers, oder die des Winters, der Jahreszeit oder des Jahres, des Monats oder der Nacht; die Schwelle der Geburt, der Adoleszenz oder der Reife: die Schwelle des Todes und – für die, die daran glauben – die Schwelle zum Jenseits.“ (van Gennep, Übergangsriten, S. 182).

2.1.3 Schwellenwesen (liminal entities) nach Victor Turner

In dem Aufsatz «Betwixt and Between» (1964) greift Turner van Genneps Vorstellung auf, dass die mittlere Phase der Übergangsriten, also die Schwellen- bzw. Umwandlungsphase, oft eine gewisse Eigenständigkeit gewinnt. „Nach Turners Theorie nun ist die mittlere Phase des rituellen Prozesses die wichtigste überhaupt, da sie den Angelpunkt der Transformation von einer Phase in die andere oder von einem Zustand in den anderen bildet. [...] Initianden oder Neophyten – ganz gleich, in welche Gruppe sie aufgenommen werden sollen – sind in dieser Phase Personen, die einen Seinswechsel durchlaufen und der alten Kategorie nicht mehr und der neuen noch nicht zugehören.“ (Schomburg-Scherff, S. 246).

Turner selbst nennt sie auch die Schwellenwesen („liminal people“ oder „entities“), worunter er nicht nur die Initianden der Übergangsriten verstanden wissen möchte, sondern auch einen gewissen Typus Mensch, der sich nicht in einem Übergangsritus befindet, dessen Leben gewissermaßen ein permanentes Dazwischen ausmacht. „Liminal entities are neither here nor there; they are betwixed and between the positions assigned and arrayed by law, custom, convention, and ceremonial“ (Turner, 1969, S. 95). Zu diesen liminal entities zählt Turner „Figuren wie Trickster, Clowns, Schamanen, Hofnarren, Propheten, Heilige und Künstler, die gleichsam als permanente Grenzgänger „betwixt and between“, weder das eine noch das andere sind. Aufgrund ihres Zwischendaseins, ihrer teilweisen Distanz und Isolation entwickeln sie, Turners Auffassung zufolge, eine Bewusstseinshaltung, die interpretativ, reflexiv und kritisch ist. Grenzgänger wie sie sehen die traditionelle Ordnung aus einer anderen Perspektive, was sie zu Agenten der Innovation und Veränderung disponiert, sie aber auch in die Marginalität treiben kann.“ (Schomburg-Scherff, S. 248).

Um diese doch theoretischen Ausführungen mit einem literarischen Beispiel zu veranschaulichen, soll ein solches Schwellenwesen vorgestellt werden. Der Steppenwolf Harry Haller aus Herman Hesses gleichnamiger Erzählung stellt eine Entität zwischen den Welten dar. Was innerhalb der Erzählung fälschlicherweise als Schizophrenie gedeutet werden könnte, macht Hesse in einer Szene im Treppenhaus, eben auf der Schwelle zwischen der ‚Höhle‘ des Steppenwolfes und dem Umfeld des bürgerlichen Mietshauses deutlich.

„Ich habe das gern, auf der Treppe diesen Geruch von Stille, Ordnung, Sauberkeit, Anstand und Zähmheit zu atmen, der trotz meinem Bürgerhaß immer etwas Rührendes für mich hat und habe es gern,

dann über die Schwelle meines Zimmer zu treten, wo das alles aufhört, wo zwischen den Bücherhaufen die Zigarrenreste liegen und die Weinflaschen stehen, wo alles unordentlich, unheimlich und verwahrlost ist und wo alles, Büchern Manuskripte, Gedanken, gezeichnet und durchtränkt ist von der Not der Einsamen, von der Problematik des Menschseins, von der Sehnsucht nach einer neuen Sinngebung für das sinnlos gewordene Menschenleben.“ (Hesse, Steppenwolf, S. 32)

Auch Hesse benutzt die hier zu untersuchenden Kriterien zum Begriff der Schwelle um metaphorisch, beziehungsweise symbolisch zu verdeutlichen, dass Harry Haller – mit den Worten Schomburg-Scherffs – die Disposition zum „Agent der Innovation und Veränderung“ besitzt, aber auch in der Marginalität versinken kann. Folgt man der Eigenständigkeitsthese, belegt die Figur des Steppenwolfs, dass das Dazwischen eine eigene Qualität besitzt, die sich in der Vermischung von realer und magischer Wirklichkeit niederschlägt, oder wie es nach Hesse auch ausgedrückt werden kann: diese Welt ist „nur für Verrückte“, was die Marginalitätsthese untermauert, so man das Nicht-Verrücktsein als Norm versteht.

Doch zurück zu Turner. Seine Weiterentwicklung der Schwellenphase van Genneps richtet sich nicht nur auf die These der Schwellenwesen, wie sie oben vorgestellt wurde, sondern er zieht die Charakteristika der Schwellenphase auch „zur Erklärung politisch-historischer Umbruchszeiten heran, in denen die Vergangenheit ihre Macht verloren, die Zukunft aber noch keine definitive Form angenommen hat“ (Schomburg-Scherff, S. 248). „During the intervening ‘liminal’ period, the characteristics of the ritual subject are ambiguous: he [the passenger] passes through a cultural realm that has few or none of the attributes of the past or coming state” (Turner, 1969, S. 94f). Diesen Zustand könnte man wohl am ehesten als *Stress* bezeichnen, das Bewegungsmuster davon als Welle, die als Chiffre des Übergangs in Anlehnung an Jaspers im Exkurs 3.1.4 der Arbeit behandelt wird.

2.1.4 Der altrömische Gott Janus und der Schlussstein des Torbogens

„Aus dem Erfahrungskreise der Schwelle hat das Tor sich entwickelt, das den verwandelt, der unter seiner Wölbung hindurchschreitet. Das römische Siegestor macht aus dem heimkehrenden Feldherrn den Triumphator.“ (Benjamin, Passagen-Werk, Bd. V,2; S. 139).

Es ist unübersehbar, dass auch Benjamin van Gennep gelesen hat⁷. Deutlich wird der Zusammenhang über die Vokabel des Übergangs in den jeweiligen Sprachen: Benjamins ‚Passagen-Werk‘ entwickelt anhand der Pariser Passagen – mit Glas überdachte Gassen – seine Gedanken. Van Gennep beschrieb die Übergangsriten, im französischen Original: *rites de passage*. Ein Durchgang, der (auch) einen (qualitativen) Übergang bedeutet ist also der gemeinsame Nenner. Beide verwenden explizit den Begriff der Schwelle, um ihre Thesen zu entwickeln, untersuchten aber nicht den Begriff der Schwelle, wie es diese Arbeit versucht. Als sinnvollster Einstieg bietet sich jene Stelle bei Benjamin an, an der er von Übergangsriten spricht, wo sich also Benjamin und van Gennep treffen. Dies ist jenes oben vorangestellte Zitat zum ‚römischen Siegestor‘.

Da wir es sonst mit Schwellen im Sinne von Türschwellen zu tun haben, soll in diesem Unterkapitel das Tor von Interesse sein. Und zwar jenes Tor, dass sich nach Benjamin „aus dem Erfahrungskreise der Schwelle“ entwickelt hat. An anderer Stelle wird Benjamin noch präziser: „Der Raum ist zu fassen als Identität von Lage und Gelegenem“ (Benjamin, Bd. II, S. 115). Ausführlicheres dazu wird im Kapitel 2.5 zur ‚räumlichen Lage‘ angeführt.

In der altrömischen Mythologie wird diese von Benjamin beschriebene Identität wörtlich genommen. So personifiziert der altrömische Gott Janus sowohl Lage als auch Gelegenes. Der Brockhaus erläutert:

„Janus: *altrömischer Mythos*: (Ianus), altrömischer Gott des Torbogens, Schützer des Ein- und Ausgangs sowie Gott des Anfangs; nach der Sage erster König von Latium; dargestellt mit Doppelantlitz (Januskopf).“

Allein die Tatsache, dass Janus als der *Gott des Torbogens* angesehen wurde, kann als Moment der Eigenständigkeit des Schwellenübergangsmomentes verstanden werden.

Doch stellen sich die Zusammenhänge komplexer dar, als die Zuordnung des Namens zu einer Funktion vermuten ließe. Wir sind also auf der Suche nach jener *elementaren Form*, die Picht vorgeschlagen hat. Diese Form in bezug

7 „Rites de passage – so heißen in der Folklore die Zeremonien, die sich an Tod, Geburt, an Hochzeit, Mannbarwerden etc. anschließen.“ (Benjamin: Bd. V I, S. 617). Die Erkenntnis, dass Benjamin van Gennep gelesen hat, bekundet auch Menninghaus in seiner Schwellenkunde. (Menninghaus, (1986), S. 28)

auf Janus stellt meiner Meinung nach der Torbogen dar, dessen Gott eben auch Janus ist. Am Beispiel des Triumphbogens, wie ihn Benjamin vorgestellt hat, wird diese Geltung besonders deutlich.⁸ In seiner Funktion als *Schützer des Ein- und Ausgangs* repräsentiert Janus die Trennungs- und die Angliederungsphase der Übergangsriten nach van Gennep. Als *Gott des Anfangs* stellt Janus die Schwellenphase dar, auf der nach Turner das eigentliche Gewicht liegt, durch das die Identität begründet ist. Architektonisch manifestiert sich dieses Prinzip im Schlussstein. Dieser wird wie folgt definiert: „Der im Scheitel eines Bogens oder Knotenpunkts von Rippen sitzende Stein, auch als Knauf abgebildet“ (Koch, Baustilkunde, S. 482). Um die Eigenständigkeit zu belegen muss man sich vor Augen führen, dass erst der Schlussstein den Bogen aus einzelnen Steinen ermöglicht, in dem er ihm Stabilität gibt. Der Bogen wird von einer *Spannung* getragen, die sich im Schlussstein bündelt. Ein Bogen wird definiert als „gewölbte Konstruktion [...], die eine Last abfängt“ (Koch, Baustilkunde, S. 434).

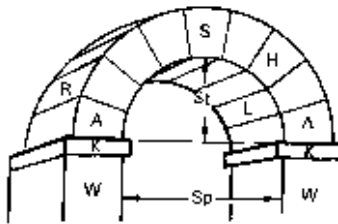


Abb. 1: Bogenkonstruktion (Koch, 1994, S. 434)

8 Unter einem Triumphbogen versteht man einen „Torbogenbau mit Statuen, Reliefs und Inschriften, der in der römischen Antike als Gedenkmal für einen Sieg und Triumph meist einem Kaiser zu Ehren errichtet wurde. [...] Die Form des antiken Triumphbogens wirkte in der europäischen Architektur weiter [...]“. So entwickelte sich auch der kirchenbauliche Triumphbogen: „Im Kirchenbau der das Mittelschiff vom Chor trennende Bogen, benannt nach dem dort häufig befindlichen Triumphkreuz.“ (Bibliographisches Institut & F.A. Brockhaus AG, 1999). Auch in dem Triumphkreuz des Kirchenbaus lässt sich die Qualität des Schlusssteins als Eigenständiges belegen. Da es sich jedoch um eine Adaption der römischen Architektur handelt, soll in dieser Arbeit das Originalsymbol des Gottes Janus und nicht das Trittbrettfahrersymbol des ‚Triumphkreuzes‘ christlicher Kirchen untersucht werden.

Die Last lagert auf den Widerlagern (W). Den Mittler zwischen Lager und Bogen stellen die Kämpfer (K) dar. Dann beginnt der Bogen (Anfänger = A) auf beiden Seiten und endet im gemeinsamen Schlussstein (S).

Philosophisch betrachtet macht den Bogen das ‚Unfertige‘ bedeutsam, folgt man Otto Weininger: „Im Bogen ist noch etwas Unfertiges, der Vervollkommnung Bedürftiges und Fähiges, er lässt noch ahnen“ (Weininger, letzte Dinge, S. 109). Im Ahnen steckt die Fähigkeit der Veränderung, die den Übergang an sich auszeichnet.

Beim Passieren eines Bogens durchschreitet man neben der räumlichen Fortbewegung auch das Spannungsfeld des Bogens. Im Falle des Triumphbogens besteht der Übergangsritus in der Transformation vom siegreichen Feldherren, der aus dem *Draußen* kommt, in den Triumphator, der im *Inneren* des Römischen Reiches zum Ehrenträger wird.⁹

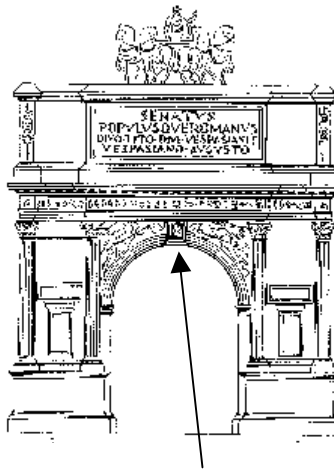


Abb. 2: Titusbogen/Rom (Koch, 1994, S.489)

⁹ „Durchmarsch durch den Triumphbogen als *rite de passage*: „Der Durchmarsch der sich im engen Torwege drängenden Heeresmassen ist verglichen worden mit dem ‚Hindurchdrängen durch einen engen Spalt‘, dem man die Bedeutung einer Wiedergeburt zugemessen habe.“ Ferdinand Noack: Triumph und Torbogen (Vorträge der Bibliothek Warburg V Lpz. 1928 p 13).“ (Benjamin: Bd. V 1, S. 151)

Durch den Status „Triumphator“ wird das Draußen, das siegreich eingenommen wurde, dem Inneren einverleibt. Die räumliche Aufteilung findet somit institutionelle Entsprechung und Umsetzung. Doch damit nicht genug, zur Unterstreichung und vielleicht zur kosmischen ‚Absicherung‘ gibt es eigens den Gott Janus. Picht schreibt: „Die Göttergestalten sind manifest in sprachlicher Form in den erzählten Mythen, und eben auch in bildnerischer Darstellung als Malerei oder Skulptur“ (Picht, Glauben u. Wissen, S. 234). Die bildnerische Darstellung des Gottes Janus ist das Doppelgesicht, für welches sprachlich synonym *Januskopf* verwendet werden kann. Der Januskopf stellt auf symbolischer Ebene das Prinzip des Schlusssteins dar.

So wie der Begriff ‚Januskopf‘ noch heute verwendet wird, hat sich die damit einhergehende Denkfigur in der Benennung des Monats Januar niedergeschlagen. Dieser erste Monat des Jahres stellt den Anfang des Jahres dar, gleichzeitig liegt im Anfang des Januars, also Silvester und Neujahr die Funktion von Aus- und Eingang, oder eben von Trennungs- und Angliederungsphase. Er ist sozusagen der ‚Schlussstein‘ des Jahres, die Zeit ‚zwischen den Jahren‘, die dadurch einen eigenen Charakter und eine eigene Funktion erlangt.

Es zeigt sich an den verschiedenen Beispielen, dass der Gott Janus in seiner Identität dem Begriff der Schwelle sehr nahe kommt. Man könnte Janus als personifizierte Schwelle bezeichnen, was wiederum Pichts Gedanken zur *elementaren Form* und zu den *Göttergeschichten* entsprechen würde.

Cassirer stellt die Denkfigur der Schwelle ähnlich dar, nur nimmt er als Beispiel den altrömischen Gott Terminus.

„Noch bei den Römern erscheint *Terminus* als ein eigener Gott und am Fest der Terminalien war es der Grenzstein selbst, den man verehrte, indem man ihn bekränzte und mit dem Blut eines Opfertieres besprenkte. Aus der Verehrung der Tempelschwelle, die den Raum des Gotteshauses gegen die profane Welt draußen absondert, scheint sich, in ganz verschiedenen Lebens- und Kulturkreisen, übereinstimmend der Begriff des Eigentums, als ein religiös-rechtlicher Grundbegriff, entwickelt zu haben. Die Heiligkeit der Schwelle ist es, die, wie sie ursprünglich die Behausung des Gottes schützt, dann auch in der Form der Land- und Feldgemarkung das Land, das Feld, das Haus vor jedem feindlichen Übergriff oder Angriff bewahrt.“ (Cassirer, *mythische Denken*, S. 127).

Cassirer hat recht mit seinen Überlegungen zur Schwelle, nur dass er statt *Terminus* doch besser *Janus* hätte anführen sollen. Denn wie Benjamin schreibt, hat sich der Torbogen aus der Schwelle entwickelt und nicht aus dem Grenzstein, und Cassirers Gedanken zum Übergang zwischen profaner und sakraler Welt beschreiben eine Schwellen- und keine Grenzüberschreitung. In seinen Übergangsriten stellt van Gennep den Begriff der Grenze klar dem der Schwelle gegenüber: „Die Grenze – eine imaginäre Linie, die Grenzsteine oder -pfähle verbindet – ist eigentlich nur auf Landkarten wirklich sichtbar“ (van Gennep, Übergangsriten, S. 25). *Terminus* anzuführen ist nicht kategorial falsch, nur wäre es eben präziser gewesen, *Janus* vorzustellen, den Gott des Ein- und Ausgangs, sowie des Anfangs.

2.1.5 fuzzy logic und „das Schwarze Loch der Mengenlehre“

Im folgenden soll eine moderne Form der Logik, die *fuzzy logic*, als weiteres Erklärungsmuster für die Eigenständigkeit des Schwellenübergangsmomentes vorgestellt werden. Folgt man der Fuzzy Logik, wird es möglich, die Eigenständigkeit mathematisch zu beschreiben und sie somit zu fixieren. Zum Verständnis ist es erforderlich, die Entstehungsgeschichte der Fuzzy Logik nachzuzeichnen, um den Übergang zwischen logisch „wahr“ und „falsch“ als Menge eigener Gültigkeit zu erkennen. Im wesentlichen stammen die Ausführungen von Lotfi Zadeh, dem Begründer der fuzzy logic und von Bart Kosko, der die Denkfigur des Paradoxons mathematisch in der Systematik der Fuzzy logic fixiert hat.

Christoph Drösser übersetzt „fuzzy logic“ in gleichnamigem Buch (1994) als „krauses Denken“. Die Entstehung des wissenschaftlich gebräuchlichen, englischen Namens geht auf den Begründer der Theorie zurück: „1965 suchte der Informatiker Lotfi Zadeh einen Namen für seine neue Theorie. [...] Fuzzy Logik ist keine schlampige Logik. Sie ist eine präzise Theorie des Unpräzisen. Sie nimmt in Kauf, dass wir die Gesetze, die komplexe Systeme regieren, nicht mit letzter Präzision kennen“ (Drösser, Fuzzy Logik, S. 9f).

„Die Fuzzy Theorie basiert auf der Mathematik, die im Abendland entwickelt wurde. Sie ist eine begriffliche Erweiterung der Mengenlehre von Georg Cantor, und insbesondere baut sie auf dem Cantorschen Begriff des Kontinuums auf, verkörpert in dem Intervall $[0,1]$, mit dem jede Fuzzy-Menge beschrieben wird.“ (Drösser, Fuzzy Logik, S. 150).

Die paradigmatische Veränderung logischer Systeme besteht darin, dass die aristotelischen Sätze vom ausgeschlossenen Dritten und vom ausgeschlossenen Widerspruch nicht mehr als Prämisse anerkannt werden. Das Intervall von $[0,1]$ für wahr und falsch wird um Zwischenwerte wie ‚wahr zu 0,8; falsch zu 0,2‘ ergänzt. „Bart Kosko baut ein ganzes Buch auf dem Gegensatz zwischen Aristoteles und Buddha auf. Für ihn manifestiert sich in der Auseinandersetzung um Fuzzy Logik ein „Zusammenstoß von westlichen und östlichen Glaubenssystemen auf der technischen Ebene. [...] Im Westen gab uns Aristoteles die binäre Logik und einen großen Teil unserer heutigen wissenschaftlichen Weltansicht[...]. Im Gegensatz dazu waren die Geistesgrößen des Ostens Mystiker. Sie nahmen Doppeldeutigkeiten und Vagheiten hin und förderten sie sogar manchmal“. (Drösser, Fuzzy Logik, S. 49).

Um zu verdeutlichen, was mit einer Aussage, die zu 0,8 wahr ist, gemeint ist, soll folgendes Beispieldienen. „Ein fuzzylogisches System, das jeder von uns täglich benutzt (ist) die Sprache. [...] Unseren Wörtern entsprechen keine scharf abgegrenzten Klassen von Objekten. Wörter sind wie Wolken, die in der Mitte dicht und eindeutig sind 10 und zum Rand hin immer dünner und ausgefranst werden – eben fuzzy“ (Drösser, Fuzzy Logik, S. 15).

Diese Unexaktheit lässt sich fuzzylogisch folgendermaßen ausdrücken: „Nehmen wir einmal an, wir wären uns einig, dass alle Männer unter 1,70 auf jeden Fall nicht groß sind, die Männer über 1,90 auf jeden Fall groß. (...) Wir haben also das Problem der scharfen Grenze zwischen „groß“ und „nicht groß“ gelöst, indem wir einen gleitenden Übergang geschaffen haben“ (Drösser, Fuzzy Logik, S. 33f).

So kommt man zu den Alltagssprachlich wenig brauchbaren Aussagen, eine Person X mit der Körpergröße 1,75 m sei groß zu 0,75 und klein zu 0,25. Aber es wurde ja bereits gesagt, dass die Sprache an sich schon ein fuzzylogisches System sei. Sie bedient sich sprachlicher Modifikatoren, um die unscharfen Begriffe in ein Verhältnis zueinander zu setzen. Beispielhafte Modifikatoren sind Begriffe wie sehr, eher, ziemlich.

Dass es sich mit der Sprache derart verhält ist keineswegs als Mangel zu bewerten. „Es ist gerade der Reiz der Sprache, dass sie schillert, Mehrdeutigkeiten zulässt“ (Drösser, Fuzzy Logik, S. 18). Bernd

10 „Prototypen“ nannte Eleanor Rosch (1973) diese Repräsentationen von Begriffen, die fast jedem als erstes einfallen. Das bekannteste Beispiel lautet zum Beispiel Hammer als Prototyp für Werkzeug.

Demant sieht darin nicht nur einen Reiz, sondern sogar die Stärke unserer Sprache: „Die erhobene Forderung nach präziser Sprache im Gespräch würde dieses auf den bloßen Austausch von Informationen reduzieren und zu unendlichem Streit über verwendete Begriffe führen, wenn es nicht vorher an seiner Öde schon erstickt.“ (Demant, 1993).

Zadeh selbst sieht den Zusammenhang aus einem anderem Blickwinkel: „Wenn die Komplexität zunimmt, verlieren präzise Aussagen an Bedeutung, und bedeutungsvolle Aussagen verlieren an Präzision“ schreibt er 1962 in seinem Aufsatz *Fuzzy sets* (nach Drösser, *Fuzzy Logik*, S. 18).

Nehmen wir wieder die Spur des Schwellenübergangsmomentes auf. Einen Metahinweis erhalten wir durch die Frage, unter welchen Bedingungen die Fuzzy Logik entstanden ist. Zadeh bildet hierzu den Schlüssel und Drösser fragt: „Warum kam die entscheidende Idee von einem zwar in Asien geborenen, aber in der Tradition westlicher Ingenieurskunst ausgebildeten Forscher? (Drösser, *Fuzzy Logik*, S. 150). Denkt man zurück an Bart Kosko und seine Schrift über Buddha und Aristoteles ist es vielleicht gerade jene Mitte zwischen den Kulturkreisen und ihren Denkformen, die ihn befähigt, einen Mittelweg zu finden. Somit wäre die Fuzzy Logik eine eigenständige Logik, die aber aus dem Raster der klassischen Logik herausfiele und auf der anderen Seite auch nicht in die Systematik östlicher Weisheit passte. Diese Spekulation von vornherein unterbindend liefert Drösser folgende Erklärung: „Vielleicht ist der größte Teil des Fuzzy Booms in Asien weniger auf die Aristoteles/Buddha Geschichte zurückzuführen als vielmehr auf ein anderes Muster, das in den letzten Jahrzehnten öfter zu beobachten war: die findige Übernahme westlicher Denkanstöße durch japanische Ingenieure und die schnelle und effektive Umsetzung in Produkte, mit denen sich Geld verdienen lässt. [...] Der Fuzzy Gedanke fiel in Japan vor allem deshalb auf fruchtbaren Boden, weil die Ingenieure dort erkannten, [...] dass Fuzzy Technik eine genial einfache Methode ist, „Intelligenz“ in Maschinen zu programmieren. Und einfach heißt natürlich auch billig.“ (Drösser, *Fuzzy Logik*, S. 151).

Doch letztlich sticht das Argument Drössers nicht, denn wenn vorher gesagt wurde, dass gerade die Vertrautheit Zadehs mit westlicher und östlicher Denkungsart die Befähigung zur Entwicklung der Fuzzy Logik enthielt, dann vermag dies ebenso die japanische Ingenieurskunst, die abseits ökonomisch-strategischer Überlegungen mit dem Entwurf etwas anfangen konnte. Man kann auch über die Japaner

sagen, dass sie sowohl mit westlicher Ingenieurskunst als auch mit östlicher Weisheit vertraut sind. Dadurch erlangen sie einen Vorsprung gegenüber westlichen Ingenieuren, die ausschließlich in der Tradition der aristotelischen und später scholastischen Syllogismen stehen. In dieser Denktradition tauchen dann Paradoxien auf, die aussagenlogisch nicht aufgelöst werden können und eine Kernfrage der westlichen Philosophie darstellen. Drösser spricht von dem Vermächtnis Aristoteles' als „unseren Fesseln“. Fuzzy Logik stellt ein Instrumentarium an Begriffen zur Verfügung, das – westliche Prämissen ignorierend – auch Paradoxien beschreibbar macht. „Jedes Sorites-Paradox (Haufenschluß) ist ein Kandidat für eine Beschreibung mit Fuzzy Logik. (Drösser, Fuzzy Logik, S. 21). Wendet man ein, dass die Prämissenfrage rein akademisch sei, kontert Drösser, dass es die Fuzzy Logik zu einer technischen Reife gebracht hat, welche die aristotelische Logik aufgrund ihrer ‚Fesseln‘ nicht erreichen kann.¹¹ Und abseits der praktischen Realisierbarkeit gilt auch hinsichtlich der Beschreibungsqualität der Vorzug der Fuzzy Logik. „Wichtig ist aber die Erkenntnis, dass für viele Bereiche der Wirklichkeit eine Beschreibung mit Grauwerten viel adäquater ist, als die Einordnung in das Schwarzweißschema.“ (Drösser, Fuzzy Logik, S. 22).

Die erste technische Anwendung eines Fuzzy Controllers wurde 1973 von Ebrahim Mamdani in Großbritannien entwickelt. „Eine Dampfmaschine, die automatisch den Druck des Kessels und die Geschwindigkeit des Kolbens konstant hielt.“ (Drösser, Fuzzy Logik, S. 84). Warum es sich gerade um diese Anwendung handeln musste kann hier leider nicht weiter untersucht werden. Die Geste ist jedoch unübersehbar, gemahnt sie doch an Adam Smith und seine Ausführungen zur Arbeitsteilung am Beispiel des Ventiljüngers, der von Zeit zu Zeit das Druckventil betätigte, damit der Kessel nicht explodierte. Und in der Tat erzielen durch Fuzzy Logik gesteuerte Regelkreise durch das Zulassen des Unpräzisen¹² deutlich bessere Ergebnisse. „Die Fuzzy Alchemisten fingen tatsächlich an, Gold zu machen.“ (Drösser, Fuzzy Logik, S. 85). Das Beispiel der Dampfmaschine – Ventiljunge und Fuzzy Controller – macht den Vergleich unvermeid-

11 „Wenn die beiden ersten Sätze wahr sind, ist auch der dritte Satz wahr. Modus ponens nennt sich diese Art Schlussfolgerung. So denken wir, wir können nicht anders.“ (Drösser, Fuzzy Logik, S. 52). Und weiter: „Mathematik braucht den ausschließenden Gegensatz von wahr und falsch, um ihre präzisen Sätze aufstellen zu können.“ (Drösser, Fuzzy Logik, S. 61).

12 „Lotfi Zadehs Maxime, vielleicht das fundamentalste Prinzip der Fuzzy Logik, lautete: „Nutze die Toleranz für Ungenauigkeit!“ (Drösser, Fuzzy Logik, S. 88)

lich: „Menschen haben keine perfekten Sinnesorgane. [...] Wir können keine Kraft von 4,73 Kilopond anwenden oder unsere Hand zu einem numerisch genau durch drei Koordinaten gegebenen Punkt im Raum bewegen. [...] Sicher ist aber, dass wir „modelfrei“ regeln und dass wir dies mit unpräzisen Daten tun.“ (Drösser, Fuzzy Logik, S. 84).

Nachdem nun also die Entstehungsbedingungen der Fuzzy Logik und deren Maximen vorgestellt worden sind, soll es im folgenden um die fuzzylogische Darstellung der Eigenständigkeit des Übergangsmomentes gehen. Oben wurde eine Funktion unter dem Stichwort ‚gleitender Übergang‘ vorgestellt. Hier haben wir also das Moment des Übergangs und zwar anders als bei einer Schnittstelle, die nur zwei Zustände – eben die Räume jenseits des Schnitts – kennt. Fuzzylogisch drückt man die Räume als Wolken aus, die zu den Rändern hin ausfransen, wie oben am Beispiel der Sprache verdeutlicht. Diese Sichtweise kann dargestellt werden, indem man die Exaktheit der aristotelischen Logik auflöst. „Eine Kurve nennen die Mathematiker auch den Graphen einer Funktion. Er besteht aus vielen einzelnen Punkten mit den Koordinaten x und $f(x)$. Ein Fuzzy Graph dagegen bildet nicht Zahlen auf Zahlen ab, sondern Fuzzy Mengen auf Fuzzy Mengen. Das Resultat ist eine Ansammlung von „Fuzzy Flecken“. (Drösser, Fuzzy Logik, S. 89).

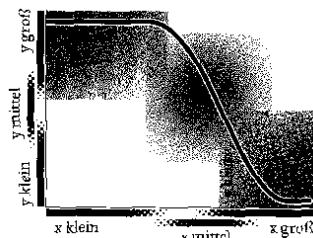


Abb. 3: Fuzzy spots (Drösser, 1994, S. 89)

Das Beispiel der großen und kleinen Menschen stellt eine Grundmenge von zwei Elementen dar. Auf dem unten dargestellten Graphen bildet der Punkt $(0,1)$ die Idealform von ‚groß‘ und der Punkt $(1,0)$ die Idealform von ‚klein‘. Der Punkt A stellt einen Wert dar von $2/3$ groß.

„Den Punkt • (Komplementär) erhält man, indem man A „am Mittelpunkt des Quadrats spiegelt“ (Drösser, Fuzzy Logik, S. 114). „Fuzzy Mengen

zeichnen sich ja dadurch aus, dass für sie der Satz vom ausgeschlossenen Widerspruch und der Satz vom ausgeschlossenen Dritten nicht unbedingt gelten. Denn die mit diesen Prämissen ausgedrückte Relativität der Logik legt eine Aussage über die Logik per se nahe, nämlich dass sie idealisierend ist und damit Schwierigkeiten haben kann, Aussagen über Realformen der Welt zu machen. Den Übergang von idealem Erkennen und nicht-idealem Erkennen fasst Lange durch den Begriff der Schwelle: „Der Satz $A=A$ zeigt also auch gleich auf der Schwelle der Logik die Relativität und Idealität alles unsres Erkennens an“ (Lange: Geschichte des Materialismus, 1010).

In diesem Sinne ist Fuzzy Logik realistischer als jene idealsprachlichen Logiken, da sie sich bemüht, diesseits der Idealität zu operieren. „Der Durchschnitt von A und $\bar{A}$ ist also mehr als die leere Menge. [...] Die vier Mengen bilden also ein symmetrisches Rechteck“ (Drösser, Fuzzy Logik, S. 116).

„Je weiter man sich von außen zur Mitte des Quadrats bewegt, je „fuzzier“ die Mengen also werden, um so enger rücken die vier Punkte zusammen. Und in der Mitte passiert etwas Kurioses: Für die Fuzzy Menge $M=(\frac{1}{2}, \frac{1}{2})$ verschmelzen die Punkte zu einem, es ist also:

$$M = M = M \cap M = M \cup M$$

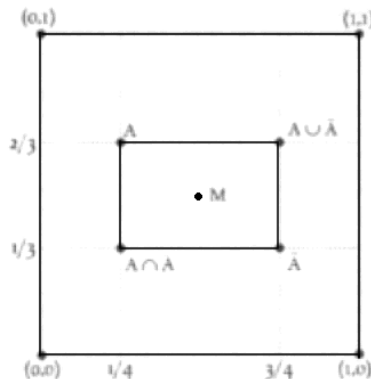


Abb. 4: „Das schwarze Loch der Mengenlehre“ (Drösser, 1994, S. 117)

„Die Menge M ist die fuzzieste von allen, sie ist der Ort, an dem die Paradoxa vom Lügner und vom Barbier angesiedelt sind. Bart Kosko nennt sie „das Schwarze Loch der Mengenlehre“: Hier verlieren die bekannten logi-

schen und mathematischen Wahrheiten ihre Gültigkeit.“ (Drösser, Fuzzy Logik, S. 117).¹³

In der Fuzzy Logik wird ferner vom Fuzzy Maß gesprochen. „Das Fuzzy Maß soll die Ähnlichkeit zwischen einer Menge und ihrem Komplement sein. [...] Das Fuzzy Maß beschreibt also genau das Kontinuum zwischen den klassischen Mengen und dem „Schwarzen Loch“ M mit Werten zwischen 0 und 1.“ (Drösser, Fuzzy Logik, S. 121). Man kann spekulieren, dass das Fuzzy Maß den Versuch einer quantitativen Übergangsintensität für Schwellen ausdrückt. So ist das Fuzzy Maß bei Komplementären am höchsten.

Aussagenlogisch betrachtet gilt in der Menge M , dass sowohl A als auch $\neg A$ gültig sind. Dadurch wird der Übergang zwischen zwei Komplementären zu einer eigenen Gattung, die weder das eine noch das andere darstellen. Dies ist die Figur der Eigenständigkeit, die uns die Fuzzy Logik im Zusammenhang der Übergänge liefern kann. Dieses Moment des Dazwischen, das weder das eine noch das andere ist, stellt kein Novum in der Philosophie dar. Derrida führt dazu Platons „Timaios“ an, in dem von jener dritten Gattung die Rede ist. „Die 3. Gattung ist die des Raumgebenden, die Untergang nicht an sich lässt, statt dessen einen Wohnsitz gewährt allem, was da Entstehung hat, selbst ausgestattet mit NICHT WAHRNEHMBARKEIT DURCH SINNE, zugänglich nur einer Art Bastard-Schluß“ (Plato, Timaios, S. 85). Derrida interpretiert diese Passage wie folgt: „*Khora* bildet gleichfalls ein drittes Geschlecht. Dieser Ort ist nicht das intelligible Paradigma, von dem der Demiurg sich leiten lässt. Er gehört nicht mehr der Ordnung der Nachahmung und der sinnlichen Nachbilder an, die er in die *khora* genau eindrückt. Von diesem absolut notwendigen Ort, von diesem, „worin“ die Nachbilder der ewigen Wesen zur Welt kommen, indem diese sich darin eindrücken, von diesem Abdruckträger für alle Typen und alle Schemata, ist es schwierig zu sprechen. Es ist schwierig, für ihn einen wahren oder festen *logos* einzu-

13 Van Gennep stellt ein ähnliches Phänomen fest, das er mit dem „Totpunkt“ der Physik erklärt: „Notwendigerweise müssen nämlich zwei in entgegengesetzte Richtungen verlaufende Bewegungen durch einen Totpunkt getrennt sein, der in der Mechanik mit Hilfe eines Exzentrers [auf einer Welle angebrachte Steuerungsscheibe] auf ein Minimum reduziert wird und nur potentiell in einer Kreisbewegung existiert. Obwohl ein Körper sich bei konstanter Geschwindigkeit kreisförmig im Raum bewegen kann, gilt das nicht für biologische oder soziale Abläufe. Ihre Energie erschöpft sich, und sie müssen sich in kleineren oder größeren Intervallen regenerieren können. Übergangsriten stellen ganz eindeutig eine Reaktion auf diese grundsätzliche Notwendigkeit dar“ (van Gennep, 1986, S. 175f).

richten. Man erahnt ihn nur in „traumhafter“ Weise und man kann ihn bloß durch eine „bastardhafte Beweisführung“ beschreiben. Dieser Zwischenraum stirbt niemals und wird auch niemals geboren. Gleichwohl ist seine „Ewigkeit“ nicht die der intelligiblen Paradigmen. [...] Vor allem, dieses „dritte Geschlecht“, welches die *khora* zumal sein soll, gehört nicht einem *Dreier-ensemble* an. „Drittes Geschlecht“ ist hier nur eine *philosophische* Manier, ein X zu benennen, das sich nicht rechnen lässt in einer Menge, eine Familie, einer Triade oder einer Trinität. Selbst wenn Platon sie mit einer „Mutter“ oder „Amme“ zu vergleichen scheint, bildet diese stets jungfräuliche *khora* in Wahrheit kein Paar mit dem „Vater“.“ (Derrida, Verneinungen, S. 64).

Derrida knüpft an eine alte Tradition an, das sich nicht rechnen-Lassende in eine neue Variable zu kleiden. Genau diesen Anspruch jedoch hat diese Arbeit nicht. Denn anstatt eine weitere Unbekannte in ein System einzuführen, damit das System eben bis auf die Unbekannte konsistent bleibt, soll der Schwellenbegriff ein ‚Unbekanntes‘ zulassen. Deshalb ist die Fuzzy Logik besonders geeignet, dieses Unbekannte als Eigenständiges zu belegen, da auch hier Unbekanntes, nicht Berechenbares, eben jenes ‚Schwarze Loch der Mengenlehre‘ zugelassen werden.

Zum Abschluss soll ein Gedanke von Coelho, der ‚vom Innehalten‘ betitelt ist, auf poetische Weise den Zusammenhang der Eigenständigkeit des Übergangs von „schwarzen Löchern“ und dem von Nietzsche oben geforderten Stehenbleiben ‚auf einem Punkte‘ herstellt.

„Vom Innehalten: Der Wissenschaftler Roger Penrose ging mit ein paar Freunden den Gehweg entlang. Sie unterbrachen ihr angeregtes Gespräch nur kurz, um die Straße zu überqueren. „Also – als wir die Strasse überquerten, ist mir etwas Unglaubliches eingefallen“, sagte Penrose, als sie auf der anderen Straßenseite weitergingen. „Aber jetzt haben wir weitergeredet, und es ist mir völlig fremd.“ Gegen Abend verfiel Penrose plötzlich in eine Hochstimmung, die er sich nicht erklären konnte. „Ich hatte das Gefühl, dass mir etwas Wichtiges enthüllt worden war“, sagte er. Und er beschloß, den ganzen Tag noch einmal durchzugehen. Minute für Minute, und als er sich an den Augenblick erinnerte, an dem er die Straße überquerte, kam der Gedanke wieder zurück. Diesmal schrieb er ihn nieder. Es war die Theorie der Schwarzen Löcher, eine wahre Revolution in der modernen Physik. Und Penrose konnte sich an den Gedanken deshalb wie-

der erinnern, weil ihm einfiel, dass wir wie immer schweigend die Straße überquert hatten.“ (Coelho, Unterwegs, S. 19f.).¹⁴

2.1.6 „Purpur fordert Grün“: der Übergang zwischen Komplementärfarben

Lag bei der Fuzzy Logik das Gewicht auf dem Punkt des Übergangs, der eine eigene Qualität bildet, soll es nun um das Prinzip gehen, dass Komplementäre verbindet. Am Beispiel der Komplementärfarben (bzw. Gegenfarben) soll vorgestellt werden, dass sich Schwellenübergänge insbesondere dadurch auszeichnen, dass die beiden Räume nicht nur getrennt, sondern durch ein Übergreifen auch verbunden sind. Besondere Aufmerksamkeit verdient deshalb die Spannung zwischen den Farben. Als Einführung soll die entsprechende Passage aus Goethes Farbenlehre dienen:

„§ 809: Man denke sich in dem von uns angegebenen Farbenkreise einen beweglichen Diameter und führe denselben im ganzen Kreise herum, so werden die beiden Enden nach und nach die sich fordernden Farben bezeichnen, welche sich denn freilich zuletzt auf drei einfache Gegensätze zurückführen lassen.

§ 810: Gelb fordert Rotblau,
 Blau fordert Rotgelb,
 Purpur¹⁵ fordert Grün“

(Goethe, Farbenlehre, S. 502)

Gerade die Formulierung der ‚*sich fordernden Farben*‘ ist ein deutlicher Hinweis auf die zu untersuchende Eigenständigkeit des Schwellenübergangsmomentes und die daraus resultierende Verbundenheit, so man den Übergang zwischen zwei Gegenfarben als Schwelle versteht. Ein Hinweis dafür, diesen Übergang als Schwelle zu verstehen besteht darin, dass zwei Räume, hier Farben, getrennt und gleichzeitig verbunden sind. Diese Eigen-

14 Eine ähnliche Begebenheit berichtet Sokrates im Phaidros: „Als ich vorhin, mein Guter, durch den Fluß gehen wollte, hat sich mir das Daimonion und das Zeichen, das mir zu werden pflegt, gezeigt – es will mich aber jedesmal abhalten von etwas, was ich gerade tun will“ (Platon: Phaidros, S. 430).

15 § 793: „Wir haben diese Farbe ihrer hohen Würde wegen manchmal Purpur genannt, ob wir gleichwohl wissen, dass der Purpur der Alten sich mehr nach der blauen Seite hinzog.“ (Goethe, Farbenlehre, S. 499)

schaft einer verbindenden Spannung kann, wie oben in der Einleitung angesprochen wurde, als grundlegend für Schwellen angesehen werden.

Ein literarisches Beispiel soll helfen, diesen Übergang zu beschreiben. In der Erzählung „Die unendliche Geschichte“ von Michael Ende wird der Übergang zwischen der sogenannten Wirklichkeit und dem Reich der Phantasie, sowohl was Inhalt, als auch was Form angeht, zum handlungstragenden Motiv. Auch wenn Endes Geschichte nicht originell ist, sondern östliche Mythen und Weisheit aufgreift, ohne sie als solche auszuweisen, stellt sich die Schilderung des Übergangs von Form und Inhalt als Beispiel zur Verdeutlichung als äußerst geeignet dar.

Im letzten Kapitel Z, in welchem der Protagonist, ein kleiner Junge namens Bastian, zurück in seine Welt kehrt, mit der die uns bekannte Welt gemeint sein dürfte, tritt er in der Phantasiewelt namens Phantásien an den Übergang zwischen beiden Welten, der gleichfalls das Zentrum Phantásiens darstellt: Der Ort trägt den Namen ‚die Wasser des Lebens‘. AURYN, das Symbol des Phantasiereiches, zwei sich in den Schwanz beißende Schlangen, die somit einen Kreis bilden, umgürten die Quelle.

Die inhaltliche Darstellung des Überschreitens liest sich wie folgt und gibt einmal mehr ein Beispiel für die Thesen van Genneps und Turners, insbesondere dessen Ausführungen zu den ‚liminal entities‘.

„AURYN ist die Tür, die Bastian suchte. Er hat sie von Anfang an mit sich getragen. Aber nichts aus Phantásien wird von den Schlangen über die Schwelle gelassen. [...] In diesem letzten Augenblick, da er keine der phantásischen Gaben mehr besaß, aber die Erinnerung an seine Welt und sich selber noch nicht wiederbekommen hatte, durchlebte er einen Zustand völliger Unsicherheit, in dem er nicht mehr wusste, in welche Welt er gehörte und ob es ihn selbst in Wirklichkeit gab.“ (Ende, Unendl. G., S. 415f).

Als Schwellenübergangsmoment muss „dieser letzte Augenblick“ angesehen werden. Wie van Gennep beschreibt, ist Bastian im Moment des Übergangs, der sog. Schwellenphase, „gleichsam zwischen zwei Welten“. Auch die Trennungs- und Angliederungsphase finden ihre Entsprechung. Im Moment des Übergangs wird Bastian zu einem ‚Schwellenwesen‘, wie es Turner beschrieben hat. „Liminal entities are neither here nor there; they are betwixed and between the positions assigned and arrayed by law, custom, convention, and ceremonial“ (Turner, 1969, S. 95).

Dieser Übergang findet seine Entsprechung in der künstlerischen Gestaltung des Buches. Typographisch wird der Übergang von der Phantasiewelt zur sogenannten wirklichen Welt und zurück kongenial umgesetzt. Sämtliche Textpassagen, die in der wirklichen Welt spielen, sind in roter, sämtliche Textpassagen, die in der grenzenlosen Phantasiewelt spielen, in grüner Farbe gedruckt. Gerade die Spannung zwischen den Farben macht das Verhältnis zwischen realer und phantastischer Welt zu einem sich gegenseitig *Fordern*-den, wie es ja auch Goethe in der Farbenlehre formuliert. Gerade darin besteht eine der Aussagen der Unendlichen Geschichte, dass beide Gebiete nur gemeinsam existieren können, also durch die Spannung der ontologischen Differenz gleichermaßen verbunden wie getrennt sind.

Rasch schöpfte er mit beiden Händen vom Wasser des Lebens und rannte auf dieses Tor zu. Dahinter war Dunkelheit. Bastian warf sich in sie hinein – uns stürzte ins Leere. [ROT]

„Vater!“ ,schrie er. „Vater! – Ich – bin – Bastian – Balthasar – Bux!“ [ROT]

„Vater! Vater! – Ich – bin – Bastian – Balthasar – Bux!“ [GRÜN]

Noch während er es schrie, fand er sich ohne Übergang auf dem Speicher des Schulhauses wieder, von wo aus er einst, vor langer Zeit, nach Phantasien gekommen war. [GRÜN] (Ende, Unendl. G., S. 419)

Man kann Michael Ende vorwerfen, dass sich ein Text durch die in den Worten transportierte Bedeutung ausdrücken sollte und nicht durch graphische Tricks. Um jedoch den Wahrnehmungseffekt der Gegenfarben Rot und Grün zu veranschaulichen, ist dieses Beispiel hilfreich.

Rot und Grün verhalten sich komplementär zueinander. Goethe formuliert es treffender: Sie *fordern* einander. Es entsteht eine sogenannte optische Täuschung, ein *puzzling effect* in der Wahrnehmung des Lesers genau in dem Moment, wo der inhaltliche Übergang zwischen den Welten sich in der Farbwahrnehmung der Buchstaben mit vollzieht. Dies ist die Spannung zwischen den Farben. Ende macht dabei jedoch einen Fehler, denn die Umsetzung hinkt in der Behauptung, Bastian „fand sich ohne Übergang auf dem Speicher des Schulhauses wieder“. Als einzige Möglichkeit könnte damit ein zeitlicher Moment, ein temporärer Übergang, gemeint sein, was die Formulierung von oben ‚in diesem letzten Augenblick‘ annehmen ließe. Denn es findet zumindest ein ontologischer Übergang zwischen den Wirklichkeiten statt, der eben farblich umgesetzt wird. Die These des einzigen Momentes würde die Wiederholung des Ausspruchs unterstützen.

Da inhaltliche Interpretationen hier keinen hinreichenden Grund liefern, soll der Übergang zwischen den Farben behandelt werden. Das mehrfach vorgebrachte Element der Eigenständigkeit solcher Schwellenmomente, wie es sich auch bei van Genenp findet, besteht hier in einem ‚Dazwischen‘, das weder Rot noch Grün ist. Zur Lippe beschreibt diesen Übergang in anderem Zusammenhang¹⁶ folgendermaßen: „Das Zwischen der Spannung von Rot und Grün wird verwechselt mit der Vermischung im schmutzigsten Grau.“ (Zur Lippe, Wahnsystem Realität, S. 56). Wie jene Verwechslung ausgedrückt wird, zeigen die folgenden zwei Beispiele:

„Ausgehend von der Definition, dass alle drei Grundfarben zusammen bei Lichtfarben Weiß, bei Körperfarben Schwarz ergeben, kann man jede Farbe auch mit Minusanteilen an den drei Primärfarben charakterisieren: jede Farbe, die nicht Weiß bzw. Schwarz ist, hat demnach Defizite an Primärfarben. Diese Defizite ergeben eine zweite Farbe als Ergänzung zu den vollen Anteilen: die jeweilige Komplementärfarbe.“ (Gekeler, S. 26)

„Gegenüberliegende Farben heißen Komplementär- oder Gegenfarben; ihre additive Mischung ergibt den Eindruck Weiß (ein helles Grau). [...]Zwei Komplementärfarben geben subtraktiv den Eindruck Grau oder Schwarz, weil sie gemischt keinen Teil des Spektrums mehr bevorzugt reflektieren.“ (B. Universallexikon).

An dieser Stelle müssen die Ansätze der Farbenlehren Newtons und Goethes verdeutlicht werden. Newton erkannte die „Spektralnatur des Lichtes [...]“. Zu ihm in Gegensatz trat J.W. von Goethe mit einer Farbenlehre, die von der Unteilbarkeit des Lichts ausging.“ (B. Universallexikon). Bei der Betrachtung von Schwellen geht es gerade um das Verbundensein bei gleichzeitiger Trennung, weshalb hier mit Goethes Ansatz gearbeitet wird.¹⁷

16 Zur Lippes „Neue Betrachtung der Wirklichkeit“ am Beispiel der Gegenfarben kann noch durch ein Zitat des Malers Robert Delaunay verstärkt werden: „Der Simultankontrast erzeugt den Dynamismus der Farben und deren Konstruktion, d. h. Tiefe, Proportion und Maß. Und er ist das stärkste Ausdrucksmittel der Wirklichkeit...“ (nach Gekeler, S. 29).

17 Auch Gekeler, der in seinem Buch über Farbenlehre dem Ansatz Newtons folgt, muss zugeben, dass es jene Spannung gibt. Um diese zuzugeben verlässt er allerdings die exakte Wissenschaft und beruft sich auf die Kunst: „Viele Maler benutzen die Simultanwirkung durch Zuordnung von Farben aus dem Komplementärbereich. Auf diese Weise wird die jeweilige Farbkraft gegenseitig gesteigert und eine lebhafte Gesamtwirkung erzielt.“ (Gekeler, S. 27) Diese „lebhafte Gesamtwirkung“ stellt meiner Einschätzung nach die von Goethe beschriebene Spannung in einem sich fordernden Verhältnis dar. Man kann diese Ausführung deshalb als indirektes Zugeständnis an Goethes Farbenlehre deuten.

Man kann sagen, dass sich Newtons Farbenlehre zu Goethes Farbenlehre verhält wie der Begriff des Interface' zu dem der Schwelle.

Es soll nun aus anderer Perspektive ein Blick auf den Übergang zwischen roter und grüner Schrift bei Michael Ende geworfen werden. Der Schlüssel zum Verständnis des Schwellenübergangs bei Ende scheint jener „letzte Augenblick“ zu sein, der „ohne Übergang“ den Wechsel zwischen den Welten bedeutet. Es handelt sich auch hierbei wieder um einen nicht quantifizierbaren Moment, den Nietzsche als Innehalten „auf einem Punkte wie eine Siegesgöttin ohne Schwindel und Furcht“ benannt hat. Durch die Wiederholung des Ausspruches Bastians bei Michael Ende wird der Ausspruch verdoppelt, obwohl davon auszugehen ist, dass der Satz nur einmal gesagt wurde, gleichzeitig in der einen wie der anderen Wirklichkeit. Ich möchte nun näher auf das eingehen, was oben als *puzzling effect* bezeichnet wurde.

„Vater!“ „schrie er. „Vater! – Ich – bin – Bastian – Balthasar – Bux!“
[ROT]

„Vater! Vater! – Ich – bin – Bastian – Balthasar – Bux!“ [GRÜN]
(Ende, Unendl. G., S. 419)

Hierin steckt ein Fehler: Im Zeitverlauf der Geschichte gibt es den Ausspruch nur ein einziges Mal, wohingegen der Leser die Sätze zweimal liest, einmal in grün, sofort darauf in rot. Nur eben nicht gleichzeitig. Die Frage lautet nun, ob es überhaupt eine Gleichzeitigkeit der visuellen Wahrnehmung gibt. Diskutiert werden müssen Begriffe wie *Gleichzeitigkeit* und *Dauer* im Rahmen der sog. „Gehirnuhr“. Einen sehr anschaulichen Überblick liefert Ernst Pöppel, indem der in vier primäre Zeitbegriffe unterteilt. (Pöppel, S. 371f.).

1. Gleichzeitigkeit: hören: alles innerhalb von 2/1000 sec.
 sehen: alles innerhalb von 20/1000 sec.
2. Folge: ist identifizierbar ab 30/1000 sec zwischen den Ereignissen
3. Jetzt: „Zu Gestalten integrierte Ereignisse mit Bedeutung im zeitlichen Rahmen von 2-4 Sekunden“ „Die Kontinuität des Denkens wird vom Gehirn also in Zeit Quanten von wenigsten Sekunden zerhackt.“
4. Dauer: „Das Erlebnis von Dauer ist abhängig von der verarbeiteten Information“ (subjektives Zeit Paradoxon). Die Identifikation der Ereignisse findet in der Gehirn Uhr bei ca. 30 Hz statt.

Als Konsequenz ergibt sich, dass der Leser der *Unendlichen Geschichte* und der Protagonist den Übergang zwischen den Welten in verschiedener Zeitlichkeit erfahren. Nimmt man die Zahlen von Pöppel als gegeben, dauert das *Jetzt* der Farbwahrnehmung des Textes zwischen zwei bis vier Sekunden. Auf jeden Fall ist die Gleichzeitigkeit, von der bei Michael Ende durch „ohne Übergang“ die Rede ist, für den Leser nicht gegeben, da er mindestens 1/50 Sekunde zur Erfassung der Folge des Farbwechsels benötigt. Die Gehirnuhr tickt bei 30 Hz, womit die „Identifikation der Ereignisse“ nach Pöppel gemeint ist. Bergsons geht mit seinem Begriff der *durée* noch einen Schritt weiter und berücksichtigt „untereinander zusammenhängenden Täuschungsfaktoren: Dominanz der Raumvorstellung, Verdinglichungstendenz des „gesunden Menschenverstands“ (Flasch, Zeit: S. 31). Die rein visuelle Wahrnehmung hingegen findet alle 20/1000 Sekunden statt. Es ergibt sich also ein geringer Differenzbetrag, der zur Wahrnehmung der Folge fehlt und der den ontologischen Übergang in der Geschichte zumindest in der Form beim Leser nachvollziehbar macht, dass seine Gehirnuhr etwas zu langsam schlägt, um den Sprung zur Gegenfarbe zu verarbeiten.

Der Begriff der Schwelle ist auch hier mit Maßzahlen nicht adäquat beschrieben. Mit den wahrnehmungsbildenden Übersetzungen – und darin besteht der eigentliche Wert für dieses Kapitel – ist ein belegbarer Hinweis zur Eigenständigkeit des Schwellenübergangsmomentes erfolgt.

2.1.7 ‚Mesomere Grenzstrukturen‘ am Beispiel des Benzolringes

Das Benzolmolekül befindet sich nachweislich in einem Zustand, den man mit dem Vokabular von Genneps als permanente Schwellenphase bezeichnen kann. Die Trennungs- und Angliederungsphase wird nicht erreicht. Um diesen ‚Dauerübergang‘ zu beschreiben und damit zur philosophischen Figur zu formen, ist es erforderlich, die Forschungsgeschichte des Benzolrings holzschnittartig nachzuzeichnen.

Dessen Molekularstruktur war seit Entdeckung der Verbindung ein Rätsel, die heute am treffendsten – jedoch nicht exakt – durch *mesomere Grenzstrukturen* beschrieben werden kann. Dabei geht es um die *Delokalisierung* von sechs Kohlenstoffelektronen. Man kann diesen Mangel an Exaktheit auch als Kritik an der Methode des Elektronenwolkenmodells verstehen, im Zusammenhang dieser Arbeit jedoch steht die Delokalisierung zweier möglicher Strukturen als Übergangsbeschreibung im Vordergrund. Das Mittel

zwischen zwei – und nur zwei – Möglichkeiten bildet das tatsächliche Molekül. Dieses Phänomen kann als weiterer Beitrag für die Eigenständigkeit des Übergangsmomentes angesehen werden. Im folgenden soll deshalb die Entdeckung des Benzolrings bis zur Beschreibung ‚mesomerer Grenzstrukturen‘ nachgezeichnet werden.

„Die Struktur des Benzols blieb nach seiner Entdeckung im Jahr 1825 lange ungeklärt. 1865 stellte August Kekulé, ein deutscher Chemiker (1829-1896), die bis heute gebräuchliche Strukturformel für das Benzolmolekül mit der Summenformel C_6H_6 auf. Danach bilden die sechs Kohlenstoffatome einen Sechsring, in dem die Kohlenstoffatome formal abwechselnd durch Einfach- und Doppelbindungen miteinander verknüpft sind.¹⁸ Das vierte Valenzelektron bindet ein Wasserstoffatom“ (Schuseil, S. 229).

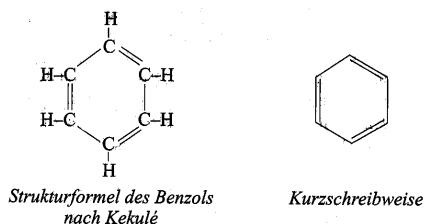


Abb. 5: Strukturformel des Benzolrings (Schuseil, 1994, 229)

Doch die Gültigkeit dieser Erkenntnis Kekulés war nicht von langer Dauer. Noch zur Zeit Kekulés wurde die Strukturformel widerlegt: „Als stark ungesättigte Verbindung würde man nach dieser Formel eines formalen Cyclohexatriens seine Entfärbung bei der Reaktion mit Bromlösung erwarten. Da dies nicht der Fall ist, kann die von Kekulé entworfene Struktur des Benzolmoleküls nicht die realen Bindungsverhältnisse wiedergeben. Schon Kekulé ver-

18 Kekulé soll das Rätsel des Benzolmoleküls während eines leichten Schlafes vor dem Kamin im Traum gelöst haben (wie übrigens Descartes einen *Meditationes* auch in diesem Zustand an solchem Ort begann (Descartes, *Meditationes*, S. 18; 1. Meditation, §4)). Darüber kursieren zwei Geschichten ähnlichen Inhalts. Der einen zufolge träumte er von einer sich in den eigenen Schwanz beißenden Schlange und schloss so auf die Ringstruktur. Der anderen Erzählung nach sah er in jenem Traum sechs Kohlenstoffatome zwischen den Flammen des Kaminfeuers tanzen, die sich plötzlich in einem Ring anordneten. „Taking cue from his dream he solved the problem of the six-atom ring“ (Garg, *Scientists*, S. 81). Unkommentiert möchte ich hier auf die ontologische Schwelle bei Michael Ende und das Symbol Phantasiens verweisen.

mutete deshalb einen speziellen Bau des Benzolmoleküls“ (Schuseil, S. 230). Auch wenn die Struktur im Rahmen der Atommodelle gültig war, das Atom musste in realiter anders aussehen. „Jedes Kohlenstoffatom ist nach dem Elektronenwolkenmodell über je eine Einfachbindung mit zwei benachbarten Kohlenstoffatomen und einem Wasserstoffatom verbunden. Die verbleibenden sechs Elektronen (von jedem Kohlenstoffatom eines) sind keinem bestimmten Kohlenstoffatom zuzuordnen, sondern über den ganzen Ring verteilt. Man nennt sie deshalb *delokalisiert*. Die Delokalisierung der sechs Elektronen führt zur erhöhten Stabilität des Benzolrings. Um den delokalisierten Charakter der Elektronen im Benzol wiederzugeben benutzt man folgende Schreibweise:“ (Schuseil, S. 230).

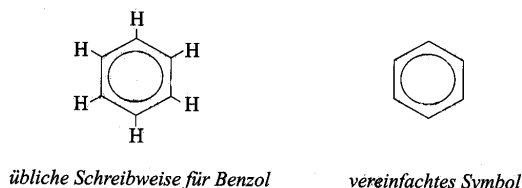


Abb. 6: vereinfachte Schreibweise (Schuseil, 1994, S. 231)

Der Kniff und gleichermaßen der Mangel besteht in der Formulierung ‚Delokalisierung‘. Denn die Valenzelektronen sind ja im Molekül vorhanden, nur nicht in der Weise, wie es die Lehre darstellen kann. Um dieses Defizit zu beheben brauchte man ein präziseres Modell mit einer präziseren Sprache. Und zwar eine Sprache, die nicht exakt, sondern symbolisch den Zustand des Vorhandenen Moleküls beschreiben kann. „Eine andere Möglichkeit, den delokalisierten Zustand der Elektronen zu symbolisieren, besteht in der Formulierung *mesomerer Grenzstrukturen*. Ihnen kommt kein realer Charakter zu; der wirkliche Zustand des Benzolmoleküls liegt zwischen diesen Grenzstrukturen.“ (Schuseil, S. 231)

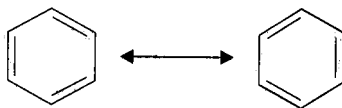


Abb. 7: Mesometriepeil (Schuseil, 1994, S. 231)

„Der Pfeil zwischen den Grenzstrukturen ist kein Gleichgewichtspfeil, sondern ein Mesometriepfeil, der besagt, dass die wirkliche Struktur zwischen den Grenzstrukturen liegt.“ (Schuseil, S. 231). Das Benzolmolekül befindet sich also ständig in der Schwellenphase, überträgt man einmal das Vokabular van Genneps auf das Molekül. Die Grenzstrukturen sind zwei Räume, die das Elektronenwolkenmodell als treffendste Beschreibung bieten kann. Doch das Molekül befindet sich in einem ständigen Zwischen und entwickelt so eine eigene Struktur, namentlich die des inneren Ringes, den man delokalisiert nennt. Und diese „Delokalisierung der sechs Elektronen führt zur erhöhten Stabilität des Benzolrings“ (s. o.). Es liegt also eine Dynamik im Schwellenübergangsmoment, welche dem Benzol eine eigene Qualität verleiht, hier die der Stabilität. Doch was interessiert uns in dieser Arbeit das Spezialverhalten eines Moleküls, wenn es um die Untersuchung von Übergängen aus kulturphilosophischer Sicht geht? Schuseil stellt abschließend fest, dass „die Erscheinung der Mesometriestruktur nicht auf das Benzolmolekül beschränkt (ist)“ (Schuseil, S. 231). Der Mesometriepfeil stellt also das Schwellenübergangsmoment fest, das zwischen den erklärbaren Zuständen liegt und eine eigene Qualität hervorbringt, beim Benzol sogar die einzig richtige Beschreibung der Wirklichkeit bedeutet. Im Vokabular van Genneps bezeichnet der Mesometriepfeil die „räumliche und symbolische Transitionsphase“, in der das Benzol jedoch verharrt ohne je die Trennungs- und Angliederungsphase zu verlassen, bzw. zu erreichen. ‚Räumlich‘ und ‚symbolisch‘ sind hier besonders geeignete Termini, denn das Elektronenwolkenmodell ist ja keine realistische Abbildung der Wirklichkeit, sondern eben nur ein vereinfachendes Modell.

Auch am Phänomen des Benzolrings lässt sich also die Eigenständigkeit des Schwellenübergangsmomentes entdecken. Dies ist besonders daher von Interesse, denkt man an Cassirer, der den „mythischen Begriff der Schwelle“ (Menninghaus, (1986), S. 28) eingeführt hat: „Ein eigenes mythisch-religiöses Urgefühl knüpft sich an die Tatsache der räumlichen ‚Schwelle‘“ (Cassirer, mythische Denken, S. 127). Denn gerade zu zeigen, dass der Begriff der Schwelle nicht nur mythisch – oder wie im Falle Steiners esoterisch – verstanden werden kann, ist ein wesentliches Anliegen dieser Arbeit. Die Darstellung des Benzolrings stellt eine naturwissenschaftliche Beschreibung von Übergängen dar, die dem Begriff der Schwelle nicht nur zu mythischer Gültigkeit verhilft.

Ob es darüber hinaus eine Verbindung oder Erklärung zur Entstehung von Mythen gibt oder ob Mythen in der beschreibbaren Wirklichkeit verankert sind, sind Fragen, denen an dieser Stelle nicht nachgegangen werden soll. Jedoch bietet sich dieser Punkt an, die Brücke zum nächsten Unterkapitel zu schlagen, denkt man etwa an Georg Pichts Auffassung des Mythos als *Göttergeschichte*: „Die Wahrheit des Mythos – falls es eine solche gibt – liegt nicht im Inhalt der einzelnen Göttergeschichte, sondern in den elementaren Formen, in denen mythische Welterfahrung sich ausspricht“ (Picht, Glauben u. Wissen, S. 234).

Kommen wir ganz zum Ende des Kapitels abermals auf Nietzsche. In dem ganz oben vorangestellten Zitat deuten sich bereits jene Aspekte zur Eigenständigkeit von Schwellenübergangsmomenten an, die dann auch in exemplum vorgestellt wurden.

Wer sich nicht auf der Schwelle des Augenblicks, alle Vergangenheiten vergessend, niederlassen kann, wer nicht auf einem Punkte wie eine Siegesgöttin ohne Schwindel und Furcht zu stehen vermag, der wird nie wissen, was Glück ist, und noch schlimmer: er wird nie etwas tun, was andre glücklich macht.

Im Rückblick auf den Triumphbogen erscheint die Passage „auf einem Punkte wie eine Siegesgöttin“ in neuem Licht; denn es ist ja nur und ausschließlich der siegreiche Feldherr, der durch das Überschreiten der Schwelle (also durch den Bogen, vergl. Benjamin) den Titel des Triumphators erhält. Was Nietzsche in geradezu lyrischer Form an Randgedanken zur Schwelle geliefert hat, fasst zusammen, was dieses Kapitel zur Eigenständigkeit des Schwellenübergangsmomentes zusammengetragen hat. Man kann diesen eigentümlichen Augenblick mit Jeanne Hersch als *petit durée* bezeichnen. Diesen Augenblick charakterisiert sie folgendermaßen: „Er hat eine bestimmte Breite, eine bestimmte Dichte. Ich nenne das auf französisch une petit durée – eine kleine Weile. Diese kleine Weile ist eine psychologische, eine gleichzeitig übliche und chiffrierte Wirklichkeit. Das ist ein Bild von etwas, das nicht vergeht, das wesentlich und ganz ist“ (Hersch, M-W-S, S. 41f).

2.2 Zur übergangsimmanenten Dynamikentwicklung

2.2.1 Einleitung und Überblick

„In Patagonien gibt es einen Gletscher, dessen Eis, das sich immer höher türmt, schließlich einen Grenzwall zwischen den Wassermassen des Flusses bildet. Der Wasserspiegel steigt allmählich an, und alle drei oder vier Jahre stürzt die Eiswand unter dem Druck der Wassermassen in sich zusammen; mit einem ohrenbetäubenden Getöse“ (Baudrillard, Amerika, S. 186).

Begriffe wie „Schwellenland“ oder „Hemmschwelle“ deuten bereits auf einer assoziativen Ebene an, dass im Moment eines Schwellenübergangs ein Dynamikpotential freigesetzt wird, welches die Phase direkt nach dem Übergang – die von van Gennep als Angliederungsphase bezeichnet wird – beschleunigt oder gar unkontrollierbar macht. Entscheidend ist dabei das Erreichen eines neuen Abschnitts, der von verschiedener Qualität ist. Derrida verdeutlicht den Eintritt in die neue Phase durch die begriffliche Zusammenfassung von „Auf der Schwelle/im Beginn“ (Derrida, Verneinungen, S. 79). Man kann diesen Moment als Wendepunkt, *tipping point* oder nach Plato als *Umschwung* charakterisieren.

Nimmt man das vorangestellte Zitat, lässt sich sehr deutlich die Freisetzung von Energie und die ursprüngliche Bedeutung von Schwelle aus dem lateinischen *limen* (siehe Einleitung) im Sinne von Schutzwall verknüpfen. Dass es sich bei einem Dammbruch auch tatsächlich um einen Schwellenübergang handelt belegt folgender Gebrauch des Begriffs: „Schwelle – das Schwellen: Vorrichtung zum Anschwellen, Stauen des Wassers“ (Wiegand, dt. Wörterbuch). Der Vorgang kann mit dem Dreiphasenschema von van Gennep beschrieben werden, womit die Charakteristika eines Schwellenübergangs erfüllt wären. Dabei handelt es sich um den Übergang von fließendem Wasser im festen Aggregatzustand zu fließendem Wasser im flüssigen Aggregatzustand. In diesem Kapitel steht die immanente Dynamikentwicklung des Schwellenübergangs im Zentrum der Betrachtung,¹⁹ von daher liegt unser Augenmerk auf dem Vorgang mit dem „ohrenbetäubenden Getöse“, wodurch ja bereits das physische Freisetzen von Energie beschrieben wird.

19 Dieses Szenario ließe sich freilich auch im vorangegangenen Kapitel zitieren, um die Eigenständigkeit des Übergangsmomentes zu dokumentieren. Diese stellt sich dann nämlich in der Existenz des Eiswalls dar, jener von van Gennep beschriebenen Schwellenphase, die keiner der beiden Sphären angehört.

Es kann jedoch nicht nur darum gehen, diesen geophysikalischen Vorgang als Allegorie des Schwellenbegriffs und der postulierten Energieentfaltung anzusehen. Von daher werden im weiteren Verlauf des Kapitels Beispielsituationen und -begriffe systematisch vorgestellt, die dem nachzugehenden Charakteristikum zuarbeiten. Dabei wird mit offensichtlichen Beispielen wie dem Dammbruch oder der Definition von Schwellenländern begonnen. Darauf wird sich langsam vorgetastet in die Bereiche jener Übergänge, die subtil und schwer fassbar sind, die Dynamikentwicklung aber deutlich hervortreten lassen, wie die Schwelle zwischen Traum- und Wachwelt oder Platos *Umschwung*.

2.2.2 Über die Begriffe ‚Schwellenland‘ und ‚Schwellenmacht‘

Einen jener plastischen Beispielbegriffe stellt der Terminus ‚Schwellenland‘ dar. Darunter versteht man ein „relativ fortgeschrittenes Entwicklungsland, das beachtliche Industrialisierungsfortschritte erzielt und in seinem Entwicklungsstandard gegenüber den Industriestaaten stark aufgeholt hat“ (Gabler, S. 2939). Was in dieser Definition noch als Aufholbewegung auszudrücken versucht wird, wird dem Aspekt der Dynamik noch nicht gerecht. Dem Vokabular von Genneps folgend befindet sich ein solches Entwicklungsland noch in der Trennungsphase. Von einer Schwellenphase, geschweige denn einer Dynamikentwicklung kann hier nicht die Rede sein. Ist etwa der Begriff *‘Schwellenland’* inadäquat? Die Auffassung des Gabler Wirtschaftslexikons könnte diese Vermutung nahe legen, doch eine weitere Definition verweist sehr wohl auf die zu untersuchende Dynamikentwicklung: „Bezeichnung für Staaten der Dritten Welt, die aufgrund ihrer wirtschaftlichen Eigendynamik auf der Schwelle zum Industriestaat stehen“ (Bibliographisches Institut & F.A. Brockhaus). Die Denkfigur hinter dieser Auffassung stellt die Eigendynamik einer Volkswirtschaft als sich verselbstständigende Kraft dar, die den Übergang vom Entwicklungsland zum Industriestaat vollziehen kann. Eine vermittelnde Definition zwischen beiden Auffassungen soll noch erwähnt werden: „Schwellenländer, Entwicklungsländer, deren wirtschaftl. Dynamik es erlaubt, in absehbarer Zeit den Status des Entwicklungslandes zu überwinden“ (B. Universallexikon). Auch hier wird der gegenwärtige Status als sich in der Trennungsphase befindlich beschrieben, jedoch deutet der Dynamikbegriff bereits auf die nächsten Phasen hin. Als Fazit lässt sich feststellen, dass der Begriff Schwellenland eine Bewegung ausdrückt.

Das gleichermaßen trennende wie verbindende Charakteristikum der Schwelle wird also auch im Terminus *Schwellenland* deutlich.²⁰

Interjektion:

In diesem Zusammenhang liegt ein besonderes Gewicht auf dem Aktionspotential (s. u.), welches beim Überschreiten des Schwellenwertes einsetzt. Den Aspekt des Beginns hat bereits Derrida oben angesprochen, wenn er in seinem Beitrag zur negativen Theologie von „auf der Schwelle/zu Beginn“ (Derrida, Verneinungen, S. 51) spricht. Auch eine Aufgabe hat eine Schwelle, die Überschritten werden muss, um die Denkfigur zu entwickeln. Schon Aristoteles sprach explizit von jener ‚Schwelle der Aufgabe‘, ohne deren Überschreitung kein sinnvoller Beitrag möglich sei.²¹ Sein Beitrag zielte inhaltlich auf die Ergebnisse der Vorsokratiker ab:

„Nicht also dieß muß man beweisen, daß etwas ist die Luft, sondern daß es überhaupt keinen Zwischenraum der Körper giebt, weder trennbar, noch der Wirklichkeit nach seiend, welcher trennt den ganzen Körper, so daß dieser nicht stetig ist; wie da sagen Demokrit und Leukipp und viele Andere der Naturforscher; oder auch wenn es etwas außerhalb des ganzen Körpers geben sollte, insofern dieser stetig ist. – Diese nun sind nicht einmal bis zur Schwelle der Aufgabe gelangt. Eher diejenigen, die das Sein behaupten. Sie sagen aber, einmal, daß die räumliche Bewegung sonst nicht sein könnte. Diese aber ist Ortveränderung und Vermehrung“ (Aristoteles: Physik, S. 90).

Auch Francis Bacon formulierte jene Schwelle zum Beginn der Aufgabe. Er nennt die Vorrede des Organon die „Schwelle des Werkes“ (Bacon, Organon, S. 37). Diese Einzelbeispiele zeigen, dass im Moment des Überschreitens ein Zustand erreicht wird, der eine Bewegung auslöst. Dieses Auslösen soll als Dynamikentwicklung des Übergangsmomentes verstanden werden.

Die Ausgangsthese im Zusammenhang von Schwellenländern und -mächten lautet, dass durch die übergangsimmanente Dynamikentwicklung eine Qualität der Beschleunigung entsteht, deren Folgenabschätzung mitunter nicht

20 Bedenkt man die lateinische Bedeutung von *industria* als ‚Fleiß‘ bekommt die wirtschaftliche Eigendynamik eine politische Bedeutung.

21 Ob und inwieweit Derrida nach diesem aristotelischen Kriterium einen sinnvollen Beitrag leistete, kann hier nur flüchtig angesprochen diskutiert werden. Einerseits übertritt er die Schwelle nicht, fällt also durch das aristotelische Raster, andererseits bedient er sich der Methode der Negativität, umgeht damit also die Schwelle um genau damit auszudrücken, dass er sie nicht überschreitet. Ein methodischer Grenzfall.

mehr vorzunehmen ist. Hält sich diese Qualität bei volkswirtschaftlichen Entwicklungen noch in Grenzen, findet sich dieser Aspekt im Begriff der ‚Schwellenmacht‘ doch um so deutlicher wieder.²² Als Schwellenmächte versteht man jene „Staaten, die keine Nuklearmächte sind, aber aufgrund ihrer technologischen und wirtschaftlichen Entwicklung nach einer kurzen Anlaufzeit Kernwaffen produzieren könnten“ (Bibliographisches Institut & F.A. Brockhaus).

Durch die Verwendung des *konjunktivus’ potentialis* wird die Aussicht auf einen Zustand ausgedrückt, der die bestehende Situation (den Indikativ) derart verändern würde, dass sie sich nicht planen ließe. Also besteht durch die Möglichkeit, Atommacht zu werden eine Spannung, die sich in der Potenz verdichtet. Ist man Atommacht, entfaltet sich eine eigenständige Dynamik, die dem qualitativen Wechsel, dem der Begriff gilt, immanent ist. Deshalb ist es sinnvoll, darüber zu reflektieren, weshalb womöglich die Denkfigur der Dynamikentwicklung beim Zünden einer Atombombe, also das Erreichen einer kritischen Masse im physikalischen Sinne, auch die Denkfigur der politischen Veränderung darstellt. Diese Reflexion soll anhand des Begriffs paares ‚Reizschwelle und Schwellenwert‘ erfolgen.

2.2.3 Über die Begriffe ‚Reizschwelle‘ und ‚Schwellenwert‘

Ausgehend von der Idee einer *kritischen Masse* haben sich die verwandten Begriffe ‚Reizschwelle‘ und ‚Schwellenwert‘ etabliert. Gezielt werden sie in diesem Kapitel auf ihre Differenz hin untersucht, um aus eben dieser etwas über die Charakteristika der Schwelle an sich zu erfahren.

Die beiden Begriffe stellen zwei Komplexitätsgrade eines Phänomens dar. ‚Reizschwelle‘ scheint umfassender zu sein als Schwellenwert, da in ersterem nicht nur ein qualitativer Übergang, sondern auch der Aspekt der Bewegung durch Einbezug der Zeitdimension geleistet wird. Die Definitionen verschaffen Hilfe: Schwellenwert: „der Wert einer Größe, der eine erkennbare Wirkung oder einen wahrnehmbaren Vorgang auslöst, z. B. die kritische Magnetfeldstärke, bei der der supraleitende Zustand zusammenbricht“. Bei

22 Dass die Klärung und Ausdifferenzierung des Schwellenbegriffs und seiner Bindestrichvariationen erforderlich ist – wie schon in der Einleitung erwähnt – zeigt einmal mehr folgendes Beispiel aus der ‚Welt am Sonntag‘ (Nr. 23, 6.6.1999), worin genau die hier angesprochenen Begriffe unscharf verwendet werden: „Seit 25 Jahren wusste man, dass Indien im nuklearen Sinne Schwellenland war“. Dieser Fauxpas kann jedoch auch als Hinweis für die Verknüpfung der dahinter stehenden Denkfigur angesehen werden.

der Reizschwelle verhält es sich dagegen wie folgt: „Der Reiz kann physikalischer oder chemischer Natur sein und muss, um wirksam zu sein, einen Mindestwert an Intensität und Dauer haben“ (Bibliographisches Institut & F.A. Brockhaus). In Hoffmeisters Wörterbuch der philosophischen Begriffe findet sich folgender Eintrag zu Reizschwelle: „Untere Reizschwelle: in der Psychologie das Mindestmaß von Stärke, das ein Reiz erreichen muss, um eine Empfindung zu verursachen; Obere Reizschwelle, die Reizintensität, deren Überschreiten keine Steigerung der Empfindungsintensität mehr verursacht. Reizunterschiedsschwelle, der kleinste Zuwachs, den die Reizintensität erfahren muss, um einen Intensitätsunterschied in der Empfindung zu bewirken (Weber-Fechnersches Gesetz)“. (Hoffmeister. WB d. phil. Begiffe, S. 532f).

Exkurs: Vorgang der Kernspaltung

Das Erreichen des Zustands einer *kritischen Masse* stellt das Erreichen eines Schwellenwerts dar. Durch Einbezug der Zeitdimension im Wort ‚Erreichen‘ beschreibt jener Satz nichts anderes als die Überschreitung einer Reizschwelle.²³ Man hat es bei der Kernspaltung mit einem Vorgang zu tun, der unkontrolliert zur Explosion führt. „Eine Atomspaltung (Kernspaltung) gelang erstmalig Hahn u. Straßmann 1938, als beim Beschuß von Uran 235 sich der Kern spaltete u. dabei die im Kern gespeicherte Energie z. T. frei wurde. Freie Neutronen können wieder neue Kerne spalten, so daß die Reaktion lawinenförmig fortschreitet“.

Gerade der ‚lawinenartige Fortschritt‘, der durch die Kennzeichnung von ‚langsam und schnell‘ und bei der Aktivierung der Bombe in Form der Druckwelle ausdrückt, deutet das sich entfaltende Dynamikpotential sprachlich an. Physikalisch drückt es sich in der kettenreaktionsartigen Explosion aus.

23 Der Vollständigkeit halber muss noch der Begriff ‚Grenzwert‘ Erwähnung finden. In der Betrachtung der Komplexitätsstufen muss Grenzwert deutlich unter Schwellenwert und Reizschwelle angesiedelt werden. Unter einem Grenzwert versteht man die „festgelegte Höchstkonzentration eines Stoffes oder eine höchstzulässige Energiemenge im Zusammenhang mit der Emission oder Immission, die Mensch, Tier, Pflanze nicht schädigen soll“. Die in der Einleitung vorgestellte Begriffsdifferenzierung findet hier ihre Exemplifizierung.

2.2.4 Dynamikentwicklung als Instrument der Werbung: ,Schwellenpreise‘ und ,Kontaktschwelle‘:

Zwei praktische Beispiele, wo die immanente Dynamik eines Schwellenübergangs suggestiv angewendet wird finden sich im Marketing. Unter Schwellenpreisen versteht man „Preise, die mit einer 5 oder 9 hinterm Komma enden wie 1,99 Mark. Solche Preise suggerieren dem Verbraucher: Hier wurde knallhart kalkuliert, hier muss ich zugreifen“ (BamS: 4. Juni 2001: S. 6). Diese Definition weist Lücken auf. Denkt man an die psychologische Wirkung von Schwellen im Sinne von qualitativen Unterschieden,²⁴ bietet sich eher die Interpretation an, dass durch den minimalen Unterschied von einem Cent bei einem Verkaufspreis von beispielsweise 9,99 Euro der Sprung zur nächsten Dezimalstelle verhindert werden soll. Denn ein Preis von 10,00 Euro würde in der Kalkulation lediglich einen graduellen Unterschied ausmachen, in der assoziativen Wahrnehmung wäre aber die zweifelige Zahl eine qualitativ unterschiedliche Kategorie. Und denkt man dabei an Simmels ‚Philosophie des Geldes‘ wird klar, dass die Preise rein qualitativ zu sehen sind und nicht etwa quantitativ, nur weil sie aus numerischen Zeichen bestehen.²⁵

Werbepsychologisch tritt beim Schwellenpreis folgender Effekt in Kraft: „Gefühlsmäßige Anmutungen erhellen ihm [dem Konsumenten] blitzartig die Situation und geben ihm gefühlsmäßig Aufschluß über seine möglichen Verhaltensweisen“ (Jaster, Werbung und Verbraucher, S. 303). Dieser Effekt tritt eben durch den Schwellenpreis zutage, und auch an anderer Stelle wird

24 Über die Verwendung des Schwellenbegriffs als psychologischer Vokabel lässt sich folgende Stelle anführen, in der es um die Gewaltbereitschaft geht. Auch darin wird wieder der Zeitaspekt deutlich, der der Bewegung eine Spannung verleiht: „Die Schwelle der Gewalt sinkt weiter [...] Nicht nur, dass die Polizei einer sich veränderten Gesellschaft mit ihren kriminellen und gewalttätigen Potentialen nicht mitgewachsen ist, sie wird allerorten abgebaut“ (Freiberg, Gewalt, S. 4).

25 „Der reine ökonomische Wert hat einen Körper gewonnen, aus dessen Quantitätsverhältnissen nun alle möglichen eigenartigen Gebilde hervorgehen, ohne daß er etwas anderes als eben seine Quantität dafür einzusetzen hätte. So erreicht auch hier eine der großen Tendenzen des Lebens – die Reduktion der Qualität auf die Quantität – im Geld ihre äußerste und allein restlose Darstellung; auch hier erscheint es als der Höhepunkt einer geistesgeschichtlichen Entwicklungsreihe, der die Richtung derselben erst unzweideutig festlegt“ (Simmel-Phil., S. 294). Auch: „Dieses Wesen oder diese Wesenlosigkeit des Geldes tritt aber wie gesagt in voller psychologischer Reinheit in der Regel erst hervor, wenn es erlangt ist; nun, bei dem Umsatz in definitive Werte, macht sich erst ganz geltend, wie über die Bedeutung des Geldes, d. h. über seine Mittlerkraft, ausschließlich sein Quantum entscheidet“ (Simmel-Phil., S. 269).

ein vergleichbarer Effekt mit dem Begriff *Schwelle* versehen: Die Deutsche Telekom wirbt auf ihrer Internetseite bei Geschäftskunden für den sogenannten *Free Call* (eine Telephonnummer, bei der der Angerufene die Gebühren zahlt und nicht der Anrufer), indem sie verspricht, dass durch die Vermeidung von Kosten für den Anrufer die „Kontaktschwelle“ geringer sei.

Eine Internetrecherche ergab folgende Differenzierung: Diejenigen Anbieter einer „Free Call“-Nummer, die unternehmerischen Eigennutz als Motiv des Handelns erwarten lassen, kommentieren diese Dienstleistung meistens mit dem Verweis der Kostenlosigkeit; einem exponierten *gratis!* Auf der anderen Seite explizieren jene Anbieter einer „Free Call“-Nummer, die ein gemeinnütziges Anliegen haben, den von der Deutschen Telekom prognostizierten Effekt der niedrigen Kontaktschwelle. Letztere Anbietergruppe ist hier von größerem Interesse, deshalb werden zwei Beispiele vorgestellt: Das *Eltern Telefon* (www.eltern-telefon.de) eine Initiative der „BundesArbeits-Gemeinschaft Kinder- und Jugendtelefon e.V.“ definiert sich selber als ein „Sorgen- und Beratungstelefon für Mütter, Väter und erziehende Personen“. In der eigenen Leistungsbeschreibung wird jene Kontaktschwelle thematisiert und in eine *Angstschwelle* transformiert, was den Schluss nahe legt, dass es eine Kontaktangst bei potentiellen Anrufern gibt.

„Viele Eltern glauben, sie müßten es alleine schaffen. Oft ist es für Eltern schwer, sich mit ihren Problemen an Fremde zu wenden. Das Eltern-Telefon soll ein niederschwelliges Angebot darstellen, d.h. die (Angst-) Schwelle zum Hörer zu greifen muß soweit wie möglich gesenkt werden. Die Anrufer: – können anonym bleiben (kein ISDN, keine Rufnummernübermittlung, keine Namensnennung) – werden nicht bewertet oder verurteilt – Schweigepflicht ist oberstes Gebot – es herrscht Offenheit für alle Probleme“ (www.eltern-telefon.de)

Noch konkreter wird die *TelefonSeelsorge*. Diese formuliert in ihrer eigenen Leistungsbeschreibung ihre *Ziele* wie folgt: „Ohne lange Wartezeiten kann jede/jeder Ratsuchende sich in persönlichen Fragen, Krisen und ausweglosen Situationen an die Telefonseelsorge wenden. Die Kontaktschwelle ist durch das Telefon niedriger als in anderen Beratungseinrichtungen“ (www.telefon-seelsorge.de). Der von der Deutschen Telekom thematisierte Effekt der „Kontaktschwelle“ wird hier explizit zur Kontaktaufnahme ausgenutzt.

Da die beiden Beispiele aus dem gemeinnützigen Dienstleistungssektor stammen, kann die Situation wie folgt interpretiert werden: Das Anliegen der ‚Seelsorger‘ ist es, den Menschen zu helfen, indem diese nicht mit ihren

Problemen allein gelassen werden, sondern eine professionelle Beratung erfahren. Die in diesem Kapitel zu untersuchende immanente Dynamik hilft dabei, die Verbindung zwischen Berater und zu Beratendem herzustellen.

Die Werbung macht sich also jenes zu suchende Charakteristikum der Dynamikentwicklung zunutze, um den potenziellen Käufer gewissermaßen zu überrumpeln, indem in dessen Wahrnehmung manipulativ eingegriffen wird, wie obige Beispiele verdeutlichen. Gerade die teils unbewusste Wahrnehmung der Werbeaktionen stellt die Frage nach der Schwelle zwischen Bewusstem und Unbewusstem. Dazu möchte ich die wissenschaftlich antiquierten, im Sinne der Arbeit jedoch philosophisch relevanten Gedanken Eduard von Hartmanns in die Untersuchung einbeziehen. Der wissenschaftlich problematische Begriff der Seele wird von Hartmann nahezu synonym mit dem des Unbewussten verwandt. Die Frage, die sich auch die Marketingstrategen stellen müssen, nämlich, ob und wo nicht kausal erklärbare, dafür aber assoziativ-unterschwellig platzierte Botschaften ankommen, beantwortet er wie folgt: „Es bleibt die Ermittlung offen, ob die Reize unter der Schwelle [des Bewusstseins] die Seele überhaupt zu einer Reaction bringen, welche dann unbewusste Empfindung oder Vorstellung wäre, oder ob die Reaction der Seele erst bei der Schwelle beginnt“ (Hartmann-Unbew. Bd. 1, S. 30).

Der Gedanke Hartmanns soll vertiefend aufgenommen werden, um somit den nächsten Schritt in der systematischen Vorstellung von Beispielen einzuleiten. Es geht um die Unterscheidung von quantifizierbaren und nicht mehr quantifizierbaren Übergangskriterien, durch die ein qualitativer Unterschied hervorgerufen wird. Hartmann formuliert an einer Stelle zur Widerlegung der Leibnizschen Philosophie das *Gesetz der Schwelle*. Gleichwohl es inhaltlich in Frage zu stellen ist, muss doch die Tatsache einer Gesetzmäßigkeit zum Begriff der Schwelle aufmerken lassen.

„Leibniz, welcher das Phänomen der Empfindungsschwelle noch nicht kennt, glaubt noch berechtigt zu sein, aus dem Gesetz der Continuität (*natura non facit saltus*) und dem der Analogie (*sympnoia panta*) für jede, auch die niedrigste Monade einen gewissen Grad von Bewusstsein ableiten zu dürfen. Indess durch das Gesetz der Schwelle verschwindet diese Berechtigung. Wenn man z. B. Kohlensäuregas immer mehr comprimirt, so nimmt es zwar einen immer kleineren Raum ein, bleibt aber immer noch Gas; plötzlich jedoch kommt man an einen Punct, wo es nicht mehr zusammen drückbar ist, sondern flüssig wird; dies ist, so zu sagen, die Schwelle des gasförmigen Zustandes“ (Hartmann-Unbew. Bd. 2, S. 122).

Dass auch Hartmann irren kann, braucht hier nicht diskutiert zu werden. Denn sein Argument bezieht sich ja gerade darauf, dass das Gesetz der Schwelle in der Quantifizierbarkeit des Übergangs besteht. Deshalb nun der Versuch der Darstellung von Schwellenübergängen, die nur bedingt oder gar nicht quantifizierbar zu erklären sind.

2.2.5 Dynamik des Bewusstseins I: Die ‚Schwelle der Sinne‘ und ‚Reizschwellen‘: Lukrez und von Hartmann

Schon 55 v. Chr. schrieb Titus Lucretius Carus: „der Atome Natur liegt weit-ab unter der Schwelle unserer Sinne verborgen“ (Lukrez-Natur, S. 70). Bedenkt man sein Anliegen, „die Lehre Epikurs seinen Landsleuten in poetischer Form zu vermitteln“²⁶ (Hansen, Philosophie, S. 6004), finden wir ein weiteres Argument dafür, dass der Begriff der Schwelle einer meist literarischen Überhöhung dienen kann. Dass dem aber nicht so sein muss, soll im weiteren dieses Unterkapitels behandelt werden, nämlich in der Weise, dass der Schwellenbegriff auch als naturwissenschaftlicher Begriff im Sinne von „Schwellenwert“ verstanden werden muss. Jene Reize, die den Schwellenwert überschreiten, werden als solche wahrgenommen. Doch ist somit schon der Begriff „Bewusstsein“ gerechtfertigt? Diese Frage gilt es im folgenden anhand Simmel und Hartmann zu erörtern.

Wie Hartmann bereits oben erklärt, kommt es zu einer „Reaction der Seele“. Doch mit dieser Formulierung ist nur ein weiteres Rätsel aufgegeben: Was ist die Seele, und wie reagiert sie, wenn überhaupt? Der noch ausstehenden Beantwortung dieser Fragen soll in dieser Arbeit nicht weiter nachgegangen werden. Bei Simmel hingegen findet sich der etwas einfacher fassbare Begriff der ‚Reaktion des Bewusstseins‘. Deshalb wird der Hartmannsche Pfad hier zugunsten der Überlegung zur Schwelle des Bewusstseins verlassen.

„Schwelle des Bewußtseins: äußere Reize, die unsere Nerven treffen, sind unterhalb einer gewissen Stärke überhaupt nicht merkbar; mit Erreichung derselben lösen sie plötzlich Empfindungen aus, ihre bloß quantitative Steigerung schlägt in eine Wirkung von äußerst qualitativer Bestimmtheit um; in mancherlei Fällen aber erreicht die Stei-

26 Das bedeutet eine klare Diesseitsorientierung und realistische Weltauffassung, die den Menschen durch Überlegung zur »Lust in der Ruhe« führen sollte“ (Hansen, Philosophie, S. 6004)

gerung auch wieder in bezug auf diese Wirkung eine obere Grenze, so daß die einfache Fortsetzung der Reizverstärkung über diese hinaus die Empfindung wieder verschwinden läßt.“ (Simmel-Phil., S. 272)

Was Simmel vor über 100 Jahren zusammengefasst hat, besitzt noch heute Gültigkeit. Ein Beispiel stellt die Reizwahrnehmung des Corti-Organ dar: Die sogenannte Hörschwelle liegt bei vier Phon. „Unter „Hörschwelle“ wird der geringste Schalldruck verstanden, bei dem ein Ton mit beliebiger Frequenz noch wahrnehmbar ist. Diese Hörschwelle ist frequenzabhängig“ (Brockhaus, Bibliographisches Institut).

Die in diesem Kapitel zu untersuchende Dynamikentwicklung lässt sich also am Beispiel der Reizschwelle quantitativ feststellen. Der qualitative Sprung, den Simmel schon ermittelte, besteht in der quantitativen Steigerung. Wird die Reizschwelle überschritten, wird der Reiz wahrnehmbar.²⁷

In der aktuellen Neurobiologie ist jenes Prinzip nach wie vor explizit erhalten. Dort ist die Rede vom ‚Aktionspotential‘, welches bei Überschreitung des Schwellenwerts freigesetzt wird. Schwelle heißt dort Membrane, wodurch schon die trennende wie verbindende Funktion ausgedrückt wird. Im folgenden die Beschreibung des Aktionspotentials der Nervenzelle:

„Je höher die angelegte Spannung, desto stärker ändert sich das Membranepotential an einer Stelle unter einem bestimmten Wert (*Schwellenwert*), so kehrt sich die Ladungsverteilung an der Membran kurzzeitig um. Die Membran wird an dieser Stelle kurzzeitig außen negativ und innen positiv. Diese plötzliche Spannungsänderung von etwa 1 ms Dauer wird als *Aktionspotential*, *spike* oder *Impuls* bezeichnet. Ein Aktionspotential wird nur dann erreicht, wenn der Schwellenwert erreicht wird, er unterbleibt, wenn er nicht erreicht wird (*Alles-oder-Nichts-Gesetz*)“ (Linder, Biologie, S. 208).

27 Schon Lange viel die Reizschwelle des Hörnervs auf. Ohne das gegenwärtig gebräuchliche Vokabular stellte er fest: „Freilich wird man im Gehirn vergeblich einen Apparat suchen, welcher diese Wahl der Tätigkeit so einfach reguliert, wie die Schwingungen der membrana basilaris die Tätigkeit der Hörnerven in der Schnecke. Sobald man aber annimmt, daß die Leitung oder Nichtleitung der Nervenprozesse durch nichts so sehr bestimmt wird, als durch den schon vorhandenen und durch die Nebenleitungen mitbedingten Erregungszustand in Fasern und Zellen, braucht man keinen weiteren Mechanismus gleichsam einer Weichenstellung in den Leitungsbahnen aufzusuchen. Das Prinzip der Regelung ist gegeben“ (Lange: Geschichte des Materialismus, S. 803)

Das „Alles-oder-Nichts-Gesetz“ drückt sehr gut den Unterschied zwischen quantitativem und qualitativem Übergang aus. Wohingegen der quantitative Übergang durch das Anhäufen Mengen oder Einheiten vollzogen wird, besteht der qualitative Übergang in einem kategorischen Wechsel zweier Zustände. Dieses zu betonen ist auch Aufgabe und Funktion von Schwellen.²⁸ Durch jenen qualitativen Wechsel kommt es zur Wahrnehmung von Reizen, die wiederum durch den qualitativen Unterschied bewusstseinskonstituierend funktionieren. Simmel scheint die Schwelle des Bewusstseins als Reizschwelle zu verstehen („Reize, die unsere Nerven treffen“), und doch verwendet er den Begriff nicht-naturwissenschaftlich in seiner eigentlichen Analyse des ‚ökonomischen‘ und des ‚philosophischen‘ Bewusstseins. Denn für diese wird es keine quantifizierbaren ‚Schwellenwerte‘ geben können, wie das noch beim Gehör der Fall war.²⁹

„Es scheint eine freilich nach dem Vermögen und dem Temperament des Subjekts sehr verschieden liegende Schwelle des ökonomischen Bewußtseins zu geben, derart, daß ökonomische Reize, welche unterhalb derselben bleiben, gar nicht als ökonomische empfunden werden“ (Simmel-Phil., S. 273)

Oben sprach Simmel noch von „äußeren“ Reizen, wie beispielsweise einem Nervenimpuls. Hier nun geht es darum, wann ein Reiz als *ökonomisch* empfunden wird und wann nicht. „Ökonomisch“ kann demnach nur ein rein von innen empfundener Reiz sein. Man könnte argumentieren, dass es gewisse, ökonomische Handlungsprinzipien gibt, wie beispielsweise das von Adam Smith veranschaulichte Prinzip des Eigennutzes, das gewissermaßen als normativer, bedingt äußerer Reiz verstanden werden könnte. Doch letztlich ist das Prinzip des Eigennutzes ein auf einem inneren Wertesystem basierender Reiz.

Einen ähnlichen Graubereich stellt die von Simmel beschriebene Schwelle des Rechtsbewusstseins dar. Auch hier zieht er einen psychologischen Mechanismus als Erklärung heran, der nicht mehr als äußerer Reiz verstanden werden kann: „Auf dem Gebiete des Rechts wird die Tatsache der Schwelle

28 So wie etwa im Tempelbau, wo Türschwellen zum Vergegenwärtigen des Betretens eines heiligen Raums platziert sind. Mehr dazu im Kapitel über die räumliche Lage.

29 Dass der Begriff der Schwelle auch in der ökonomischen Diskussion auftaucht, um Übergangsphänomene zu beschreiben, belegen folgende zwei Beispiele: „Gewiß kann bei der Einkommensumleitung für soziale Ausgaben leicht die Schwelle überschritten werden, an der die Störung des Marktes beginnt. Wann überhöhte Steuersätze dies tun ist nicht vorweg zu entscheiden“ (Peters: S. 156: Müller Armack „Wirtschaftsordnung und Wirtschaftspolitik“)

durch das Prinzip: *minima non curat praetor* – markiert. Der Diebstahl einer Stecknadel ist etwas quantitativ zu Geringfügiges – so entschieden er qualitativ und für das logische Bewusstsein eben doch Diebstahl ist –, um den komplizierten psychologischen Mechanismus des Rechtsbewußtseins in Bewegung zu setzen: auch dieses hat also eine Schwelle, so daß unterhalb derselben verbleibende Reizungen, obgleich sie andere Bewußtseinsprovinzen sehr wohl erregen mögen, keinerlei psychisch-juridische Reaktion – ganz abgesehen von der staatlichen – wecken. Aus der Tatsache, daß auch das ökonomische Bewußtsein mit einer spezifischen Schwelle ausgestattet ist, erklärt sich die allgemeine Neigung, statt einer einmaligen größeren Aufwendung lieber eine fortlaufende Reihe kleinerer zu machen, deren einzelne man »nicht merkt« (Simmel-Phil., S. 274).

Die Dynamikentwicklung des Schwellenübergangs drückt sich hier folglich nicht in einem qualitativen Unterschied aus, sondern in einem quantitativen. Darin steckt schon implizit die These Simmels, dass die Qualität des Geldes seine Quantität sei. Erst die quantitative Ebene provoziert einen qualitativen Unterschied. Und zwar im Bewusstsein, hier des ökonomischen Bewusstseins. Explizit findet sich ein Ausdruck jener Dynamikentwicklung im Bewusstsein – genauer: im Bewusstwerden – im oben eingerückten »merken«.

Obwohl vorweggegriffen, soll hier einmal schon Simmels *Schwelle des philosophischen Bewusstseins* vorgestellt werden. Darin werden die Überschreitungen von Reizschwellen und psychologischen Schwellen wieder durch die Marginalität der unbewussten Wahrnehmung („minimer Quantität“) erklärt: „... die Schwelle des philosophischen Bewußtseins. Dieselben Erscheinungen, die in minimier Quantität zu den verfließenden Gleichgültigkeiten des Tages gehören, in etwas höherer vielleicht ästhetische Aufmerksamkeit auf sich ziehen, können in gewaltigen und erregenden Dimensionen zu Gegenständen philosophischer oder religiöser Reflexion werden“ (Simmel-Phil., S. 274). Die in diesem Kapitel zu belegende Dynamikentwicklung findet ihren Niederschlag in der Schwelle des philosophischen Bewusstseins, in jenen „gewaltigen und erregenden Dimensionen“, ganz wie der von Baudrillard beschriebene Dambruch, der systematischen Untersuchung dieses Kapitels folgend jedoch auf keiner solcherlei offensichtlich beobachtbaren und rekonstruierbaren Ebene. Wo es bei dem natürlichen Dambruch in Patagonien eines Tropfens bedarf, der das sprichwörtliche „Fass“ zum Überlaufen bringt, gestaltet sich die Schwellenüberschreitung bei Simmel komplizierter, subtiler. Sinngemäß sagt er, auf das Bild des Dambruchs über-

tragen: Der Damm hält länger (oder ganz), wenn einzelne Tropfen auf ihn einwirken, als wenn man bei gleichbleibender Wassermenge pro Zeiteinheit das Wasser kübelweise gegen den Damm schickt.

2.2.6 Dynamik des Bewusstseins II: Die Schwelle zwischen Tag- und Nachtwelt: Freud und von Hartmann

Der Systematik der Unterkapitel zu Kapitel 2 folgend wird die Schwelle zwischen Tag- und Nachtwelt untersucht. Dabei wird bewusst die Plastizität des Dammbruchs aufgegeben zugunsten der diffizilen Unterscheidung von Wachen und Träumen. Walter Benjamin hat eine bemerkenswerte Beobachtung aufgeschrieben, worin er auf den Übergang zwischen Träumen und Erwachen eingeht, sogar darauf, wie man diesen bewusster gestalten kann:

„Eine Volksüberlieferung warnt, Träume am Morgen nüchtern zu erzählen. Der Erwachte verbleibt in diesem Zustand in der Tat noch im Bannkreis des Traumes. [...] Wer die Berührung mit dem Tage, sei es aus Menschenfurcht, sei es um innerer Sammlung willen, scheut, der will nicht essen und verschmät das Frühstück. Derart vermeidet er den Bruch zwischen Nacht- und Tagwelt“ (Benjamin, VI, S. 185f.).

Interessieren sollen nun die beiden Worte ‚Bannkreis‘ und ‚Bruch‘. Das Bewusstsein kann demnach zwischen zwei Grundzuständen wechseln.³⁰ Man kann jedoch nicht ohne weiteres von dem einen in den anderen Zustand wechseln. Jenes *weitere* stellt eine Schwelle dar, die Schwierigkeit des Hinüberwechsels paraphrasiert Benjamin als den *Bannkreis des Traums*³¹. Zum Übergang an sich schreibt Lievegoed: „Bereits wenn wir uns halb-bewusst der Schwelle nähern, steigt in uns eine Ahnung der nahenden

30 Dass dieser Bruch auch bei wachem Bewusstsein vollzogen werden kann verdeutlicht folgendes Zitat aus der Kurzgeschichte „Herold goes to Washington“, worin ein kleiner Junge die Schwelle zwischen Spiel und Ernst nicht achtet. Der Erzähler der Geschichte resümiert: „I was merely an *observer* in this instance. I saw a child – one Moment, engaged in some perverse fantasy *Game of Death* – the next, confronted with the *Reality* of that game. I do not claim to know *what* he *expected* to find when he crossed the threshold from Fantasy into reality – but young Herold Simm gazed upon the true face of *death*“ (Helfer, Shadow No. 7)

31 Dazu zur Ergänzung: „Es gibt im Traum eine bestimmte Zone, in der der Alb beginnt. An der Schwelle dieser Zone führt der Träumende alle seine körperlichen Innervationen in den Kampf, um den Alb zu entgehen“ (Schweppenhäuser, B über K, S. 170). Zone ist hier eine andere Vokabel für Bannkreis. Die zusammenhaltende Spannung ist das gemeinsame Mittel

Begegnung auf.“ (Lievegoed, Mensch an der Schwelle, S. 106). Für den Bannkreis des Traumes bedeutet dies ein Gewahrwerden des Bannkreises und gleichermaßen die beabsichtigte Durchbrechung des Bannkreises.

Der Nahrungsaufnahme kommt nun eine katalytische Bedeutung zu. Sie hilft, den Wechsel glatter und vielleicht unbewusster zu vollziehen, da man ja isst und nicht mit dem Wechsel befasst ist. Negativ formuliert: der Bruch zwischen den Welten wird gewollt hervorgerufen, indem man ihn nicht ins Bewusstsein ruft. Freud spricht in seiner *Traumdeutung* gar von einer ‚Schwellensymbolik‘ beim Aufwachen (in Anlehnung an Silberer), die sich bildhaft in den Träumen ausdrücken kann. „Silberer hat an guten Beispielen gezeigt, dass die Endstücke des manifesten Inhalts vieler Träume, an die das Erwachen unmittelbar anschließt, nichts anderes darstellen als den Vorsatz oder den Vorgang des Erwachens selber. Dieser Absicht dient: das Überschreiten einer Schwelle (»Schwellensymbolik«), das Verlassen eines Raums, um einen anderen zu betreten, das Abreisen, Heimkommen, die Trennung von einem Begleiter, das Eintauchen in Wasser und anderes“ (Freud, Traumdeutung, S. 484).³²

Die Beschreibung dieses Übergangs weist auf die sich entfaltende Dynamik beim Wechsel zwischen den Zuständen. Hartmann spricht in diesem Zusammenhang vom ‚somnambulen Bewußtsein‘, welches auch gleichzeitig, jedoch unterschwellig zum wachen Bewusstsein existieren soll.³³

Ich nehme an, dass das somnambule Bewusstsein dieser mittleren Hirntheile permanent tätig ist und fortdauernd Eindrücke in sich aufnimmt, welche sein Gedächtniss bereichern; aber wie das Bewusstsein des Grosshirns nach dem Erwachen für gewöhnlich keine Erinnerung von dem Inhalt des offenen sonnambülen Bewusstseins hat, so hat es auch als waches Bewusstsein in der Hauptsache keinen Ein-

32 Der österreichische Traumdeuter *Alfred Ballabene* listet folgende Schwellensymbole auf. Es ist davon auszugehen, dass es sich hierbei nicht um seriöse Wissenschaft handelt. Die Auflistung ist deshalb mit Skepsis zu beäugen; dennoch gibt sie Aufschluss darüber, wie umfangreich Schwellensymbole in der *esoterischen* Traumdeutung gedeutet werden. Es werden folgende Überbegriffe gebildet: Abgrenzung, Übergangsphase und Übergangszustände: „Abgrenzung: Tor, Türe, Bild, Fenster, trübe Scheibe, Vorhang. Fluss, Brücke, Gebirge, Abgrund, Staatsgrenze. Übergangsphase: Stiege, Tunnel, Wegkreuzung, Zug, Fluss. Übergangszustände: Nebel, Finsternis, Stille, Mosaik“ (<http://phoenix.akasha.de/~alfred/traum/schwelle.htm>).

33 Der indische Regisseur Tarsem Singh spricht von einem alternativen System von Logik, einer sog. „dream logic“, die den Naturgesetzen trotz, in sich jedoch konsistent sei. (Interview auf ‚The cell‘ DVD).

blick in die Vorgänge des gleichzeitig bestehenden latenten sonnambülen Bewusstseins. Insoweit es aber einen solchen Einblick erlangt, d. h. insoweit Vorstellungen des sonnambülen Bewusstseins über die Wahrnehmungsschwelle des wachen Bewusstseins treten und diesem durch Leitung zugeführt werden, insoweit fasst eben das wache Bewusstsein diese Vorstellungen als seinen Inhalt und nicht als den eines anderen Bewusstseins auf; dagegen fasst das sonnambüle Bewusstsein das Thun und Erleben des wachen Bewusstseins als das Thun und Erleben eines Anderen auf, weil es sich dramatisch spaltet. Die Sensitivität besteht in einem erleichterten Emporsteigen des sonnambülen Bewusstseinsinhalts über die Schwelle des Grosshirnbewusstseins; denn vom sonnambülen Bewusstsein werden eine Menge Sensationen des Nervensystems percipiert, welche dem wachen Bewusstsein unmittelbar nicht bemerkbar werden“ (Hartmann-Unbew. Bd. 1, S. 476-477).

Auf Benjamin bezogen bedeutet dies, das der ‚Bannkreis‘ niemals gänzlich durchbrochen werden kann. Die von Hartmann beschriebene ‚Schwelle des Grosshirnbewusstseins‘ muss wohl als quasi-wissenschaftliche Bezeichnung der Schwelle des Bewusstseins verstanden werden, von der noch aktuell in der Psychologie die Rede ist. Ob es sich hierbei um die Schwelle des *somnambulen Bewusstseins* oder um eine begriffliche Modernisierung handelt, sei dahingestellt. Eine Familienähnlichkeit der Begriffe besteht meines Erachtens. Ein Exkurs über die „Beziehung des Traumes zum Wachleben“ (Freud) böte sich an, muss aber des engen Rahmens wegen entfallen. Untersucht werden sollen stattdessen im Zusammenhang des Kapitels die Dynamikentwicklung und der Aspekt der Zeit, den einzelne Träume im Wachleben entfalten können.

Im Sprachgebrauch kann der Verweis auf einen Traum als emotionaler Katalysator verstanden werden, denkt man etwa an Martin Luther Kings „I have a dream ...“. Die von Haffner festgestellte Fortsetzung des Wachlebens durch den Traum³⁴ erfährt somit eine Rückkopplung in die *andere Welt*,³⁵ eine

34 „Zunächst setzt der Traum das Wachleben fort. Unsere Träume schließen sich stets an die kurz zuvor im Bewusstsein gewesenen Vorstellungen an.“ (Haffner, Schlafen und Träumen, S. 245).

35 „Das naive Urteil des Erwachten nimmt an, dass der Traum – wenn er schon nicht aus einer anderen Welt stammt – doch den Schläfer in eine andere Welt entrückt hatte“ (Freud, Traumdeutung, S. 34). Abgesehen von Freuds verächtlicher Ansicht eines aus dem Schlaf Erwachten zeigt dieses Zitat doch den qualitativen Unterschied zwischen Traum und Wachsein.

utopische Vision, die Formulierung eines Soll-Zustands aus dem Rahmen der Ist-Gegenwart. Die zeitliche Klammer von Wirklichkeit, Traum und gewünschter Wirklichkeit. Einen hilfreichen Ansatz zum Verständnis der Dynamikentwicklung bietet Jeanne Hersch mit ihrem Begriff der *petit durée*³⁶:

„Also haben wir diese drei Dimensionen von Zeit: Gegenwart – freie Handlung; Zukunft – die noch möglich ist, die man noch gestaltet durch seine frei Entscheidung; und Vergangenheit, die man sucht als Bezug zu einem Sein, das ich nicht mehr ändern kann. Zum Schluss sind die Dimensionen unserer erlebten Zeit noch viel schärfer, strenger, unvermeidlicher differenziert, als wir es uns im normalen Leben vorstellen. Dann gibt es noch zwei Dimensionen, die ich mythisch nennen möchte, oder mit den Worten von Karl Jaspers: chiffriert. Einerseits gibt es eine Gegenwart, die nicht nur die Gegenwart ist, wo ich frei entscheide, und andererseits gibt es noch etwas, das zwar eine sehr enge Beziehung dazu hat, aber doch etwas anderes ist. Es ist nicht ein Punkt, wie Kierkegaard es sich dachte, es ist ein Augenblick, aber ein etwas sich ausbreitender Augenblick. Er hat eine bestimmte Breite, eine bestimmte Dichte. Ich nenne das auf französisch une *petit durée* – eine kleine Weile. Diese kleine Weile ist eine psychologische, eine gleichzeitig übliche und chiffrierte Wirklichkeit. Das ist ein Bild von etwas, das nicht vergeht, das wesentlich und ganz ist“ (Hersch, M-W-S, S. 41f).

Jeanne Herschs Beschreibung jener ‚kleinen Weile‘ verweist bereits in die Zukunft, wie sie selber am Beispiel der Gegenwart deutlich macht („freien Handlung/Zukunft“). In dem Moment einer Schwellenüberschreitung findet man jene *petit durée*, worin auch die Dynamikentwicklung des Überschreitens vollzogen wird. Man kann die Denkfigur der ‚kleinen Weile‘ auf das im vorangegangenen Kapitel vorgestellte Moment der Eigenständigkeit des Schwellenübergangs anwenden. Dies ist ein weiteres Zeichen dafür, dass die Figur der *petit durée* als Schwellenfigur – besonders des Übergangsmomentes – gedacht werden muss.

36 Gleichwohl die Denkfigur der *petit durée* bereits im vorangegangenen Kapitel vorgetragen wurde, möchte ich sie hier abermals als Kernpunkt der Analyse heranziehen. Diese doppelte Verwendung darf nicht als Armut an Vorbildern verstanden werden, sondern zeigt im Gegensatz dazu, wie elementar die Denkfigur tatsächlich ist, um den hier zu untersuchenden Schwellenbegriff näher zu bestimmen.

2.2.7 Platos ‚Umschwung‘

Das Wort ‚Umschwung‘ verweist bereits auf Dynamik. Inwieweit es sich hierbei um einen Schwellenübergang handelt ist Thema dieses Unterkapitels. Doch was überhaupt meint Plato mit Umschwung im Phaidros?

„Nämlich diejenigen Seelen zwar, welche unsterbliche genannt werden, gehen, wenn sie oben sind, hinaus und stehen nun auf dem Rücken des Himmels; hier stehend aber führt sie der Umschwung herum; sie aber schauen, was außerhalb des Himmels ist. Den überhimmlischen Ort aber hat noch nie einer der Dichter hienieden besungen, noch wird ihn je einer nach Würdigkeit besingen“ (Platon, Phaidros, S. 437).

Man kann sich den Umschwung als Bewegung denken, welche die Götter ergreift (die Unsterblichen im Gegensatz zum strahlenden Licht des Guten im Phaidros) und ihnen einen Blick in den ‚überhimmlischen Ort‘ gewährt. Diese Ausführung gehört in erster Linie in das noch folgende Kapitel über horizontale und vertikale Übergänge, doch wegen des *Schwungs* beim Übergang ist sie ebenso in diesem Kapitel von Interesse. Der letzte Satz verweist auf das erkenntnistheoretische Problem, darüber eine Aussage zu machen, was Wittgenstein im Tractatus das *Unaussprechliche* (TLP, Satz 6.522) nennt. Nach Plato kann *hienieden*, was vielleicht adäquat als ‚unter den Sterblichen‘ übersetzt werden kann, das Transzendente nicht ‚geschaut‘ und schon gar nicht beschrieben werden. In diesem Sinne liegt ein Schwellenübergang vor, da das durch den Himmelsrücken Verbundene durch eine metaphysische Grenze auch als das Getrennte verstanden werden muss.³⁷ Dieser Übergang nun ist durch eine Dynamikentwicklung charakterisiert, die in dem Wort Umschwung zum Ausdruck kommt. Vergil liefert eine Beispielsituation zu jenem von Plato beschriebenen Umschwung auf dem Himmelsrücken und bestätigt diese Untersuchung, indem er explizit den Begriff Schwelle verwendet:

37 Auch das Kriterium der Eigenständigkeit aus dem vorhergehenden Kapitel ist erfüllt. Bei Plato heißt es ‚hier stehend‘, wenn der Umschwung einsetzt. ‚Stehend‘ als Partizip Präsens Aktiv deutet es auf jenen von Nietzsche oben ebenso beschriebenen Punkt, auf dem die Siegesgöttin steht, hin.

Der reine Daphis schaut die Schwelle des
 ungewohnten Olymp
 Und sieht zu seinen Füßen die Wolken und Gestirne.
 Virgil³⁸

Man muss sich den Umschwung also als eine Art Wendepunkt vorstellen, der – einmal überschritten – einen qualitativen Wechsel bedeutet, in welchen hinein man durch die Dynamik gezogen wird. Dabei entsteht eine Sogwirkung, die den Schwung bedeutet. Malcom Gladwell bezeichnet in seiner Analyse des ‚Tipping Point‘ am Beispiel der Entwicklung auf dem Buchmarkt das Überschreiten jenes Übergangs als Epidemie.³⁹ Doch die Ausbreitung eines Virus ist ein quantitativer Übergang mit expotentielltem Wachstum, der in der Zustandsbeschreibung einen quantitativen Übergang charakterisiert.

Zurück zu Platos Umschwung: Die oben zitierte Stelle aus dem Phaidros gibt lediglich den ersten Teil des Umschwungs wieder. Befindet man sich in jenem Umschwung führt dieser einen auch wieder zurück. Es gibt also einen Moment des Schauens, einen Wendepunkt, nach welchem man wieder an den Ausgangspunkt zurückgeführt wird:

„Und nun, da ja das Geistesleben eines Gottes und einer jeden Seele, welche das ihr Angemessene aufzunehmen bestrebt ist, von Geist und lauterer Wissenschaft sich nährt, wird sie nach verflossener Zeit das Seiende zu sehen froh, und das Wahre schauend wird sie genährt und ergötzt, bis sie der Umschwung im Kreislauf wieder an den vorigen Ort herumführt“ (Platon: Phaidros, S. 437).

38 Zitiert nach Leibniz, der in seiner Theodicee (Leibniz-Theod., S. 96) eben jenes Zitat an das Ende seiner „Abhandlung über die Übereinstimmung des Glaubens mit der Vernunft“ gestellt hat. Ferner findet sich dort ein Zitat Lucians, welches ebenso jenen Umschwung auf dem Himmelsrücken beschreibt:

– *Jener schaut, nachdem er mit
 Wahren Licht sich erfüllt, die schweifenden
 Sterne und das an den Pol geheftete Gestirn
 Und sieht in wie grosser Nacht liegt unser Tag.*
 Lucian.

39 „Die Idee vom tipping point ist sehr einfach. Sie besagt, dass man die drastische Verwandlung von unbekannten Büchern in Bestseller [...] am ehesten versteht, wenn man sie sich einfach als Epidemien vorstellt. Ideen und Produkte und Botschaften und Verhaltensweisen verbreiten sich wie ein Virus“ (Gladwell, The Tipping Point, S. 111).

Man kann Platos Umschwung derart interpretieren, dass es erst die Bewegung ist, die überhaupt das ‚Schauen‘ ermöglicht. Somit wäre es die Dynamik, die den Übergang überhaupt erst möglich macht.

Auch Aristoteles beschäftigt sich mit dem Umschwung. Für ihn spielt das Dynamische eine ganz besondere Rolle, denkt man etwa an den Unbewegten Beweger⁴⁰ in der Metaphysik. Den Umschwung selber thematisiert er jedoch im Zusammenhang der Frage, was Zeit sei.

„Das aber die Zeit ist, und welche Natur sie hat, ist eben so sehr aus dem Ueberlieferten undeutlich, als nach dem, was wir vorher durchgegangen sind. Einige nämlich behaupten, sie sei die Bewegung das All, Andere, die Kugel selbst. Allein von dem Umschwunge ist ja auch der Theil eine Zeit [...].“ (Aristoteles: Physik, S. 105)

Es wird sehr deutlich, dass in jedem Umschwung, in jedem Schwellenübergang, die Zeit eine eigene Rolle einnimmt. Für Aristoteles ist die Zeit eine wesentliche Komponente des Umschwungs. Für Jeanne Hersch heißt dieses Phänomen *une petit durée*, womit ebenso die Bewegung im Übergang gemeint sein kann (s. o.).

Ein letztes Beispiel soll den Zeitaspekt von Übergängen als Gleichzeitigkeit darstellen. Dabei greife ich auf das Beispiel der Komplementärfarben aus vorangegangenem Kapitel zurück. „Viele Maler benutzen die Simultanwirkung durch Zuordnung von Farben aus dem Komplementärbereich. Auf diese Weise wird die jeweilige Farbkraft gegenseitig gesteigert und eine lebhaftige Gesamtwirkung erzielt“ (Gekeler, Farbenlehre, S. 27). Dadurch, dass ein Bild für gewöhnlich als Ganzes im Sinne seiner Gestalt erfasst wird, vollzieht sich der Übergang zwischen den Komplementärfarben, den Goethe ein ‚Fordern‘ nennt, ohne zeitliche Verzögerung. Der Übergang drückt sich jedoch in der Wahrnehmung aus. Gekeler spricht von einer ‚Farbkraft‘, die eine ‚lebhaftige Gesamtwirkung‘ erzielt. Nimmt man die Allegorie ernst, drückt sich durch die Wahrnehmung eine Spannung aus, was der in diesem Kapitel zu untersuchenden Dynamikentwicklung bei Übergängen gleichkommt.⁴¹

40 „es gibt solches, was ewig das bewegt, was bewegt wird, und das erste Bewegende ist selbst unbewegt“ (Aristoteles: Metaphysik, S. 84).

41 Nicht für visuelle Kunst, sondern für Geschriebenes stellt Benjamin folgendes Phänomen fest. Es geht um ein schreibendes Kind und den Moment, bevor der Stift das Wort auf dem Papier hinterlässt. „Schreibendes Kind: Die schreibende Hand hängt im Gerüst der Linien

Abschließend lässt sich festhalten, dass die Beispiele dieses Kapitels gezeigt haben, auf welche vielfältigen Weisen sich Dynamik bei Übergängen entfaltet. Die Denkfigur der Schwellenübergänge stehen diesbezüglich im Gegensatz zu Grenzübergängen oder Interfacesituationen. „Die Schwelle ist ganz scharf von der Grenze zu scheiden. Schwelle ist eine Zone“ (Benjamin: Bd. V 1, S. 617f). Geht es bei Schwelle um das Trennende und das Verbindende, liegt beim Interface das Gewicht eindeutig auf dem Trennenden. Baudrillard führt dazu aus: „Diese Kultur erfindet gleichzeitig Spezialinstitute für Körperkontakt und Kochtöpfe, in denen das Wasser den Boden *nicht berührt*, da er so homogen, trocken und künstlich ist, dass kein einziger Wassertropfen an ihm hängen bleibt, genau wie sich die Körper im *feeling* und in der therapeutischen Liebe nicht einen Augenblick lang berühren. Das nennt sich Interface oder Interaktion. Sie sind an die Stelle des ‚von-Angesicht-zu-Angesicht‘ und der Aktion getreten, man nennt das jetzt Kommunikation. Denn es *kommuniziert*“ (Baudrillard, Amerika, S. 49).

Der Aspekt des Trennens und Verbindens schließt sich in folgendem Kapitel über die zwei Ebenen des Übergangs an.

2.3 Die zwei Ebenen des Übergangs

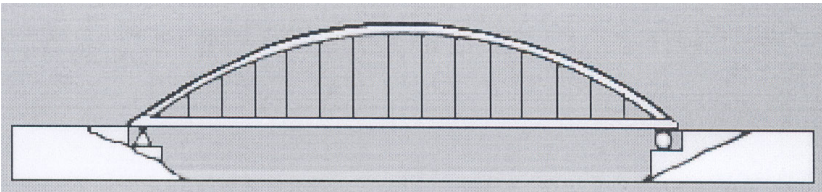


Abb. 8: Brückenkonstruktion: Vollwandbogen mit angehängter Fahrbahn (aus: B. Universallexikon)

2.3.1 Einleitung und Überblick

Statt eines Zitates wird diesem Kapitel eine Graphik vorangestellt. Um die zu untersuchenden zwei Ebenen exemplarisch vorzustellen ist die Graphik eines ‚Vollwandbogens mit angehängter Fahrbahn‘ hinreichend geeignet.

wie ein Athlet im schwindelnden Gestänge der Arena [...] Beachte die Hand, wie sie auf dem Blatt die Stelle sucht wo sie ansetzen will. Schwelle vor dem Reich der Schrift.“ (Benjamin, VI, S. 200f.).

Doch welche zwei Ebenen sind überhaupt gemeint? Diese Frage lässt sich nicht eindeutig beantworten. Es gibt verschiedene Aspekte, die auf zwei Ebenen des Übergangs verweisen. Wie in den vorherigen Kapiteln schon des öfteren erwähnt, besteht ein Charakteristikum von Schwellenübergängen in der gleichermaßen trennenden wie verbindenden Funktion. Diese zwei Momente sollen im folgenden konkretisiert werden. Somit eröffnet sich eine weitere Darstellung der zwei Ebenen: Schwellenübergänge bedeuten ein *Über* und ein *Durch*. Mit *über* ist dabei etwas im Sinne einer übergreifenden Ordnung oder wie Jaspers es nennt, ein *Umgreifendes* gemeint, mit *durch* das Verlassen des einen bei Angliederung des anderen.

2.3.2 *Über und Durch; trans und per*

Folgende Darstellung ist einem lateinischen Wörterbuch entnommen, die stilisiert sehr deutlich den Unterschied bei effektiver Gemeinsamkeit des Orts- oder Phasenwechsels von *über (trans)* und *durch (per)* sichtbar macht.

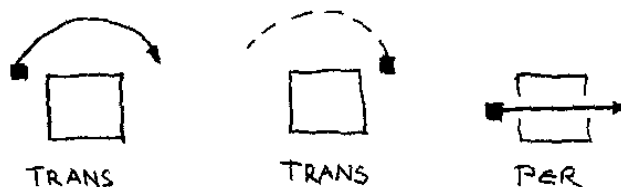


Abb. 9: *trans und per (angelehnt an: Hermes/Meusel, 1989, S. 9).*

Beide Präpositionen stehen im Lateinischen mit dem Akkusativ, weisen folglich auf ein Ziel⁴² und drücken dadurch eine Bewegung aus. Das wird durch die Pfeile in den Graphiken verdeutlicht. Wohingegen die Visualisierung beim *per* klar sein dürfte, fällt sie beim *trans* etwas schwieriger. Laut der Zeichnung stellt *trans* sowohl die Bewegung ausgehend vom Ausgangspunkt als auch vom Zielpunkt rückblickend über ein Hindernis oder eine Grenze hinweg dar. Beiden Darstellungen gemein ist der Bewegungspfeil über die gesamte Länge des Hindernisses. Das ist mit übergreifender Ord-

42 „Trans (+ Akk.): über ... hinaus, jenseits von. Per (+ Akk.): durch, ... hindurch. „Präpositionen entfalten die Grundbedeutung der Kasus (Akk. = Bewegung auf ein Ziel...)“ (Hermes/Meusel, Grundwortschatz Latein, S. 9)

nung gemeint. Die Konstruktion der Brücke wird von dem Bogen gehalten. Erinnern wir aus dem Kapitel zur Eigenständigkeit des Übergangsmomentes, dass ‚Bogen‘ als „gewölbte Konstruktion [...], die eine Last abfängt“ (Koch, Baustilkunde, S. 434) definiert ist. Die übergreifende Ordnung besteht auch hier in der Spannung, die das Überbrücken, den Übergang erst möglich macht.

2.3.3 Die zwei Ebenen der ‚Übergangsriten‘ von van Gennep

Das Moment der zwei Ebenen findet sich nicht nur in jenem oben angeführten Brückenübergang, sondern auch in den von van Gennep erarbeiteten Übergangsriten. Das *durch* besteht dabei in dem Durchlaufen der drei Phasen

1. Trennungsphase, die vom früheren Zustand oder Ort löst
2. Schwellenphase, in der man sich gleichsam zwischen zwei Welten befindet
3. Angliederungsphase, die in den neuen Ort bzw. Zustand integriert.

Dies ist diejenige Art von Übergang, die man auch als Grenzüberschreitung fassen kann. Doch die ‚Übergangsriten‘ werden erst dadurch zum Ritus, dass sie in einen umfassenderen Kontext eingebettet sind. Das *Über* der Übergangsriten besteht in der Spannung der gesamten Handlung. „Das Phänomen des Übergangs kann in vielen anderen menschlichen Handlungen zum Vorschein kommen und tritt auch in allgemeinen biologischen Abläufen, in der Anwendung physischer Energie und in kosmischen Rhythmen in Erscheinung“ (van Gennep, Übergangsriten, S. 175). Wenn van Gennep auf kosmische Rhythmen verweist, stellt er eine übergeordnete Verbindung her, die sich im Zusammenhalt der einzelnen Stadien ausdrückt. Diese ist die zu untersuchende übergreifende Ordnung, die sich auch in dem Phänomen des Übergangs im Sinne des Schwellenübergangs finden lässt. Nach van Gennep besteht die Funktion von Übergangsriten in der *Kontrolle der Dynamik des sozialen Lebens*. Hier haben wir also die Möglichkeit, die implizite übergreifende Ordnung als Dynamik des sozialen Lebens zu benennen. Vergleicht man obiges Brückenbeispiel mit den Ergebnissen van Genneps, lässt sich der Vollwandbogen mit der Dynamik des sozialen Lebens vergleichen, wobei anzumerken ist, dass das Dynamikelement seine physikalische Entsprechung in der Spannung des Bogens findet. Die angehängte Fahrbahn stellt dementsprechend das Durchlaufen der Trennung-, Schwellen- und Angliederungsphase dar. Dieser Interpretation spielt auch der Umstand zu, dass die ‚ange-

hänge Fahrbahn‘ eben für die Fahrzeuge zum Überwinden des Hindernisses, hier des Flusses, dient.

Nehmen wir die von van Gennep beschriebene ‚Dynamik des sozialen Lebens‘ auf, die jene übergreifende Ordnung darstellt. Die These lautet nun: Die übergreifende Ordnung des Schwellenübergangs besteht im Leben oder in Funktionen des Lebens. Die ‚rites de passage‘ werden als „Klassiker der Erforschung symbolischen Verhaltens“ (Schomburg-Scherff) gehandelt.

Der Begriff der Schwelle ist an den Menschen und seine Bewusstwerdung als Mensch innerhalb eines lebendigen Organismus‘, Systems oder – allgemeiner – Zusammenhangs geknüpft. Benjamin beklagt: „In dem modernen Leben sind diese Übergänge [Rites de passage] immer unkenntlicher und unerlebter geworden. Wir sind sehr arm an Schwellenerfahrungen geworden“ (Benjamin: Bd. V 1, S. 617f).

Der Systematik der Kapitel folgend wird nun die Offensichtlichkeit des Übergangs, wie sie noch bei der ‚Vollwandbrücke mit angehängter Fahrbahn‘ gegeben war zugunsten der philosophischen Überlegungen des Parmenides verlassen. Dabei wird dem durch von van Gennep freigelegten Gedanken des Lebens Rechnung getragen.

2.3.4 Das Seiende und das Leben: Parmenides

Parmenides beginnt sein Fragment ‚Über die Natur‘ mit folgender Passage, worin er seine Situation und Position als Philosoph lyrisch einleitet. Dabei verwendet er auch den Schwellenbegriff, und zwar derart, wie er in der Einleitung als Augenblicksrhetorik, als lyrische Überhöhung vorgestellt wurde.

„1. Das Rossegespann, das mich fährt, zog mich fürder, soweit ich nur wollte, nachdem es mich auf den vielgerühmten Weg der Göttin geleitet, der den wissenden Mann durch alle Städte führt. Dort also ging meine Fahrt; dort fuhren mich nämlich die viel verständigen Rosse, die den Wagen zogen, und die Mädchen wiesen den Weg. Die Achse knirschte sich heißlaufend in den Naben mit pfeifendem Tone (denn sie ward beiderseits von zwei wirbelnden Kreisen beflügelt), wenn die Heliadenmädchen, welche das Haus der Nacht verlassen und nun den Schleier von ihrem Haupte zurückgeschlagen hatten, die Fahrt zum Lichte beeilten. Da steht das Tor, wo sich die Pfade des Tages und der Nacht scheiden; Türsturz und steinerne Schwelle hält es auseinander; das Tor selbst, das ätherische, hat eine Füllung von

großen Flügeltüren; die wechselnden Schlüssel verwahrt Dike, die gewaltige Rächerin. Ihr nun sprachen die Mädchen mit Schmeichelworten zu und beredeten sie klug, ihnen den verpföckten Riegel geschwind von dem Tore zu stoßen. Da sprang es auf und öffnete weit den Schlund der Füllung, als sich die erzbeschlagenen Pfosten, die mit Zapfen und Dornen eingefügten, nach einander in ihren Pfannen drehten“ (Parmenides in Diels, Vorsokratiker Bd. 1, S. 148-150).

Diese Einleitung verdeutlicht, dass Parmenides sich göttlichen Rückhalt für seine Argumente verschafft, wie es eben häufig in der Antike und später zu bezeugen ist.⁴³ Seine These besteht in der Grundlegung des Seins und dieses verknüpft er wie später Descartes anhand des „cogito“ mit der Denktätigkeit. Das Fragment Nummer fünf führt aus: „5. Denn [das Seiende] denken und sein ist dasselbe“ (Parmenides in Diels, Vorsokratiker Bd. 1, S.152).

Am Sein hängt also das Denken und somit das Leben. Das Leben wiederum besteht aus Übergängen, wie van Gennep oben anhand der *sozialen Dynamik* belegt. Zur Übergangsthematik im Hinblick auf das Leben schreibt Lippe im Sinnenbewusstsein: „Leben ist die Bewegung, die das Greifbare zu einem übergreifenden Vorgang verbindet“ (Lippe, Sinnenbewusstsein, S. 540). Dieses überschreibt Lippe mit ‚Leben im Übergang – Transzendenz‘. Auch Jaspers’ Begriff des ‚Umgreifenden‘ in der *Existenzphilosophie* gibt hierüber Auskunft: „Das Umgreifende ist vielmehr das, was sich immer nur ankündigt[...], das aber nie Gegenstand wird“ (Jaspers, Existenzphilosophie). Für Goethe gilt dieses Umgreifen für das Lebendige als ‚geistiges Band‘. Auch dieses wird ‚nie Gegenstand‘, gerade deshalb ist es ja das geistige Band. Die Thematik des Ungegenständlichen wird also als Summe der Teile nicht adäquat beschrieben. Es bleibt ein Rest. Vielmehr die Abwesenheit jenes Restes.

Meph.

Wer will was Lebendigs erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist heraus zu treiben,

43 So zum Beispiel auch Augustinus in den Bekenntnissen: „Ich forsche nur, Vater, stelle keine Behauptungen auf. Bewahre mich Gott und leite mich“ (Augustinus, Bekenntnisse, S. 315). Es ist wohl dergestalt zu interpretieren, dass die Religionen derart einflussreich und signifikant waren, dass man sich nicht als Einzelindividuum verstand, sondern als Einzelindividuum im Zusammenhang einer kosmischen Gesamtheit, der die Idee des Absoluten innewohnt.

Dann hat er die Teile in seiner Hand,
Fehlt leider! nur das geistige Band.
[Goethe: Faust. Eine Tragödie, S. 63)]

Das Augenmerk der Betrachtung gilt vor allem der übergreifenden Ordnung, die sich im Zusammenhang des Lebens entfaltet. Parmenides' Konzeption des Seienden und die übergreifende Funktion des Lebens in den ständigen Übergängen lässt sich wie folgt verknüpfen:

„Die fortgesetzte Geschichte der Übergänge einfach als Anwesenheit der übergreifenden Ordnungen in dem, was sie übergreift und doch durchgreifen, scheint mir etwa dem zu entsprechen, was seit Parmenides das Seiende genannt wird. [...] Die zweite Art von Übergängen, jene augenblicklichen Vorgänge, in denen wir etwas von dem Übergreifen wahrnehmen, sind dann die Momente von Erkenntnis. Als Erkenntnismomente verbinden sie rätselhaft ein unerklärbar absolutes Sein mit der historischen Bemühung um dessen logische Rekonstruktion. Existentiell aber ist das Übergreifende als Durchgreifendes eben immer anwesend“ (Lippe, *Sinnenbewusstsein*, S. 536f).

Man kann also das Übergreifende und das Durchgreifende nicht trennen. Diese Erkenntnis lässt die Brückenkonstruktion vom Beginn nicht zu, deshalb gilt es das Moment der Spannung, das eben für die Brücke wie für das Leben gilt, nun auf das Leben anzuwenden. Es ist von daher ratsam zu schauen, welche Definitionen von Leben es neben der philosophischen These des Seienden gibt. Der Biologe Wuketits nennt in den sogenannten *Toskana-Gesprächen* auf die Frage *Was ist Leben?* Fünf Kriterien: „aus biologischer Sicht kann man einige Kriterien festlegen: 1. Vererbung, 2. Entwicklung, 3. Stoffwechsel, 4. zweckmäßig organisiert (teleonome Organisation, Max Delbrück), 5. Selbstregulierung“ (in Dürr/Wuketits u. a., *G-M-W*, S. 63). Allen fünf Kriterien ist das Moment der Veränderung eigen.⁴⁴ Verän-

44 Sieht man Veränderung einmal als Wechsel, kommt es auf die Frage des Innen und Außen auch beim Menschen. Dabei spielt die Haut eine Schlüsselrolle. „In seine Haut begrenzt muss ein Lebewesen eingehen. Atem und Wärme gehören zu den materialen Vorgängen, die, gerade auch wenn sie uns als unsichtbare weniger wahrnehmbar zu sein scheinen, die Lebewesen tätig sich einem weiteren Wechselzusammenhang einordnen lassen“ (Lippe, *Sinnenbewusstsein*, S. 539). Ein sehr anschauliches Beispiel für die lebensnotwendige Funktion der Haut als Stoffwechselorgan lieferte der Film *Goldfinger*, worin ein Mord dadurch begangen wird, dass eine Frau mit jeder Pore ihrer Haut goldbedeckt ist. Dies führt schließlich zur Erstickung.

derungen werden durch Übergänge realisiert. Sofern Übergänge bewusst gedacht werden, spreche ich von Schwellenübergängen. Somit bietet der Schwellenbegriff keine Alternative oder Neudefinition, sondern eine Ergänzung in dem Sinne, dass Leben, so es bewusst wahrgenommen wird, auch in dem Gewahrwerden von Übergängen, und zwar Schwellenübergängen statt Interface-Kontakten⁴⁵ gelebt wird.

Es ist also keineswegs reine Phantasterei der Geisteswissenschaft, wenn man den Schwellenbegriff als konstitutiv für das Leben an sich interpretiert, denn die obige naturwissenschaftliche Kriteriensammlung stimmt in ihrer auf ständige Veränderung ausgerichteten Begrifflichkeit mit dem hier dargestellten Schwellenbegriff überein (Stichwort „Zelle“). Spricht man gar von einer ‚teleonomen Organisation‘, wird das Kriterium der Veränderlichkeit zum Programm. Soweit geht der Schwellenbegriff dann nicht, denn das Überqueren einer Schwelle im Sinne *symbolischen Verhaltens* (van Gennep) lädt gerade dazu ein, gemahnt und erinnert, Innezuhalten und die Überquerung bewusst zu überdenken. Also auch Ziele zu hinterfragen oder den rechten Moment des Überschreitens abzupassen.⁴⁶ Denkt man etwa an das Über-

45 Baudrillard beschreibt in seinem fragmentarisch gehaltenen Buch ‚Amerika‘ den Begriff Interface als kulturell konstituierend für ein *phobisches Leitbild*, nach welchem das Leben und sei es in seiner direktesten Form, in der Sexualität, gemieden wird, indem man sich eben nicht berührt, sondern ‚Informationen‘ austauscht. Dies ist die technologische Dimension von Interface, wie man sie zwischen Computer und Drucker kennt, als menschliche Dimension, die sich vom Leben entfernt, wenn man Leben als Übergänge oder wie Benjamin als ‚Schwellenerfahrung‘ versteht. „Diese Kultur [die nordamerikanische] erfindet gleichzeitig Spezialinstitute für Körperkontakt und Kochtöpfe, in denen das Wasser den Boden *nicht berührt*, da er so homogen, trocken und künstlich ist, dass kein einziger Wassertropfen an ihm hängen bleibt, genau wie sich die Körper im *feeling* und in der therapeutischen Liebe nicht einen Augenblick lang berühren. Das nennt sich Interface oder Interaktion. Sie sind an die Stelle des ‚von-Angesicht-zu-Angesicht‘ und der Aktion getreten, man nennt das jetzt Kommunikation. Denn es *kommuniziert*: das Wunder besteht darin, dass der Boden des Topfes seine Hitze dem Wasser kommuniziert, ohne es zu berühren, durch eine Art Blubbern auf Abstand. [...] Das nennt sich Information und hat sich als phobisches und manisches Leitmotiv überall eingeschlichen und betrifft die erotischen Beziehungen ebenso wie die Küchengeräte“ (Baudrillard, Amerika, S. 49).

46 So hat sich der Begriff ‚Startfenster‘ in der Raumfahrt etabliert. Zum Begriff des Fensters lässt sich erklären, dass Fenster – zumindest in der Traumdeutung – symbolisch für Übergang stehen. (Dazu: Das Fenster ist ähnlich wie das Bild, nur ist uns der erschaute Bereich näher; er ist auch nicht „dargestellt“, sondern „wirklich“. Während die Türe einen Raum zum Handeln frei gibt, ermöglicht das Fenster das Erkennen im Sinne von Erschauen und nicht im Sinne des Begreifens. Das Computerbetriebssystem der Firma Microsoft „Windows“ stellt ein hinreichendes Beispiel dar, dass das Betriebssystem und die Bedienoberfläche den Übergang von der nicht-virtuellen Lebenswelt in die virtuelle Welt des Rechners ausmachen. Denkt man gerade an die Definition von Interface, wie es Rechner und Drucker

schreiten einer Tempelschwelle, bedeutet dies das Bekunden, innerlich dafür bereit zu sein aus der profanen in die sakrale Welt einzutreten.

Doch geht es bei dem hier zu erarbeitenden Schwellenbegriff nicht ausschließlich um die symbolische Verhaltensebene. Übergänge sind stattdessen ein universales Phänomen, das im Schwellenbegriff seine Hauptdeutung auf der symbolisch/psychologischen Ebene hat. Folgendes Zitat unterstreicht die globale Relevanz von Übergängen:

„Zu Übergängen organisieren sich die Vorgänge aller Dimensionen, die wir von der Tiefe des Biologischen bis in das Hervortreten von geschichtlichem Ausdruck betrachtet haben. Die Vorgänge sind immer Entfaltung von Zusammenhängen in zeitlich und polar sich gliedernden Schritten“ (Lippe, Sinnenbewusstsein, S. 535f).

Doch wie steht es um die Ausgangsfrage dieses Kapitels? Lassen sich demgemäss die zwei zu untersuchenden Ebenen in allen Schwellenübergängen derart plastisch darstellen, wie es noch das Beispiel der Brücke oben vermuten ließ? Ganz gewiss nicht. Das Anliegen des Kapitels ist es auf die Existenz dieser gleichzeitigen Ebenen zu verweisen. Dass sie am Beispiel der Brücke auch graphisch an den einzelnen Ebenen darstellbar sind, stellt einen Sonderfall dar. Das Überqueren eines Flusses ist auf der Ebene des Brückenbaus eben nicht symbolisch oder metaphysisch, sondern rein technisch. Die anderen in dieser Arbeit angeführten Beispiele heben sich an Komplexität und Bedeutungskonnotation erheblich von dem Brückenbeispiel ab. So ist es also der Regelfall, dass die beiden Ebenen beim Schwellenübergang vorhanden, jedoch nicht in jedem Stadium ihrer Überschreitung lokalisierbar sind. Deswegen ist auch das erste und vielleicht wichtigste Kapitel zur Eigenständigkeit des Übergangsmomentes, worin gerade durch die qualitative Abgesondertheit der zu verlassenden und der anzugliedernden Phase jene Eigenständigkeit hervortritt, die eine Lokalisierung unmöglich macht. „Es gibt keine topographische Unterscheidungsmöglichkeit zwischen beiden Ordnungen [der durchgreifenden und der übergreifenden], ebenso wenig wie eine existentielle. Solche Unterscheidung würde den Zusammenhang, den sie bilden, zerfallen lassen. Das ist der analytische Tod. So kann das eine nur das

cker verbindet, stellt das Bild auf dem Monitor (der ebenso über ein Interface angeschlossen ist) einen Schwellenübergang zwischen programmierter Welt des Computers und sinnlicher Welt des betrachtenden Menschen dar.

andere durchscheinen lassen. Derart durchlässig zu sein für das, was durchscheint, wird Transparenz genannt“ (Lippe, Sinnenbewusstsein, S. 537).

Dieses Zitat stammt aus dem Sinnenbewusstsein und ist auf diejenige Art von Übergängen anzuwenden, die dem hier zu untersuchenden Schwellenbegriff zugrunde liegen. Das Brückenbeispiel fällt durch das Raster der philosophischen Erörterung hindurch, es kann zwar die dem „per“ und „trans“ zugrundeliegenden Bewegungen visualisieren, sie aber nicht hinreichend erklären.

2.3.5 Walter Benjamins ‚Schwellenzauber‘: Die Koexistenz zweier Ebenen

Im folgenden werden Beispiele angeführt, die Walter Benjamin als Beispiele für den sogenannten ‚Schwellenzauber‘ sieht. Was dabei genau den Schwellenzauber ausmacht erklärt er nicht explizit. Es lassen sich aber durch die implizite Verwendung wiederum Rückschlüsse auf den Schwellenbegriff in Bezug auf die zwei zu untersuchenden Ebenen anstellen.

„Schwellenzauber. Vorm Eingang der Eisbahn, des Bierlokals, des Tennisplatzes, der Ausflugsorte: Penaten. Die Henne, die goldene Pralinéier legt, der Automat, der unsere Namen stanzt, Glücksspielapparate, Wahrsage- und vor allem Wiegeautomaten: das zeitgemäße γῠῶθι σεαυτὸν hüten die Schwelle. Sie gedeihen bemerkenswerterweise nicht in der Stadt – machen einen Bestandteil der Ausflugsorte, der Biergärten in den Vorstädten. Und die Reise geht sonntagnachmittags nicht nur dahin, nicht nur ins Grüne, sondern auch zu den geheimnisvollen Schwellen. Verborgener waltet dieser gleiche Zauber freilich auch im Interieur der Bürgerwohnung. Stühle, die eine Schwelle, Photos, die den Türrahmen flankieren, sind verkommene Hausgötter und die Gewalt, die sie zu beschwichtigen haben, trifft uns noch heute mit den Klingeln ins Herz.“ (Benjamin: Bd. V 1, S. 283)

Für Benjamin stellen all jene Orte Übergänge dar. Da er dem Übergang jedoch eine Art kulturanthropologische Bedeutung beimisst, kommt er zu dem Begriff Schwellenzauber. Zauber bedeutet hier vielleicht so viel, als dass der Übergang eine Veränderung hervorruft, die man metaphorisch oder lyrisch als Zauber fassen kann. Von Zauberei im Sinne von Metaphysik soll hier nicht die Rede sein. Benjamin gibt zwei Kontexte für die Passage über den Schwellenzauber. Zum einen Übergänge, die sich unter dem Begriff

Freizeitausflug subsumieren lassen, zum zweiten potentielle Übergänge im Inneren der Wohnung die durch den Begriff *Übergangsverweiler* oder *Übergangsstifter* erfasst werden. Beiden Übergängen gemein ist jedoch die Aufteilung in das geborgene, *bürgerliche* Heim auf der einen Seite und das öffentliche, fremde Draußen. Liest man Benjamins Passagenwerk auf diese soziale Codierung, fällt auf, dass das Draußen, zum Beispiel die Pariser Passagen oder allgemein die Strassen, im Gegensatz zum behüteten Daheim stehen. Man könnte diese Ausführungen Benjamins auch im Hinblick auf vertikale und horizontale Übergänge untersuchen, wie es das nächste Kapitel beabsichtigt, jedoch sehe ich gerade im ‚Schwellenzauber‘ die topographische Unterscheidungsunmöglichkeit, um die es oben geht, gegeben.⁴⁷

Der Systematik folgend lautet die Frage nun: Worin bestehen die beiden Ebenen des *durch* und *über* in dem von Benjamin vorgestellten Schwellenzauber? Der Einfachheit halber beginne ich mit dem *durch*. Benjamin beginnt die Passage mit dem umgangssprachlichen ‚vorm Eingang‘. Man befindet sich demnach kurz vor dem Überschreiten der Schwelle, nach van Gennep also in der Endphase der Trennungsphase, kurz vor der Schwellenphase. Damit ist man sich des Übertritts und damit der Veränderung bewusst. Das Durchschreiten bezieht sich also auf Türschwelle. Dieses Bild erinnernd wendet Benjamin es auch auf die Schwellenübertritte an, die nicht nur mit dem Fuß vollzogen werden, wie *der Automat, der unseren Namen stantzt*.⁴⁸ In der zweiten Gruppe geht es um die Schwellen in der bürgerlichen Wohnung, die eben in der Türschwelle, flankiert von den ‚Hausgöttern‘ und im Klingeln der Türschelle bestehen. *Durch* bezeichnet hier das physische Eindringen, sei es der Person, die ihren Fuß über die Türschelle des anderen setzt, oder im Falle des Automaten, der Münze, die veranlasst, dass der Name gestantzt wird. Diese Ebene ist nicht trennbar von der zweiten Ebene, sie sind topographisch un-unterscheidbar.

47 An dieser Stelle ist noch einmal anzumerken, dass die hier verwendeten Beispiele, so sie den zu untersuchenden und zu entwickelnden Schwellenbegriff treffen, prinzipiell in allen fünf Kapitel positiv erwähnt werden können.

48 Aber eben gerade doch auch mit dem Fuß, wie Benjamin anhand der Exponierung des Wiegeautomaten betont. Denn um sich wiegen zu lassen muss man auf die Waage treten. Die Schwelle besteht also zwischen der Persönlichkeitswahrnehmung an sich und der quantitativen Persönlichkeitswahrnehmung in Form der Gewichtsmittelung durch die Waage. Den Auslöser des Schwellenübertritts stellt dabei das Geld dar. Tritt man auf die Waage, ohne eine Münze eingeworfen zu haben, passiert gar nichts. Erst durch die Bezahlung lässt sich die Schwelle übertreten. Geld fungiert hier als Eintrittsgeld, als Schwellenzoll.

Die zweite Ebene des *über* besteht in dem Kontext der jeweiligen Übergangssituation. Man kann treffender sagen: in der verbindenden Spannung des trennenden Innen und Außen. Die übergreifende Ordnung besteht in der Lebenstätigkeit des Überschreitenden. Man kann die übergreifende Ordnung auch als Entwicklungsgeschichte oder Konstitutionsgenese bezeichnen. Damit ist die pfadabhängige Entwicklung einer in der Vergangenheit entschiedenen Disposition gemeint, die sich in der jeweiligen Gegenwart entfaltet, somit einen Status einnimmt und eine Konstitution im Sinne von Verfassung und Gegenwartsfestschreibung vornimmt.⁴⁹ Auch hier ist das Beispiel der Waage von Benjamin von Interesse, da hier der seltene Fall vorliegt, dass die Konstitution in Form des Körpergewichtes zumindest teilweise quantifizierbar ist. In den anderen Fällen hingegen sieht es so aus, dass die aktuelle, durch den Übergang ausgelöste Bestimmung der Konstitution in der bewussten Interpretation der Situation besteht.

Eine typische Schwellensituation im Benjaminschen Sinne des Schwellenzaubers erlebt auch Harry Haller, der Steppenwolf aus Hermann Hesses gleichnamiger Erzählung.

„Ich habe das gern, auf der Treppe diesen Geruch von Stille, Ordnung, Sauberkeit, Anstand und Zähmheit zu atmen, der trotz meinem Bürgerhaß immer etwas Rührendes für mich hat und habe es gern, dann über die Schwelle meines Zimmer zu treten, wo das alles aufhört, wo zwischen den Bücherhaufen die Zigarrenreste liegen und die Weinflaschen stehen, wo alles unordentlich, unheimlich und verwahrlost ist und wo alles, Büchern Manuskripte, Gedanken, gezeichnet und durchtränkt ist von der Not der Einsamen, von der Problematik des Menschseins, von der Sehnsucht nach einer neuen Sinnggebung für das sinnlos gewordenen Menschenleben.“ (Hesse, Steppenwolf, S. 32).

Die zweite Art der von Benjamin beschriebenen Übergänge wurden oben *Übergangsverweiler* oder *Übergangsstifter* genannt. Diese Konnotation scheint auch bei Harry Hallers Reflektion des Schwellenübertritts zu greifen. Liegt der Übergang bei Benjamin zwischen dem Inneren der bürgerlichen Wohnung und der öffentlichen Welt mit all ihren Reizen, schildert Hesse

49 In der Institutionenökonomik spricht man deshalb auch von Pfadabhängigkeit und versunkenen Kosten, die einmal geleistet, in die Institution geflossen sind und nun nicht mehr liquidierbar sind (North, Institutionen). Anzumerken ist hier, dass die Institutionenökonomik auch als *constitutional economic* firmiert.

einen komplizierteren Fall: Der Steppenwolf wohnt in einem bürgerlichen Mietshaus und kennt aber auch jene von Benjamin beschriebenen Reize und Verlockungen der nicht heimeligen Welt draußen. Doch dabei hat er sich seinen *Wolfsbau* in der bürgerlichen Welt eingerichtet, der ein antibürgerliches Bekenntnis durch den oben ausgeführten Gedanken zum Schwellenübertritt darstellt. Von Bedeutung für die Untersuchung der zwei Ebenen ist dieser Zusammenhang insofern, als Benjamin in seiner Schilderung der Türklingel dem Übergang die mythische Aufladung der ‚verkommenen Hausgötter‘ anheftet. Ferner beschreibt Benjamin weiter die „Gewalt, die sie [die verkommenen Hausgötter] zu beschwichtigen haben“, welche uns „noch heute mit den Klingeln ins Herz“ (s. o.) trifft. Hierin zeigt sich m. E. die Verknüpfung der zwei Ebenen. Benjamin führt zu jenem Türklingeln weiter aus: „Der despotische Schrecken der Klingel, der über der Wohnung waltet, hat seine Kraft ebenfalls aus dem Zauber der Schwelle. Gellend schickt etwas sich an, die Schwelle zu überschreiten“ (Benjamin, V, S. 141). Auch hier verwendet Benjamin wieder den Begriff ‚Zauber‘. Dieser stellt eine Verschmelzung der zwei den Übergang ausmachenden Ebenen bei Wahrung ihrer Eigenständigkeit dar. Menninghaus spricht von einer Korrelation: „Eine Korrelation [...] von Schwelle und Schelle führt [...] zu einer subtilen Physiognomie des Klingelns als eines Signals, mit dem „etwas sich anschickt, die Schwelle zu überschreiten“ (Menninghaus, Schwellenkunde, S. 35).

Man kann diesen Vorgang Verschmelzung bei Wahrung der Eigenständigkeit nennen, man kann ihn wie Benjamin ‚Zauber‘ nennen oder, wie Menninghaus, als ‚subtile Physiognomie‘. Alle drei Formulierungen fassen das Phänomen nicht vollständig, bzw. beziehen Bedeutungsdimensionen ein, die zunächst nicht ersichtlich sind. Deswegen wurden alle drei Ansätze herausgearbeitet, um sie nebeneinander stehen zu lassen. Stellt man sich die Bedeutung in der Summe vor, kommt man dem Phänomen der Schwelle, hier der Existenz der zwei Ebenen des Übergangs, etwas deutlicher auf die Spur. Ein weiterer Hinweis darauf, dass sich der Begriff der Schwelle auch bei ausführlicher Untersuchung nicht endgültig fassen lassen will und kann.

2.3.6 Voltaires Kandid an der ‚Schwelle des Glücks‘: Hoffnung als Schwelle

Zum Abschluss dieses Kapitels ein letztes Beispiel für die Verwendung des Schwellenbegriffs, der vermittels einer Kontextanalyse die zwei Ebenen des *durch* und *über* abermals veranschaulicht. In Voltaires Erzählung *Kandid* –

oder die beste aller möglichen Welten, einer ironischen Interpretation der leibnizschen Theodicee⁵⁰, taucht am Ende der unglücksvollen Reise des Protagonisten der Schwellenbegriff im Zusammenhang des ersehnten Übergangs von den leidvollen Begebenheiten zu der Zeit des Glücks auf:

„[...] wie vergänglich die Schätze dieser Welt sind. Nichts ist dauernd, als die Tugend, und das Glück, Fräulein Kunigunde wiederzusehen.«
 »Ich gestehe es,« sprach Kakambo, »doch bleiben uns noch zwei Lama's mit mehr Schätzen, als der König von Spanien je besitzen wird, und in der Ferne sehe ich eine Stadt, die ich nur für Surinam, eine Kolonie der Holländer, halten kann. Wir stehen am Ende unserer Mühseligkeiten und auf der Schwelle unseres Glücks.« (Voltaire: *Kandid*, S. 109)

Es stellt sich im weiteren Verlauf heraus, dass auch diese Szene nicht das Ende der Mühseligkeiten bedeutet. Die Schätze werden verloren und das ‚Glück, Fräulein Kunigunde wiederzusehen‘ mag sich auch nicht einstellen. Es geht in dieser Passage jedoch in unserem Zusammenhang um die Andeutung der Hoffnung auf Veränderung. Wie der Begriff der Hoffnung im Zusammenhang zum Schwellenbegriff steht, soll hier näher erörtert werden. *Kandid* sehnt sich nach dem Ende der Mühseligkeiten. So trägt er eine gewisse Hoffnung auf Veränderung in sich, also das Warten auf Erfüllung der Wünsche bei gleichzeitiger Beendigung der derzeitigen Situation. Hoffnung birgt Unsicherheit. Es ist in erster Linie die Wunschvorstellung, die nicht durch deduzierbare Anzeichen in Erfüllung zu gehen scheint. In diesem Sinne ist der Schwellenbegriff bei Voltaire adäquat, um die tatsächliche Nicht-Erfüllung der Hoffnung, das Nicht-Überschreiten der ‚Schwelle des Glücks‘ auszudrücken.

Da es sich bei Voltaires *Kandid* um zwar philosophische, doch noch immer fiktive Literatur handelt, könnte man den Vorwurf formulieren, das Beispiel sei in einer philosophischen Sprachanalyse falsch aufgehoben. Ich bin jedoch der ausdrücklichen Meinung, dass eine poetische Form von Philosophie gleichermaßen aussagestark und wissenschaftlich ist, wie die akademische. Wie schon in der Einleitung durch Platon im *Staat* dargestellt, handelt es sich beim Schwellenbegriff oftmals um Dichtersprache. Doch liegt gerade im Vagen der Reiz darin, ebenso unsichere Sachverhalte mit unscharfen Begrif-

50 Darin die These, das Übel gehöre zur besten aller Welten.

fen besser beschreiben zu können. Der Schwellenbegriff ist unscharf, dafür sprechen die in den vorangegangenen Kapiteln vorgebrachten Thesen.

Die *Schwelle des Glücks* nun repräsentiert die zwei hier zu untersuchenden Ebenen folgendermaßen. Das *durch* besteht im Erreichen der Stadt *Surinam*. Eine geographische Überschreitung, die gleichermaßen den Abschied aus der Wildnis bedeutet. Die übergreifende Ordnung besteht auch hier im Zusammenhang der Lebensgeschichte. Da es gerade die Lebensgeschichte in philosophischer Reflektion und die Kritik der leibnizschen Theodicee ist, welche den Entwicklungsroman *Kandid* ausmacht, ist die übergreifende Ordnung sogar das Leitprinzip der Erzählung. Die Frage nach dem Leid in der Welt bildet den philosophischen Überbau der Erzählung, und angewendet auf den Protagonisten bildet sie die übergreifende Ordnung. Hoffnung ist dabei die von Voltaire gewählte Art, dem Leid zu begegnen.

Auch hier sind die zwei Ebenen des Übergangs nicht topographisch ermittelbar. Oder um es mit dem Vokabular des im Eigenständigkeitskapitel vorgestellten Benzolmoleküls auszudrücken: Der Übergang bleibt delokalisiert.

Abschließend lässt sich festhalten, dass die hier gewählten Beispiele die zwei Ebenen des Übergangs für Schwellenübergänge konstitutiv sind. Insofern fällt das zu Beginn des Kapitels angeführte Brückenbeispiel als Übergang im Sinne eines Schwellenübergangs aus dem Rahmen. Es ist dennoch – auch im Sinne der Systematik – erforderlich gewesen, um einen Eindruck davon zu geben, wie die zwei Ebenen modellhaft visualisiert werden können.

Heraklit bringt das Moment der zwei Ebenen folgendermaßen zusammen: „Sie verstehen nicht, wie es [das Eine] auseinander strebend ineinander geht: gegenstrebige Vereinigung wie beim Bogen und der Leier“ (Heraklit aus Ephesus: Fragmente. S. 87).

2.4 Horizontale und vertikale Übergänge

„In der griechischen Religion fand der Gottesdienst unter freiem Himmel statt, und der Tempel war wirklich das Gotteshaus. Die Menschen betraten den Tempel nicht, allenfalls die Vorhalle. [...] Im Christentum wurde das anders. Die Menschen durften rein in die Kirche, und nach außen hin wurden Türen zugemacht. Die übrige Welt ist ausgeschlossen.“ (Meyer-Abich, in Dürr, G-M-W, S. 92).

2.4.1 Einleitung und Überblick

Im wesentlichen geht es in diesem Kapitel um Religion und darum, wie sich Religion in ihrer architektonischen Umsetzung des Schwellenphänomens bedient. Vornehmlich wird es also um Schwellen in Gotteshäusern⁵¹ im weiteren Sinn, im engeren Sinn um die Schwelle zwischen profaner und sakraler Welt gehen.⁵² Dabei wird auch, der Kapitelsystematik folgend, die architektonische Ebene der Betrachtung zugunsten einer ‚geistigen‘ am Beispiel Rudolf Steiners verlassen.

Wie obiges Zitat verdeutlicht, kann man anhand der Bauweise – genauer: des Eingangs – Rückschlüsse auf die Religion im Hinblick ihrer theologisch-systematischen Klassifizierung vornehmen. Um das Phänomen der horizontalen und vertikalen Übergänge zu untersuchen halte ich es für angebracht, hier einleitend auf den Aspekt der Religionen hinsichtlich ihrer systematischen Klassifikation einzugehen. Man unterscheidet in der Systematischen Theologie zwischen *Exklusivismus*, *Inklusivismus* und *Pluralismus*.

In dem von Meyer-Abich genannten Beispiel der Gotteshausentwicklung lässt sich anhand der baulichen Gestaltung der Gotteshäuser feststellen, dass antike griechische Religion inklusivistisch interpretiert werden kann. Die christlichen Religionen können demnach als exklusivistisch interpretiert werden. So antwortete der Theologe Pannenberg auf Meyer-Abich folgendes, worin er den Ausschlussgedanken aufgreift: „Die Abgeschlossenheit des Kirchenbaus verweist symbolisch auf das himmlische Jerusalem, also die künftige Vollendung der Stadt Gottes“ (Pannenberg, in Dürr, G-M-W, S. 92). Dies ist ein Hinweis darauf, dass Gotteshausarchitektur gleicher-

51 Im Verlauf der Arbeit wird der Begriff ‚Gotteshaus‘ als Überbegriff für Tempel, Kirche, Moschee etc. verwendet. Am treffendsten wäre wohl der englische Begriff ‚House of worship‘. Der sprachlichen Übersichtlichkeit willen jedoch bleibe ich beim deutschen ‚Gotteshaus‘.

52 Van Gennep bezieht das Bild der Schwelle auf die Gesellschaft, die er mit einem Haus und eben damit auch mit den Schwellen zwischen den Räumen vergleicht. „Man kann eine Gesellschaft mit einem Haus vergleichen, das in Zimmer und Flure unterteilt ist. Je mehr die Gesellschaft in ihrer Zivilisationsform der unseren ähnelt, um so dünner sind die Trennwände zwischen den Zimmern und um so weiter stehen die Türen der Kommunikation offen. [...] Ein Individuum, das nicht durch Geburt oder speziell erworbene Eigenschaften das Recht hat, ein bestimmtes Haus zu betreten und sich in einem seiner Räume einzurichten, befindet sich in einem Zustand der Isolation“ (van Gennep, Übergangsriten, S. 34).

maßen religiöse Weltdeutung und religiösen Aufenthaltsraum ausmacht.⁵³ Es gibt somit einen physischen Raum, der aber symbolisch und religiös konnotiert ist. Dessen Bedeutungsrahmen zu erläutern soll die Analyse zum Schwellenbegriff hier leisten.

2.4.2 Zum Eingang von Gotteshäusern

Um die Untersuchung zu beginnen ist es am naheliegendsten, in einem religiös ausgerichteten Symbol-Wörterbuch den Begriff *Schwelle* nachzuschlagen. Bei Heinz-Mohr findet sich dort der Verweis auf den Eintrag *Tor*.

„Tor, Tür, Pforte. Eine Tür legt den Gedanken des Übergangs, der Schwelle zwischen zwei Bereichen nahe: zwischen zwei Welten, zwischen Bekanntem und Unbekanntem, Diesseits und Jenseits, Licht und Finsternis, Entbehrung und Schatz. Sie öffnet sich in ein Geheimnis; gleichzeitig führt sie psychologisch zur Aktion: Eine Tür lädt immer dazu ein, sie zu durchschreiten. Sie kann Schranke und Schutz, Haustür, Hoftür, Gefängnistür, Tempeltür, Himmelstür, aber auch Grabeingang bedeuten“ (Heinz-Mohr, Symbole, S. 318).

Bevor auf den Aspekt der horizontalen und vertikalen Übergänge eingegangen wird, soll die von Heinz-Mohr abgegebene Definition kommentiert werden. Es fällt auf, dass Übergang und Schwelle nahezu synonym für den Gedanken des Übergangs zwischen zwei ‚Räumen‘ im weiteren Sinne steht. Man könnte folgenden Dreischritt der Abstraktion wagen.

Tor, Tür, Pforte → Schwelle → Übergang zw. zwei ‚Räumen‘ i.S.v. Welten.

Weiter ist die bereits mehrfach festgestellte Funktion des trennenden Verbindens in den Formulierungen von ‚Schranke und Schutz‘ und ‚eine Tür lädt immer dazu ein, sie zu durchschreiten‘ vorhanden. Auch der im Kapitel 3.2 untersuchte Aspekt der Dynamikentwicklung findet seine Entsprechung in dem ‚psychologisch zur Aktion führen‘.⁵⁴

53 Als weiteres Beispiel sollen die buddhistischen Stupas Erwähnung finden. Hierbei handelt es sich um hohle Kuppelbauten, die gar keinen Eingang haben, folglich nicht betreten werden können. Man kann sie umschreiten.

54 Einen weiteren Hinweis, der auf das Kapitel der Eigenständigkeit verweist, stellt der Begriff des Schlüssels im Hinblick auf das Öffnen von Pforten dar. „[...] in der Regel öffnet der Apostel Petrus mit einem großen Doppelschlüssel (der Macht, zu binden oder zu lösen) die Pforte des himmlischen Reichs, gemäß der ihm von Christus (Matth. 16,19) verliehenen Schlüsselgewalt“ (Heinz-Mohr, Symbole, S. 319). Der Doppelschlüssel stellt jene

Die dargebrachten Gedanken verweisen darauf, wie eng die Verwicklung von physischem Überschreiten und metaphysischen Gestus ist. Man hätte die hier vorgelegte Fragestellung nach horizontalen und vertikalen Übergängen auch in dem Kapitel der zwei Ebenen abhandeln können. Ich bin jedoch der Meinung, dass es sich hierbei um unterschiedliche Denkbewegungen handelt. Denn anders als die Bewegung von *durch* und *über* wird hierbei unterschieden, ob durch den Übergang eine logische Ordnung im Falle der vertikalen Übergangsbewegung gewechselt wird, oder ob durch den Übergang eine Bewegung innerhalb ein und derselben logischen Ordnung vollzogen wird. Das begriffliche und methodische Problem besteht dabei in der Definition einer konsistenten, logischen Ordnung. Van Gennep kann hier weiterhelfen: „Im Falle eines gewöhnlichen Wohnhauses ist die Tür die Grenze zwischen der fremden und der häuslichen Welt. Im Falle eines Tempels ist sie die Grenze zwischen profaner und sakraler Welt. Die Schwelle überqueren bedeutet somit, sich an eine neue Welt anzugliedern“ (Van Gennep, Übergangsriten, S. 29).

Dieser These folgend sollen Schwellenübergänge im ‚Falle eines gewöhnlichen Wohnhauses‘ als horizontale Übergänge verstanden werden. Die logische Ordnung wird nicht gewechselt.⁵⁵ Im Falle des Tempels sieht das anders aus. Hier wird nach van Gennep die Schwelle von der profanen in die sakrale Welt überschritten.⁵⁶ Kritisch muss man hier anmerken, dass es sich bei einem Gotteshaus bei materialistischer Sichtweise um ein Gebäude wie jedes andere handelt. Dem möchte ich entgegensetzen, dass – ohne dabei eine idealistische Sichtweise einzunehmen – man davon ausgehen darf, dass es sich dagegen bei der Wahrnehmung von Gotteshäusern um die Einzelsichtweise des betreffenden Menschen handelt. Dies wird von Denzau/North als mentales Modell beschrieben. Religion kann somit als Institution begrif-

dem altrömischen Gott Janus attributierte Eigenschaft dar, die auch für den Schwellenbegriff gilt.

55 Als Gegenbeispiel kann abermals der ‚Steppenwolf‘ von Hesse angeführt werden. Da es sich hierbei aber um Fiktion handelt und die physischen Gesetze der sog. Wirklichkeit außer Kraft gesetzt werden, soll der Hinweis auf den Steppenwolf lediglich dazu dienen, zu zeigen, wie schwierig eine Untersuchung mit den Begriffen ‚logischer Ordnung‘ tatsächlich ist. Der Verweis auf paradoxe Strukturen innerhalb der Arbeit ist als methodische Warnung jedoch in der Einleitung bereits erfolgt und muss im Sinne der Aufgabenstellung hingenommen werden.

56 König Pippin, der Vater Karls des Grossen, ließ sich unter der Türschwelle seines Heimatklosters mit den Gesicht nach unten begraben. Ihm kam es darauf an, heißt es nach ungesicherter Quelle, dass er in einer Demuthaltung gegen Gott verstanden werden wollte.

fen werden, der einzelne Anhänger konstitutiv angehören. Den Zusammenhang zwischen mentalen Modellen und Institutionen beschreiben Denzau/North wie folgt: „Mentale Modelle sind für jeden einzelnen Unikate. Ideologien und Institutionen hingegen werden geschaffen und liefern eher vielen Menschen gemeinsame Wahrnehmungen und Ordnungen ihrer Umwelt“ (Denzau/North, *Shared Mental Models*, S. 21). Karpe ergänzt: „Ein gemeinsamer kultureller Hintergrund nimmt systematisch Einfluss auf die mentalen Modelle“ (Karpe, *Institutionen*, S. 34). Der Übergang von der profanen Welt zur sakralen kann mit diesem Vokabular also derart beschrieben werden, dass die Frage nach einem materialistischen oder idealistischen Weltbild in der Untersuchung umgangen werden kann. Somit stellt die Schwelle zu einem Gotteshaus für den Gläubigen einen Übergang in eine andere logische Ordnung dar.

Doch so klar erklärbar wie es zunächst scheint, ist der Fall nicht. Thomas Morus gab schon im 16. Jahrhundert folgendes in seiner *Utopia*, die wiederum einer anderen logischen Ordnung entstammt⁵⁷, zu bedenken.

„Sobald sich der Priester [...] auf der Schwelle des Heiligthums zeigt, werfen sie [die Gläubigen] sich insgesamt verehrungsvoll zu Boden, unter so allgemeinem tiefen Schweigen, daß dieser Anblick allein schon einen gewissen überirdischen Schauer einflößt, als ob eine Gottheit anwesend sei“ (Morus: *Utopia*, S. 155).

Man kann das *als ob* dieser Textstelle auch als weitere Referenz für die These der mentalen Modelle nach Denzau/North ansehen. Somit wären es die Gläubigen, die durch ihr Verhalten den sakralen Raum erst möglich machen.

Die Frage ob ein sakraler Raum einer metaphysischen Qualität bedarf soll hier nicht weiter verfolgt werden. Das erkenntnistheoretische Problem bleibt. Stattdessen muss der sakrale Raum, wie das Beispiel aus der *Utopia* gezeigt hat, als sakraler Raum für die Gläubigen verstanden werden. In diesem Sinne bedeutet die Schwelle den Übergang von der profanen Welt in die sakrale, somit also einen vertikalen Übergang. Die trennende und vermittelnde Funktion von Schwellen wird an diesem Beispiel von Morus sehr deutlich. Durch den Priester und das entgegengebrachte Schweigen der Gläubigen verbindet

57 Utopia leitet sich von griechisch *Ou topos* ab, was so viel wie ‚kein Ort‘ bedeutet. Die andere Ordnung bedeutet hier die Abwesenheit einer ontologischen Grundlage gegenüber der sog. Wirklichkeit.

sich die Gottheit in ihrer Anwesenheit vermittelt jenes ‚überirdischen Schauers‘ mit den Gläubigen. Doch die Schwelle ist es auch, die Mensch und Gott trennt.

Aus eigener Erfahrung soll ein authentisches Beispiel einer Tempelschwellenüberschreitung im gegenwärtigen Indien beige-steuert werden. Im Rahmen eines Studienaufenthalts im Jahr 2000 an der Dehli School of Economics besuchte ich die Tempelanlage in Tirupati, die der Vishnu-Inkarnation Balaji gewidmet ist. Das damalige, ökonomische Forschungsinteresse soll hier nicht weiter von Bedeutung sein. Vielmehr der Besuch des Tempels, vor allem das Vordringen zum *sanctum sanctorum*, der Balaji Statue.

Beschreibung:

Dieser größte Hindutempel, der zu den größten Pilgerstätten der Welt gehört, wird von täglich bis zu 100.000 Gläubigen besucht, deren Pilgerreise darin Erfüllung findet, dass sie zum Gott Balaji vorgelassen werden. Man nähert sich über viele Stunden hinweg dem Tempelgebäude durch ein spiralförmig um das Gebäude angelegtes Warteschlangensystem. Daraufhin durchschreitet man das goldene Eingangsportal und gelangt in das Tempelgebäude. Auch hierin nähert man sich spiralförmig dem Inneren des Tempels. Schließlich verlässt man die Ebene des Erdeschosses und geht eine Etage hinab. Nach einigen Winkelgängen gelangt man in eine kleine Kammer, an die sich weitere Kammern anschließen. Insgesamt gibt es sieben solcher Kammern. In der letzten dieser in einer Reihe angeordneten Räume steht das Kultbild. Die Wartenden werden nun vom Tempelpersonal von Kammer zu Kammer geführt. Beständig kommt man der Statue näher. Pilger, die die Statue erblickt haben, kommen durch den Kammerngang zurück. Es gibt kein permanentes Weitergehen, sondern ein von Kammer zu Kammer treten. Die insgesamt sieben Kammern sind durch ca. 30 cm hohe Schwellen getrennt. Die Schwellen sind mit Goldblech umhüllt. Gold spielt eine bedeutende Rolle in der Verehrung des Gottes. Der obere Querbalken der Türe, der Türsturz, ist herabgelassen. Die hohe Schwelle und der herabgelassene Türsturz bewirken, dass jeder, der von einer Kammer zur nächsten geht, zum einen auf seine Füße achten muss, um nicht über die Schwelle zu stolpern und zum anderen auf den Kopf achten muss, um nicht gegen den oberen Querbalken zu stoßen. Als ich gerade von einer Kammer in die nächste treten wollte und durch die Order des Tempelpersonals die Vorwärtsbewegung der Tempelbesucher gestoppt wurde, kam es zu der Situation, dass ich mit

einem Fuß auf der Schwelle stehen blieb. Sofort wurde ich von einer Tempelmitarbeiterin zurechtgewiesen: „Move. Don't stand there!“

In die letzte Kammer, dort, wo die Götterstatue steht, kommt man als Besucher nicht hinein. Nur die Priester dürfen in diese Kammer. Alle Besucher bleiben vor der letzten, besonders hohen Schwelle stehen und können den Gott ansehen. Diesen Blickkontakt nennt man Darshan im Indischen und im Hinblick auf die Schwellenthematik soll noch folgende Eigenart des Gottes Balaji Erwähnung finden. Im Gegensatz zu den anderen indischen Gottheiten sind die Augen des Balaji verhüllt. Wie kleine Vorhänge sind über seinen Augen weiße Stofftücher angebracht. Bedenkt man dabei, dass er mit schwarzer Hautfarbe dargestellt wird, werden die verhüllten Augen umso sichtbarer, da sie sich als Kontrast von der Untergrundfarbe des Gesichtes abheben. Dieser Blickkontakt wird den Besuchern nur für maximal drei Sekunden gewährt, dann müssen sie wieder durch die sieben Kammern zurückgehen und sich heraus aus dem Tempelgebäude zu den Houndis begeben, wo sie ihre Gaben, ihre Opfer abgeben können.

Interpretation:

Diese Schwellenerfahrung lässt folgende Interpretationen über den Schwellenbegriff zu. Die gleichermaßen trennende wie verbindende Funktion von Schwellen wird hier sehr deutlich. Einerseits sind die Kammern offensichtlich von einander getrennt, was nicht zuletzt auch durch den herabgelassenen Türsturz bedeutet wird, zum anderen verbinden sie den sich nähernden Besucher schon mit der in der letzten Kammer wartenden Götterstatue. Dabei wird der Prozess des sich Näherns gestisch und symbolisch umgesetzt, indem man sich einerseits durch stundenlanges Schlangestehen nur schrittweise dem Tempel nähert, und andererseits dadurch, dass man durch das stückweise Erarbeiten der Schwellenübertritte der sieben Kammern vorgeführt bekommt, wie weit man noch vom sanctum sanctorum getrennt ist. Die verhüllten Augen der Götterstatue nehmen das Moment des Trennens und Verbindens auf anderer Ebene auf: Das in der indischen Religion bedeutsame Darshan, ‚Blickkontakt mit indischen Göttern‘ wird nicht erfüllt. Im Gegensatz dazu sind andere Götterdarstellungen gerade so gestaltet, dass die Augen das Gesicht beherrschen und jeder Gläubige im Tempel durch die perspektivische Art der Darstellung jenen ‚Blickkontakt‘ herstellen kann. Bei Balaji in Tirupati kommt es nicht dazu. Es bleibt ein Geheimnis, was hinter jenen Tüchern verborgen ist. Es mag mit an diesem Geheimnis

liegen, dass gerade Balaji eine der bedeutsamsten, wenn nicht die bedeutendste Götterinkarnation eines indischen Gottes darstellt.⁵⁸

Die Opfergabe nach der Tempelführung spielt eine zentrale Rolle. Sie erst macht den Übergang zu einem Übergangsritus. Schomburg-Scherff führt aus, dass van Genneps Übergangsriten eine Weiterentwicklung der Forschung von Hubert und Mauss darstellen. „Hubert und Mauss (1899) analysierten Opferhandlungen und zeigten, dass diese eine Dreiphasenstruktur aufweisen. In der ersten Phase löst sich der Opfernde von der profanen und tritt in die sakrale Welt. Die mittlere Phase ist durch den intimen Kontakt mit der sakralen Welt gekennzeichnet, und die letzte Phase umfasst die Desakralisierung und die Rückkehr in die profane Welt sowie die Wiederaufnahme des normalen Lebens“ (Schomburg-Scherff, S. 243). Diese bereits 1899 aufgestellten Thesen demonstrieren das, was van Gennep später als ‚Übergangsriten‘ beschreibt, und am Beispiel des Balaji Tempels in Tirupati lässt sich diese Dreiphasenstruktur nur allzu deutlich auch heute noch erkennen. Besonders bemerkenswert ist dabei der ‚intime Kontakt mit der sakralen Welt‘. In obigem Beispiel findet dieser Kontakt durch das Hingeführtwerden und vor allem durch die Verhüllung der für den *Darshan* so wichtigen Augen der Götterstatue statt.

Die Forschung von Mauss hat den Aspekt des Übergangs später in den Hintergrund gerückt, und Mauss hat sich stattdessen der Forschung zum Thema Gabentausch zugewandt. In seinem Standardwerk zur *Gabe* analysiert er die „Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften“ (Mauss, *Gabe*). Durch den Verweis auf archaische Gesellschaften wird bereits deutlich (was auch Benjamin oben bereits dadurch bekundete, dass wir arm an Schwellenerfahrungen seien), dass das Schwellenphänomen in der gegen-

58 Im Gespräch mit B. C. Balasubramanian, dem *financial adviser and chief accounts officer* der Tirumala Tirupati Devasthanams (TTD), der Verwaltungseinheit des Tempelkomplexes fragte ich ihn, welches Verhältnis es zwischen der Gottheit Balaji und den dargebotenen Gaben gibt. Provokativ gefragt: Mit welchen Forderungen tritt ein Gläubiger vor den mächtigen Gott? Er antwortete: “If you look at the image you do not feel like asking for something. (...) These things cannot be explained in terms of rationality. (...) Faith in terms of religions has no relevance” Denn auch Moslems und Christen sind unter den Pilgern. Z. B. hat ein Moslem 108 goldene Lotusblüten geschenkt. Eine Lebensmittelfirma spendet jede Woche 10 000 Tonnen Reis. Die Begründung des Managers: “God gave this to me, I only give it back.” Der sakrale Raum, der die Menschen derart prägt, trägt die Züge des ökonomisch Irrationalen. Die verbindende Wirkung der Schwelle dehnt sich also in den Raum des öffentlichen Lebens aus.

wärtigen Befindlichkeit weniger relevant geworden ist. Man sollte jedoch besser „weniger bewusst“ schreiben, denn vorhanden und relevant sind Schwellenphänomene noch immer, sie werden lediglich nicht bewusst wahrgenommen.

In nicht-archaischen Gesellschaften wie der sogenannten zivilisierten Welt ist die Bewusstheit des Zusammenhangs rückläufig. Schon 1885 schrieb Ludwig Büchner über A-Religiosität in England: „Der letzte Zensus in England hat nachgewiesen, daß daselbst sechs Millionen Menschen leben, die nie die Schwelle einer Kirche betreten haben und die nicht wissen, welcher Sekte oder welchem Glaubensbekenntnis sie angehören“ (Büchner: Kraft und Stoff, S. 147). Interessieren soll nicht die Säkularisierung der Gesellschaft, sondern die Verwendung des Schwellenbegriffs, um diese Tendenz zu beschreiben. Von daher werde ich die Begriffe ‚Schwelle‘ und ‚Bekenntnis‘ weiter aufnehmen. Das Überschreiten dieses vertikalen Übergangs erfolgt also bewusst, so wie es an jenem indischen Beispiel anhand der hochgezogenen Goldschwellen provoziert wird. Vertikale Übergänge erfolgen demnach gerade bei ausgeprägter Schwellenwahrnehmung bewusst. Horizontale Übergänge – einmal angenommen, man könne sie separat betrachten – können durch das einfache Wechseln der Position beschriftet werden. Den Schwellenbegriff macht es gerade aus, dass die beiden Ebenen gleichermaßen überschritten werden. Gleichmaßen bedeutet hier nicht simultan, sondern in Koexistenz beider Ebenen bei Untrennbarkeit der Ebenen während des Überschreitens. Dabei kann der vertikale Wechsel durch die Gestaltung der Schwelle in seiner Wahrnehmungsdeutlichkeit beeinflusst werden.

2.4.3 Steiners «Hüter der Schwelle» und Erkenntnisse der höheren Welten

Besehen wir nun die horizontale und die vertikale Ebene des Schwellenübergangs aus umgekehrter Sicht. Was meint umgekehrt? War es bei den Schwellenübergängen der Gotteshauseingänge so, dass es um den physischen Übergang in ein Gotteshaus oder aus ihm heraus ging, wobei die vertikale Schwelle vom profanen in den sakralen Raum für die Gläubigen überschritten wurde, geht es bei Steiner um keinen physischen Übergang, sondern um einen rein geistigen. Darin besteht auch gerade das Problem mit den Ausführungen Steiners – oder wie es im Eigenständigkeitskapitel zu Steiner

bereits nach Mutschler zitiert wurde, das *intellektuelle Zahnweh*⁵⁹, hier vor allem das wissenschaftliche.

Die Tempelschwelle liegen in Gebäuden mit manifester Türe. Diese bedeutet gleichermaßen eine metaphysische⁶⁰ Pforte in die sakrale Welt. Steiner hingegen spricht nur noch von der metaphysischen, der ‚geistigen Welt‘, in die man jedoch physisch treten kann. In diesem Sinne bedeutet das Steinerkapitel eine systematische Umkehrung der Sichtweise horizontaler und vertikaler Schwellen. Der Systematik der Kapitel der Arbeit folgend ist dieses aber methodisch legitim.

Steiners Konzeption eines Hüters der Schwelle kann allegorisch als die Schwelle zu den Räumen metaphysischer Ordnung, den *höheren Welten*, wie sie Steiner nennt, verstanden werden.⁶¹ Dabei spielt es im Sinne dieser Arbeit keine Rolle, was sich hinter der Schwelle verbergen mag; im Centrum steht vielmehr die durch Steiners kraftvolle Sprache geschaffene Plastizität eines Übergangs über eine explizite Schwelle, wie sie in der Arbeit gesucht ist.

Steiner führt aus:

„Wichtige Erlebnisse beim Erheben in die höheren Welten sind die Begegnungen mit dem «Hüter der Schwelle». Dem ersteren begegnet der Mensch dann, wenn sich die Verbindungsfäden zwischen Willen, Denken und Fühlen innerhalb der feineren Leiber [...] zu lösen beginnen. [...] Dem «größeren Hüter der Schwelle» tritt der Mensch gegenüber, wenn sich die Auflösung der Verbindungen auch auf die physischen Teile des Leibes erstreckt“ (Steiner, geistige Welten, S. 193).

59 Zur Erinnerung: „In jeder Bahnhofsbuchhandlung gibt es eine Esoterikecke. Ich habe diese Literatur zeitweilig ausführlich studiert und irgendwann einmal ganz großes «intellektuelles Zahnweh» bekommen, weil darin alles so genau beschrieben ist. Die Autoren wissen zu genau Bescheid, die wissen mehr, als sie wissen können. Da wird eine Art Landkarte des Jenseits entworfen und der Tod in gewisser Weise trivialisiert“. (in Dürr, 1997, G-M-W, S. 134). Letzteren Vorwurf kann man Steiner nicht machen. Der Tod wird nicht ‚trivialisiert‘, er wird vielmehr sublimiert. Doch der Vorwurf der ‚Landkarte des Jenseits‘ ist m. E. voll und ganz berechtigt.

60 Mindestens für den Gläubigen, dabei auch eher für den Gläubigen archaischer Gesellschaften, denkt man an Mauss.

61 Das Schwellenphänomen ist für Steiner eine zentrale Denkbewegung. Deshalb findet sich auch in dieser Arbeit sein Beitrag: Über die Relevanz der Schwelle im Werk Steiners: „Außerdem tritt das Motiv des Hüters der Schwelle im gesamten Werk Rudolf Steiners in mannigfaltigen Formen immer wieder auf.“ (Lievegoed, Mensch an der Schwelle, S. 105)

Es gibt nach Steiner also gleich zwei Schwellenhüter. Für die Arbeit soll es ausreichen, die Analyse auf einen einzigen, den ‚kleinen Hüter der Schwelle‘ anzuwenden. Da es sich bei den Ausführungen Steiners um eine selbst-ernannte *Geheimwissenschaft* handelt, werden die Thesen zum *Hüter der Schwelle* kurz referiert, da sie ohne ihren Zusammenhang unverständlich bleiben würden.

„Der «kleine Hüter der Schwelle» ist ein selbständiges Wesen. Dieses ist für den Menschen nicht vorhanden, bevor die entsprechende Entwicklungsstufe von ihm erreicht ist“ (Steiner, geistige Welten, S. 193).

Der Hinweis, dass es sich bei dem *kleinen Hüter der Schwelle* um ein „selbständiges Wesen“ handelt, wurde ja bereits im Eigenständigkeitskapitel behandelt. Interessieren soll nun der Begriff der ‚Entwicklungsstufe‘, denn damit wird das Übergangselement deutlich, um welches es in der Grundausrichtung des Buches geht. Allein der Titel „Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten?“ macht deutlich, dass es Steiner hier um einen Lernprozess geht. Dabei werden verschiedene Ebenen der Erkenntnis erlangt, die hier auf ihre Eigenschaft als vertikaler oder horizontaler Übergang hin untersucht werden.

Der „kleine Hüter der Schwelle“ charakterisiert sich in einem Monolog folgendermaßen. Dabei ist jedoch anzumerken, dass Rudolf Steiner den Monolog dergestalt präsentiert, dass es sich eine Mitschrift der Rede des Schwellenhüters handeln muss.⁶² Dieser Umstand macht es in streng wissenschaftlicher Hinsicht problematisch, mit dieser Quelle zu arbeiten. Ich entschließe mich jedoch bewusst dazu und verweise auf ein kritisches Bewusstsein, das diese Arbeit besonders erfordert.

„...ich bin es selbst, die Wesenheit, die sich einen Leib gebildet hat aus deinen edlen und deinen üblen Verrichtungen. Meine gespenstige Gestalt ist aus dem Kontobuche deines eigenen Lebens gewoben. [...]

62 Wie dieser Umstand zu bewerten ist, sei dahingestellt. Als Möglichkeiten lassen sich anführen: 1. Der Monolog hat literarisch-poetische Qualität und ist ein methodisches Mittel Steiners, die zu formulierende These kraftvoller zu formulieren, oder 2. Steiner hat den Hüter der Schwelle getroffen und eine Art Mitschrift der Rede geführt. Steiner selbst gibt folgende Auskunft zur Ernsthaftigkeit der Ausführungen. „Was hier, in eine Erzählung gekleidet, angedeutet ist, hat man sich nicht etwa als etwas Sinnbildliches vorzustellen, sondern als ein im höchsten Grade wirkliches Erlebnis des Geheimschülers“ (Steiner, geistige Welten, S. 198).

Ich werde, wenn du meine Schwelle überschritten hast, keinen Augenblick mehr als dir sichtbares Wesen von deiner Seite weichen“ (Steiner, geistige Welten, S. 195).

Zum Verständnis des Dargelegten mögen zwei Verweise oder mögliche Quellen Steiners dienen. Zum einen die indische Karma-Lehre, nach jener die während des Lebens begangenen Taten die nächste Inkarnation im Kreislauf der Wiedergeburten beeinflusst. Generell ist dieser Zusammenhang zumindest historisch erklärbar, ging doch die Anthroposophie aus der Theosophie hervor, die wiederum ihr spirituelles Fundament in Indien hat. Als zweite Stütze kann man „Das Bildnis des Dorian Grey“ bemühen. Auch dort wird die ‚gespenstige Gestalt‘ des Bildnisses in Korrespondenz zur Gestalt des Dorian Grey aus dem ‚Kontobuche des eigenen Lebens gewoben‘.⁶³

Die Unstimmigkeit des Monologes, die oben zu Bedenken gegeben wurde, findet ihren Höhepunkt in der Rede des Schwellenhüters, wenn er die Schwelle charakterisiert. Darin wird es spätestens unklar, ob es sich bei dem ‚kleinen Hüter der Schwelle‘ um eine literarische Allegorie oder eine metaphysische Entität handelt.

„Meine Schwelle aber ist gezimmert aus einem jeglichen Furchtgefühl, das noch in dir ist, und aus einer jeglichen Scheu vor der Kraft, die volle Verantwortung für all dein Tun und Denken selbst zu übernehmen. Solange du noch irgendeine Furcht vor der selbsteigenen Lenkung deines Geschickes hast, so lange ist in diese Schwelle nicht alles hineingebaut, was sie erhalten muß. Und solange ihr ein einziger Baustein noch fehlt, so lange müsstest du wie gebannt an dieser Schwelle stehen bleiben oder stolpern. Versuche nicht früher diese Schwelle zu überschreiten, bis du ganz frei von Furcht und bereit zu höchster Verantwortlichkeit dich fühlst“ (Steiner, geistige Welten, S. 196).

Abgesehen von der ontologischen Unbestimmtheit des Schwellenhüters versinnbildlicht Steiner hier den Begriff der psychologischen Angst- und Hemmschwelle. Das dynamische Element des Schwellenübergangs drückt

63 „Gab es eine geheime Verwandtschaft zwischen den chemischen Atomen, die sich zu Form und Farbe auf der Leinwand zusammensetzten, und der Seele, die in ihm war? Konnte es sein, dass sie verwirklichten, was diese Seele dachte? – dass die wahr machten, was sie träumte. [...] Hier war ein ewig gegenwärtiges Abbild des Verderbens, das die Menschen über ihre Seele bringen“ (Wilde, Dorian Grey, S. 127).

sich hierin wieder durch den Verweis auf die Furcht aus. Übergänge bedeuteten ein Gewährwerden der Furcht und somit auch ein Aufsteigen des Mutes. Im Falle der Überschreitung ‚siegt‘ dabei der Mut und man kann ein gewisses Verdienst durch die Überschreitung verbuchen. Im Negativen bedeutet dies dann ein Versagen, dass es wiederum zu behandeln gilt: „Wir benötigen für [...] Grenzüberschreitungen viel Mut. Wenn Adler über die „Ermutigung“ als ein zentrales Problem der Psychotherapie spricht, so liegt darin ein Wahrheitskern.“ (Lievegoed, Mensch an der Schwelle, S. 108). Statt Psychotherapie gibt es noch weitere Haltgeber, die auch verhaltenskanalisierend für die Entscheidung des Übergangs wirken können. Exemplarisch sei hier auf Papst Johannes Paul II verwiesen, der eines seiner Bücher „Die Schwelle der Hoffnung überschreiten“ genannt hat. Seine Botschaft darin lautet: *Fürchte dich nicht*. Erst im letzten Kapitel geht er auf die Ankündigung des Buchtitels ein. Kapitel 35 trägt den Titel: *In die Hoffnung treten*. Dies stellt die angekündigte Schwelle der Hoffnung dar und bedeutet, genau wie bei Steiners ‚Hüter der Schwelle‘ einen vertikalen Übergang. Der Aufbau des Buches ist dialogisch. Johannes Paul II wird also gefragt: „*Wird der heutige Mensch tatsächlich von einer solchen kindlichen Gottesfurcht bewegt, von der Furcht, die zuallererst Liebe ist?*“ Diesen Ball annehmend antwortet Johannes Paul II: „Man könnte meinen, und hierzu fehlt es nicht an Beweisen, dass das Hegelsche Beispiel vom Herrn und Diener im Bewusstsein des heutigen Menschen gegenwärtiger ist als die Weisheit, deren Anfang die kindliche Gottesfurcht ist. Aus dem Paradigma Hegels entsteht die Philosophie der Anmaßung. Die einzige Kraft, die ein wirkungsvolles Gegengewicht zu dieser Philosophie schaffen kann, liegt im Evangelium Christi, in dem sich das Verhältnis Herr/Diener radikal in das Verhältnis Vater/Sohn umkehrt.“ (Johannes Paul II, Schwelle der Hoffnung, S. 252). Ist es in der Aussage des Papstes das Glaubensverhältnis und die daraus resultierende Weltdeutung, ist die Frage bei Steiner noch nicht geklärt, wohin es denn nach der ersten Schwelle gehen soll. Welche Gebiete werden durch den ‚kleinen Hüter der Schwelle‘ neu beschritten? Wenn der Hüter der Schwelle zugleich die Schwelle selbst ist, wohin führt dann der Weg der Entwicklung? Der ‚kleine Hüter der Schwelle‘ sagt dazu folgendes: „Wenn du meine Schwelle überschritten haben wirst, so betriffst du die Reiche, die du sonst nach dem physischen Tode betreten hast“ (Steiner, geistige Welten, S. 197). Der Übertritt der Schwelle bedeutet also den vertikalen Übergang vom Leben zum Tod. Hier nun muss die Kritik an Steiner greifen. Denn wenn es für den Schwellenübergang horizontale und vertikale Übergänge geben soll,

findet hier kein horizontaler mehr statt. Darin besteht wohl auch die Problematik des Steinertextes: Er ist der logischen Grammatik der diesseitigen Welt enthoben, und durch den Hüter der Schwelle ist bereits die vertikale Schwelle überschritten, denn es gilt anzunehmen, dass die metaphysische Entität des ‚Hüters der Schwelle‘ in der diesseitigen Welt einer ontologischen Grundlage entbehrt.

Dennoch ist die Erscheinung des Türhüters im Sinne der Fragestellung interessant. Anders als Steiner, der den Türhüter als Methode betrachtet, verwendet Kafka Türhüter-Figuren, die aber einer literarischen Seinsform entstammen. Menninghaus untersuchte im Zusammenhang Benjamins ‚Schwellen- und Zwischengestalt in Kafkas Werk‘ und stellt folgendes fest: „Der Türhüter etwa ist eine solche Gestalt[Zwischengestalt], die mit allen mythischen Sanktionen den Respekt für eine Schwelle einfordert. Aber auch ohne Türhüter lädt Kafka Tore, Mauern, Grenzen als mythische Schwellen auf“ (Menninghaus, *Schwellenkunde*, S. 30). Der Türhüter in Kafkas *Schloss* stellt einen archetypischen Türhüter dar. Hier sind wieder sowohl horizontale als auch vertikale Übergänge vorhanden. Im Gegensatz zu Steiner jedoch wird der Übergang erst durch den Türhüter zu einem vertikalen, da Kafka es auf die ihm eigentümliche Weise versteht, das Schloss zu mehr als einem Gebäude, vielmehr zum Sinnbild der Unzugänglichkeit und Verslossenheit von Gesellschaft zu erheben.

Eine weitere Variante des Türhüters, die an Kafkas Schloss erinnern mag, findet sich bei Benjamin. Er untersucht im Passagenwerk die Schwelle zwischen ‚städtischem Leben und der Wohnung‘: „Zu den Schwellen zwischen Stadtbezirken treten die zwischen dem städtischen Leben und der Wohnung. Solche Schwellen sind die Loggien: „An ihnen hat die Behausung des Berliners ihre Grenze. Berlin – der Stadtgott selber – beginnt in ihnen“ (Menninghaus, *Schwellenkunde*, S. 34. darin: Benjamin, IV, S. 296). Hier kann man also wieder das Bild erkennen, dessen sich auch Rudolf Steiner bedient. Das Zwischenwesen ‚haust‘ auf der Schwelle und ist dabei gleichermaßen die Schwelle selber. Was für den ‚Hüter der Schwelle‘ die Furcht des ‚Schülers‘ ist, aus der nämlich die Schwelle ‚gezimmert‘ ist, ist dem ‚Stadtgott Berlin‘ die Loggia. Nach Benjamin beginnt dort das ‚städtische Leben‘ und damit Berlin.

Greifen wir den Übergang Steiners in jene ‚geistigen Welten‘ auf und untersuchen sie im folgenden Kapitel aus exoterischer Sicht: Da nach dem Überqueren der Schwelle „die Reiche, die du sonst nach dem physischen Tode

beteten hast“ (s. o.) erfahrbar werden, soll es nun um die diesseitig fixierbaren Aussagen des Todes, also die „Schwelle des Lebens“ (Lukrez), vornehmlich aus medizinischer und philosophischer Sicht gehen, um daran die Untersuchung an horizontalen und vertikalen Übergängen voranzubringen.

2.4.4 „Die Schwelle des Lebens“: Totenschein vs. Lebenshauch

Es hängt ein erkenntnistheoretisches Problem am Tod, genauer: an der Ontologie des Todes, wie schon Epikur bemerkte: «Der Tod ist für uns ein Nichts, denn solange wir leben, ist er nicht da, und wenn er ist, sind wir nicht mehr.» (Beltz, letzte Dinge, S. 421)⁶⁴. Setzt man (gegen Steiner) voraus, dass Erkenntnis nur im Leben stattfinden kann, lassen sich kaum elementare Sätze über den Tod bilden, oder, wie Hans Peter Dürr es formuliert: „Über ein Leben nach dem Tod können wir gar nicht anders als spekulieren, weil unsere geistigen Kapazitäten nicht ausreichen, um das zu erfassen.“ (Dürr: Physik und Transzendenz, S. 133).

Als sichere Feststellung bleibt der Tod als Übergang des Lebens in negatives Leben. Doch mit dieser Erkenntnis ist nicht viel gewonnen. In diesem Kapitel geht es um die Untersuchung von vertikalen und horizontalen Übergängen. Man könnte also den Tod als vertikalen Übergang begreifen und ihn damit als Aufhebung der ontologischen Basis des Lebens verstehen.

Es wird schnell klar, dass Epikurs Apoediktik den Kern der Thematik bereits erfasst, und als methodische Variation wird deshalb im folgenden der Tod als horizontaler Übergang begriffen, so wie ihn auch die naturwissenschaftliche Medizin versteht. Sie interessiert sich für den *biologischen Tod*. Darunter ist folgendes definiert:

„Tod: Biologischer Tod: Der früher festgelegte Begriff des «klinischen Todes» (Herz- und Atemstillstand) wurde, insbesondere durch die moderne Medizin mit ihren Wiederbelebungsverfahren, in Frage gestellt. Erst mit dem Untergang sämtlicher Organe, die eine unterschiedliche lange Überlebensdauer (Organtod = «Partialtod») besitzen, tritt der «Totaltod» (Gerlach) ein“ (Beltz, letzte Dinge, S. 406).

64 Es ließe sich eine Untersuchung an diesen Ausspruch anknüpfen, die das lebensbejahende Gefühl der Epikuräer auf die existentielle Erkenntnis der Ohnmacht vor dem Tod zurückführt.

Wo der Tod in den sog. Geisteswissenschaften unscharf dargestellt wird, wobei logische Brüche in Kauf genommen werden, kommt es in der medizinischen Sicht zu Funktionsanalysen einzelner Organe, die im Hinblick ihrer Funktionstüchtigkeit auf der Zeitachse betrachtet werden. Erst wenn es zu einem normativ feststellbaren Funktionsausfall kommt, wird der Tod diagnostiziert. Selbst dabei wird noch zwischen *Partialtod* und *Totaltod* unterschieden, je nach Grad der Funktionsbeeinträchtigung. ‚Horizontale Ebene‘ meint hier tatsächlich den Zeitpfeil. Als qualitatives Merkmal wird zur Feststellung des Todes der Totenschein von Seiten eines Arztes ausgestellt. Ebensolches gilt für den Beginn des Lebens, wo zum einen die Befruchtung der Eizelle und zum anderen der Zeitpunkt des auf-die-Welt-Kommens- auf dem Zeitvektor verzeichnet werden. Ein rein horizontaler Übergang, ein Ereignis innerhalb derselben logischen Ordnung. Im Gegenzug dazu lässt sich beispielsweise die Lebensentstehung der Menschenschöpfung anführen. In der Genesis heißt es: „Da formte Gott, der Herr, den Menschen aus Erde vom Ackerboden und blies in seine Nase den Lebensatem. So wurde der Mensch zu einem lebendigen Wesen“ (Gen 2:7). Der Lebensatem stellt der Terminologie der Arbeit folgend den vertikalen Übergang dar, die Geburtsurkunde anlässlich der Geburt den horizontalen Übergang. Gleiches ließe sich für den Tod feststellen.

Ziel der Arbeit ist es jedoch nicht, für eine der Seiten Partei zu ergreifen, sondern aufzuzeigen, dass beide Ebenen die ‚Schwelle des Lebens‘ erst konstituieren. Für Lukrez, der diesen Terminus vorgegeben hat, ist die Frage, wie die ‚Lebenskraft‘ in den Leib kommt, und welche Funktion dabei die Geburt übernimmt. In seinem Kapitel „Gegen den Creationismus“ heißt es:

„Weiter, wenn erst nach Vollendung des Körpers unserer Seele
Lebenskraft für gewöhnlich in unsere Leiblichkeit eindringt
Bei dem Akt der Geburt, sobald wir die Schwelle des Lebens
Überschreiten, dann könnt' es sich nie und nimmer begeben,
Daß sie mit Leib und mit Gliedern zugleich im Blute erwüchse,
Sondern sie müßte dann wohl für sich selbst wie im Käfige leben;
Trotzdem müßte der Leib mit Empfindung völlig gefüllt sein.“

(Lukrez: Über die Natur der Dinge, S. 117)

Hierbei handelt es sich um keine Einzelfeststellung von Lukrez. Es könnte ja auch sein, dass die Verwendung des Ausdrucks ‚Schwelle des Lebens‘ aus rhetorisch-stilistischen Gründen entstanden ist. Analog zur *Schwelle des Lebens* verwendet Lukrez im Zusammenhang des Todes im Kapitel „Krank-

heit und Tod“ dementsprechend „Schwelle des Todes“. Lukrez beschreibt den Tode durch die Gewalteinwirkung eines starken Schlages. Somit braucht zumindest nicht mehr die Todesursache untersucht zu werden.⁶⁵

„Ferner sobald ein beliebig Geschöpf ein stärkerer Schlag trifft,
 Als die Natur ihn verträgt, so stürzt er es plötzlich zu Boden
 Und verwirrt ihm das ganze Gefühl im Leib und der Seele.
 Denn dann lösen sich auf die Lagen der Urelemente
 Und die Lebensregung erfährt vollständige Hemmung,
 Bis der in sämtlichen Gliedern von Grund aus erschütterte Urstoff
 Zwischen Körper und Seele die Bande des Lebens zerschneidet,
 Hierauf die Seele zerstreut und durch alle Kanäle hinauspreßt.
 Denn wie sollten wir anders die Wirkung des Schlages uns denken,
 Als daß er alles zerschmettert und alle Verbindungen auflöst?
 Freilich es kommt auch vor, daß bei minder gefährlichem Schlage
 Sich noch siegreich behaupten die Reste der Lebensbewegung,
 Siegend zu bannen verstehen die gewaltigen Wirren des Schlages,
 Jegliches wieder in seine gewöhnlichen Bahnen geleiten,
 Die in dem Leib schon herrschende Macht des Todes verscheuchen
 Und die bereits fast erloschene Glut der Empfindungen wecken.
 Denn wie anders vermöchten sie just von der Schwelle des Todes
 Wieder zum Leben zu kehren und ihre Besinnung zu sammeln,
 Statt zu dem Ziele den Lauf, den sie fast schon vollendet, zu
 richten?

(Lukrez: Über die Natur der Dinge, S. 88-89)

Die Übergangsproblematik drückt sich bei Lukrez in folgenden Formulierungen aus. Zum einen die *Bande des Lebens*, die uns noch in ähnlicher Form als *geistiges Band* beschäftigen soll, und eben die *Schwelle des Lebens*. Lukrez stellt im Hinblick auf die Untersuchung horizontaler und vertikaler Übergänge eine entscheidende Mittlerposition dar: „Lukrez geht es darum, die Lehre Epikurs seinen Landsleuten in poetischer Form zu vermitteln“ (Hansen, Lukrez: S. 1). Epikurs Sicht des Todes ist diesseitig orientiert, weist aber auf das Problem der logischen Grammatiken zwischen Leben und Tod hin. Lukrez hingegen wählt die poetische Form, und bedient sich somit

⁶⁵ Denn auch diese ist mit erheblichen Fragestellungen verbunden. Als vielleicht schwierigste Frage soll die nach dem ‚psychogenen Tod‘ angerissen werden. Aus methodischen Gründen soll aber hier die Frage der Todesursache nicht weiter verfolgt werden. „Der psychogene Tod ist in der Psyche begründet, ohne erkennbare Ursache. [...] Es handelt sich beim psychogenen Tod um einen psychosomatischen Extremfall“ (Beltz, letzte Dinge, S. 429f.).

des – wie in der Einleitung belegten – Dichterjargons, wozu eben auch der Begriff ‚Schwelle‘ gehört. Die ethische Dimension des Todes lässt sich trefflich in der Apologie des Sokrates beschreiben. In der Verteidigungsrede reflektiert Sokrates über den ihm bevorstehenden Tod, ohne den Tod moralisch zu bewerten. Für Sokrates gilt: „... niemand weiß, was der Tod ist, nicht einmal, ob er nicht für den Menschen das größte ist unter allen Gütern“ (Platon: Des Sokrates Verteidigung, S. 21). Auch hierin wieder als Ausgangspunkt das Unvermögen des Menschen, den Tod in seiner Gänze zu erfassen. Sokrates geht so weit, aus dem Unvermögen die These abzuleiten, dass der Tod womöglich ‚das größte ist unter allen Gütern‘. Es muss an dieser Stelle noch die Gattung des Textes erwähnt werden. Sokrates hat diese Rede nicht in der abgedruckten Form gehalten, vielmehr hat, wie überliefert ist, sein Schüler Plato dem Sokrates die Rede in den Mund gelegt, wie es stets in den platonischen Dialogen zugeht, wenn Sokrates sich mit seinen Dialogpartnern unterhält.

Eine vergleichbare Aussage findet sich bei Seneca, der auch darüber reflektiert, ob der Tod ein Wohl oder ein Übel sei. Er kommt zu ähnlichen Ergebnissen: „Der Tod ist weder ein Gut, noch ein Uebel. Denn [nur] das kann entweder ein Gut oder ein Uebel sein, was [überhaupt] Etwas ist; was aber selbst ein Nichts ist und Alles in Nichts zurückführt, gibt uns keinem Schicksal Preis“ (Seneca: Trostschrift an Marcia, S. 37). Damit reiht sich Seneca nahtlos in die Reihe der Stoiker ein, wie auch Lukrez. Ihnen ist gemein, dass sie eine nüchtern-distanzierte Sicht zum Tod teilen.⁶⁶

Wo Lukrez die Feststellung des Todeseintritts noch metaphorisch zu formulieren versucht, klingt in der Medizin der Versuch der sachlichen Sprache durch, die aber ihrer Unzulänglichkeit bewusst wird, indem nämlich die Feststellung des Todes an „unsicheren Zeichen“ festgemacht werden muss:

„Tod (Feststellung des Eintritts): (exitus letatis); Unsichere Zeichen: Herz-Kreislaufstillstand. [...] die Feststellung des Todes ist nicht immer leicht, da Zustände mit erheblich verminderter Funktion vitaler Organe und Systeme bestehen können (Vita minima, Vita reducta)“ (Beltz, letzte Dinge, S. 415).

66 Mark Aurel als einer der späten Stoiker gibt ein positives Urteil über den Tod ab: „Der Tod ist das Ausruhen von den Widersprüchen der sinnlichen Wahrnehmungen, von den Regungen unserer Leidenschaften, von den Entwicklungen unseres Geistes und von dem Dienst des Fleisches“ (Mark Aurel: Meditationen, S. 77).

Zwar werden in der Medizin auch sogenannte „sichere Todeszeichen“ (Leichenflecke, Todesstarre, Fäulnis) angenommen, doch bei genauerer Betrachtung erweisen sie sich isoliert ebenfalls nicht als zuverlässig. Erst die Summe mehrerer Todeszeichen macht den Tod einigermaßen zuverlässig diagnostizierbar, was ein weiteres Anzeichen dafür ist, dass das Sterben nicht mit dem Bild der Grenze, sondern mit dem Bild der Schwelle beschrieben werden muss. Der Jargon der Medizin ist ein anderer, letztlich bleibt es aber bei der von den Stoikern festgestellten Erkenntnis, dass der Tod eben jenseitig und die Zeit bis hin zum Tode diesseitig ist. Als kritische Würdigung muss jedoch festgehalten werden, dass der medizinische Jargon seine Berechtigung auch darin hat, dass er den Ablauf des Lebens verwaltbar macht. Generell lautet ein Zwischenfazit, dass auf der horizontalen Ebene sicherere Aussagen getroffen werden können als auf der vertikalen Ebene. Dies liegt an dem, was in dieser Arbeit die logische Grammatik bezeichnet wird. Ändert sich die Grammatik, verlieren Aussagen ihren Gehalt.

Wo nun die naturwissenschaftliche Sicht durch die Medizin, die geisteswissenschaftliche durch Epikur und Plato und die poetische durch Lukrez vorgestellt wurde, soll als Abschluss der Reihe noch die Darstellung des Todes in der bildenden Kunst Erwähnung finden:

„In der griechischen Antike erscheint Thanatos als Personifikation des Todes in Gestalt eines bärtigen alten Mannes mit Flügeln, in späterer Zeit in der eines geflügelten Jünglings. Die meisten bildlichen Darstellungen zeigen ihn zusammen mit seinem Zwillingbruder Hypnos, dem Gott des Schlafes“ (Beltz, letzte Dinge, S. 408).

„Tod, Darstellung in der bildenden Kunst: Ausgehend von Schopenhauers Auffassung des Todes als Erlösung aus der «Tretmühle» des Lebens ist für Symbolisten allgemein «der Tod das Tor aus der Realität des Diesseitigen in jene unklar vorgestellte höhere Realität, der ihre Sehnsucht gehört» (Hofstätter)“ (Beltz, letzte Dinge, S. 411).

Beiden Auffassungen gemein ist die Denkfigur des *transcendere*. Thanatos wird, egal ob als alter oder junger Mann, mit Flügeln dargestellt, was die Möglichkeit der Entrückung, des in jenseitige Gefilde Hintragens eröffnet. Und in den jüngeren Darstellungen geht es ebenso um das ‚aus der Realität des Diesseitigen‘-Tretens. In diesem Sinne stellen die bildenden Künste den Tod als vertikalen Übergang dar. Ziel sollte es jedoch dem Charakter des Schwellenbegriffs folgend sein, dass beide Ebenen koexistieren können sollten. Die sagt nicht, dass beide zwangsläufig zugleich vorhanden sein müssen.

Im besonderen Falle des Todes gibt es einen Konflikt, da offensichtlich beide Übergangsarten vorhanden sind. Dieser Konflikt wird u. a. bei Camus deutlich. Bei ihm wird die Frage wahrnehmungspsychologisch angegangen, indem auf das Lebensalter des die Frage Stellenden eingegangen wird. „Ich mag als junger Mensch nicht glauben, dass der Tod der Beginn eines neuen Lebens ist. Für mich ist er eine zugeschlagene Tür. Ich sage nicht: er ist eine Schwelle, die es zu überschreiten gilt“ (Camus. Hochzeit des Lichts, S. 30).

Die Wahrnehmung des Übergangs wird von Camus als gewollt horizontal angesehen. Das oben in den bildenden Künsten angesprochene Tor bleibt also geschlossen. Doch betrachtet man das Zitat genauer, fällt auf, dass es als Retrospektive gemeint ist. Gleichwohl Albert Camus erst 23 Jahre alt ist, als er die Hochzeit des Lichts verfasst, nimmt er doch eine Wahrnehmungsperspektive ein, die eben nicht nur die eines ‚jungen Mannes‘ ist. Schon dass er in negativer Form von zu überschreitender Schwelle schreibt, setzt voraus, dass er mit der Denkfigur sehr wohl vertraut ist. Besieht man Camus philosophisches Werk, vor allem den ‚Mythos von Sisyphos‘ wird schnell klar, dass er die oben beschriebene Position nicht lange gehalten hat (wobei indes zu klären wäre, ob er die Aussage tatsächlich so gemeint hat, oder ob sie rhetorisch, literarisch oder provokativ zu interpretieren ist). Im ‚Mythos von Sisyphos‘ stellt er die These jenes Zusammenhangs an den Beginn: „Es gibt nur ein wirklich ernstes philosophisches Problem: den Selbstmord. Die Entscheidung, ob das Leben sich lohne oder nicht, beantwortet die Grundfrage der Philosophie“ (Camus, Sisyphos, S. 9). Da das Buch mit „Ein Versuch über das Absurde“ untertitelt ist, kann man folgende These zu dem Zitat aus der Hochzeit des Lichts wagen: Schon damals war ihm die Unauflöslichkeit des Übergangs implizit bewusst, in der angedeuteten Rebellion gegen das Übertreten der Schwelle steckt die Ahnung des Absurden. Erst später thematisiert Camus das Absurde explizit und beantwortet die Frage nach dem Tod mit einem Bekenntnis zum Diesseits. Sisyphos, so erfährt man, habe man sich als einen „glücklichen Menschen“ (Camus, Sisyphos, S. 101) vorzustellen. Dieses Glück wird schon in der ‚Hochzeit des Lichts‘ als Lebensgefühl angedeutet.

Abschließend bleibt zu horizontalen und vertikalen Übergängen zu sagen, dass diese Untersuchungsebene mit Abstand die unschärfste Sektion der Arbeit darstellt. Dies liegt aber bereits im Kern des Themas verankert, denn es ist ja eben keine sinnvolle Aussage über den Übergang in eine qualitativ unterschiedliche logische Grammatik möglich. Wittgensteins Postulat, das

Unaussprechliche zu verschweigen wird hier durch die Beziehungsvokabel ‚Schwelle‘ positiv interpretiert: Das Unaussprechliche ist und bleibt das Unaussprechliche, nur ist es eben mit dem Sagbaren ontologisch verbunden. Die Verbindung selber zu benennen ist noch Teil des Sagbaren, daraus Schlüsse über das Unaussprechliche anzustellen wäre ein berechtigter Grund, jenes ‚intellektuelle Zahnweh‘ (Mutschler) bekommen. Der Begriff der Schwelle, wie er in dieser Arbeit untersucht wird, eröffnet durch die Einbeziehung des Jenseitigen (des Transzendenten), durch den Verweis auf vertikale Übergänge, eine trennende wie verbindende Darstellung des Transzendenten, die die scharfe Grenzziehung der wissenschaftlichen Fakultäten aus sich heraus nicht ermöglicht. Der Begriff *Interface* mag sehr hilfreich zum Informationstransfer sein, jedoch geht damit der Zusammenhalt der Informationen in ihrem konstitutiven Kontext verloren. Dies zu zeigen ist auch eine Aufgabe des Kapitels gewesen. Abschließend bleibt zu vertikalen und horizontalen Übergängen zu sagen, dass sie sowohl getrennt vom Sprachgebrauch des Schwellenbegriffs als auch gemeinsam mit ihm auftreten können. Die sich daraus ergebenden paradoxalen Strukturen müssen als Verweis auf das Unaussprechliche verstanden werden, das so in den Zusammenhang des Sagbaren integriert werden kann.⁶⁷

2.5 Die Relevanz der räumlichen Lage

2.5.1 Einleitung und Überblick

„Er darf auch seine Wohnung nicht mehr verlassen. Er trägt eine Fußfessel. Es ist ein elektronisches Band an seinem Fußgelenk, das er nicht lösen kann. Die Installation kostete ihn 200 Dollar, der Betrieb täglich 5,81 Dollar. Er weiß nicht, was passiert, wenn der die Schwelle übertrifft, sagt Torres“ (Osang, *Die Geächteten von Corpus Christi: Ein neuer Umgang mit Sexualstraftätern*, S. 66).

In diesem Kapitel wird der Frage nachgegangen, in welchem Zusammenhang die Schwelle mit ihrer räumlichen Lage steht (‚räumlich‘ ist hier wieder nicht rein topographisch gemeint). Dabei muss differenziert werden zwi-

67 Der zugrundeliegende Wissensbegriff zur Schwelle ist ein epistemischer: „Episteme ist eben dieses unmittelbare Gewisswerden, auf dem man ruhen kann, hinter dem man nichts weiter zu suchen braucht. Dianoia ist das Durchanalysierenkönnen, das Ergebnis des logischen Ableitens“ (Heisenberg, *Schritte über Grenzen*, S. 258).

schen der Lage und dem Gelegenen. Als mögliche Zusammenhänge können folgende Varianten angesehen werden:

1. Hypothese: Die Schwelle kommt von der Lage.
2. Hypothese: Die Lage kommt von der Schwelle.
3. Hypothese: Es existiert kein Zusammenhang zwischen Schwelle und Lage.

Für alle drei Hypothesen gibt es Fürsprecher, die in diesem Kapitel zu Wort kommen werden. Doch erkennt man an den Thesen wieder den Differenzierungsbedarf der Übergangsvokabeln, wobei ein weiteres Mal *Schwelle* von *Grenze*, *Schranke* und *Interface* abzugrenzen sein wird.

Prinzipiell lassen sich keine logischen – im Sinne einer *ideal language philosophy* – Aussagen für oder gegen den Zusammenhang aufstellen. Die Argumentation folgt demnach einmal mehr dem epistemischen Wissensbegriff.

2.5.2 Lage und Gelegenes nach Aristoteles

Als Vertreter der ersten Hypothese, dass die Schwelle von der Lage herrührt, soll Aristoteles die Diskussion eröffnen. In seiner Metaphysik geht er explizit auf den Begriff der Schwelle hinsichtlich der Beziehung zur Lage ein. Dies ist jedoch bei Aristoteles kein Beitrag zur ‚Schwellenkunde‘ (Benjamin), sondern ein Analogschluss zur Erhellung der Substanzproblematik. Er verwendet den Begriff der Schwelle als analoge Denkfigur, um den Substanzbegriff und dessen Beziehung zum Ganzen und den Elementen zu verdeutlichen.

„Ist etwas z. B. Schwelle durch seine räumliche Lage, so kommt die Lage nicht von der Schwelle her, sondern diese vielmehr von jener. Und so ist denn auch ein Mensch nicht erstens ein lebendes Wesen und zweitens zweibeinig; sondern es muß, wenn das eine die Materie ist, noch etwas außerdem hinzukommen, ein solches, was weder ein Element des Ganzen ausmacht noch aus den Elementen besteht, sondern die Substanz selbst bedeutet“ (Aristoteles: Metaphysik, S. 134-135)

Gleichwohl es Aristoteles um die Klärung des Substanzbegriffes geht, gibt er doch Auskunft darüber, wie es sich mit der Schwelle und der Lage verhält. Kritisch zu fragen bleibt dabei, in welchem Zusammenhang Aristoteles

überhaupt den Schwellenbegriff sieht, welches semantische Feld der Begriff zur Zeit Aristoteles' innehat.⁶⁸ Selbst wenn man davon ausgeht, dass es sich dabei ‚nur‘ um ‚Schwelle‘ im Sinne von ‚Türschwelle‘ gehandelt hat, bleibt die Frage nach dem Zusammenhang von Lage und Gelegenem. Denn auch die Türschwelle birgt die Funktionen, die hier für den Begriff Schwelle herausgearbeitet wurden. So fragt Menninghaus in der ‚Schwellenkunde‘ kritisch nach, ob nicht die Schwelle erst die angrenzenden Räume ‚schafft‘: Es „wäre zu fragen, ob nicht erst die Tempelschwelle die Räume des Profanen und des Heiligen ‚schafft‘; ob nicht erst die Schwelle des Erwachens das Schlafen und das Wachen zum dem macht, was sie sind; ob nicht erst die *rites de passages* das konstituieren, wo zwischen sie passages sind“ (Menninghaus, *Schwellenkunde*, S. 55). Meiner Meinung nach ist diese Frage unberechtigt. Die drei von ihm angeführten Beispiele sind bereits Gegenstand dieser Arbeit gewesen und es wurde gezeigt, dass der Schwelle eine Mittlerfunktion zwischen zwei Polen zukommt (wie bereits das altgriechische *odos* belegt). Die Funktionen bedingen sich folglich, und die Frage Menninghaus', wer was konstituiert kann nur beantwortet werden, in dem auf die ‚Identität des Raums‘ von Benjamin verwiesen wird.

Dem zum Trotz muss jedoch zugunsten Menninghaus' gesagt werden, dass Schwellen sehr wohl aus verhaltenskanalisierenden Gründen platziert werden und somit erst durch ihre Existenz jene beschriebenen Pole aufspannen. Diese Schwellen will ich aber nicht mehr unter den hier zu untersuchenden Schwellenbegriff fassen, da sie nicht authentisch sind, sondern eher Teil eines Marketing-Mixes zur Umsetzung eines verhaltenskanalisierenden Planes.

Menninghaus' Arbeit stellt einen Beitrag der Benjaminforschung dar und die ‚Schwellenkunde‘ bezieht sich explizit auf das Passagenwerk, insofern liegt es also nahe, nachzusehen, wie die Primärquelle, also Benjamin selber, die Frage nach dem Zusammenhang sieht. Benjamin dazu: „Der Raum ist zu fassen als Identität von Lage und Gelegenem“ (Benjamin, Bd. II, S. 115). Wenn also Menninghaus mit seiner Frage bezweifelt, dass die Schwelle von der Lage herkommen mag, so sagt er damit nach Benjamin aus, dass der durch die Schwelle konstituierte Raum keine Identität besitzt. Mit Identität ist hier Authentizität gemeint. Phänomenologisch stellt sich die Frage von Menninghaus also sehr wohl als berechtigt heraus, denn die realtypisch

68 Siehe in der Einleitung die Ausführungen zu *o bathmos*, *o odos*. Zu beiden Begriffen jedoch stellt sich die Frage nach der Beziehung von Lage und Gelegenem.

vorzufindenden Schwellen sind häufig von dem in dieser Arbeit untersuchten idealtypischen Schwellenbegriff entfernt. Jene von Benjamin beschriebene ‚Identität des Raumes‘ lässt sich an einem bereits bekannten Beispiel verdeutlichen. „Aus dem Erfahrungskreise der Schwelle hat das Tor sich entwickelt, das den verwandelt, der unter seiner Wölbung hindurchschreitet. Das römische Siegestor macht aus dem heimkehrenden Feldherrn den Triumphator.“ (Benjamin, *Passagen-Werk*, Bd. V,2; S. 139). Stehen Schwellen auch für das Überschreiten, ist die Frage nach der Relevanz der räumlichen Lage durch die Konnotation, bzw. den Bezugsrahmen der Konnotation, also der Konstitution des Raumes zu stellen. Mit anderen Worten: Was für den einen ein vielleicht schmuckes, vielleicht hässliches Bauwerk darstellt, ist für den anderen das Tor zu Ruhm und Ehre, bleibt man am Beispiel des Triumphbogens.

Auch van Gennep nimmt zum Problem der räumlichen Lage Stellung. Für ihn besteht die von Benjamin proklamierte ‚Identität‘ in der Authentizität des Ritus’. „Jedenfalls sollte man, wenn man die an den Schwellen vollzogenen Riten verstehen will, in Erinnerung behalten, dass die Schwelle lediglich ein Bestandteil der Türe ist und dass die meisten dieser Riten im direkten und räumlichen Sinne als Riten des Hineingehens, Wartens und Hinausgehens, d. h. als Übergangsriten interpretiert werden müssen“ (Van Gennep, *Übergangsriten*, S. 32f.).

Im *Hineingehen*, *Warten* und *Hinausgehen* besteht also der Ritus, der wiederum untrennbar mit dem realen, topographischen Übergang verbunden ist. Die oben aufgeworfene Frage von Menninghaus stellt einen wichtigen Scheidepunkt der Argumentation dar. Denn daran wird deutlich, dass der Begriff der Schwelle nicht nur im weberschen Sinne *idealtypisch*, sondern eben auch *realtypisch* zu verstehen ist. Dabei mag es dazu kommen, dass die dem Idealtypus innewohnende Authentizität zugunsten einer strategisch platzierten Ortswahl abhanden kommt.

2.5.3 Die ‚Geborgenheit des Hauses‘ und Senecas ‚vita beata‘

Nachdem nun die Beziehung von Lage und Gelegenem auf ihre identitätskonstituierende Bedeutung hin untersucht wurde, sollen die Thesen zur Relevanz der räumlichen Lage anhand von Beispielen weiter untersucht werden. Die zitierten Beispiele wurden unter dem Gesichtspunkt ausgewählt, wie sie die Beziehung der beiden Räume im Hinblick auf die Lage der Schwelle

veranschaulichen. Dabei geht es vornehmlich um Türschwellen, die jedoch zur Erklärung des Geschehens den symbolischen Gehalt von ‚Schwelle‘ transportieren. Als tragende Funktion gilt die ‚Geborgenheit des Hauses‘, die durch die Schwelle zum Ausdruck gebracht wird. In *Mensch und Raum*, einem in der Architektur verwendeten Lehrbuch, wird die Funktion der Schwelle als jene „Geborgenheit des Hauses“ (Boltnow, *Mensch und Raum*, S. 157) beschrieben.⁶⁹ Doch was macht Geborgenheit aus? Und wie schützt die Schwelle diese? Für Seneca spielt es eine übergeordnete Rolle, dass nichts ‚Unrechtes‘ über die Schwelle gelangt.

„Der Weise wird keinen Groschen über seine Schwelle kommen lassen, der auf unrechte Weise einging; er wird aber ebenso auch große Schätze als ein Geschenk des Glücks und als eine Frucht seiner Tugend nicht verschmähen, noch ihnen den Zutritt versagen. Denn warum sollte er ihnen einen so guten Platz mißgönnen? Mögen sie kommen, mögen sie als Gäste einkehren. Er wird weder mit ihnen prunken, noch sie verstecken“ (Seneca: *Vom glückseligen Leben*, S. 149).

Es ist also die Schwelle, an der das Gute entschieden wird – hier in Punkto materiellen Zuwachses und des Umgangs damit. Es spielt keine Rolle, ob man reich oder arm ist, sondern es ist entscheidend, welchen Ursprungs die Reichtümer sind. Kurz gesagt liegt hinter der Schwelle der Charakter. Das Beispiel der Groschen zeigt, dass es auf die Beziehung zum Geld ankommt, welche Qualität es für den Betreffenden hat. Stimmt das Verhältnis im Sinne ethischer Gefühle, ist nach Seneca die Möglichkeit gegeben mit den Reichtümern glücklich zu werden. Geborgenheit formt sich also aus der persönlichen Bewertung der Beziehung. Als konsistenten inneren Raum kann man das Prinzip der ‚sittlichen Vollkommenheit‘ (virtus) verstehen. Dies stellt einen Idealtyp dar, die Aufgabe des einzelnen ist es möglichst dicht an diesen Realtypus zu gelangen. Ein Instrument der Wahrnehmung, ob etwas zuträglich ist, kann die Schwelle darstellen, wenn ein Groschen darüber wandert. Der innere Raum ist also konsistent. Der äußere Raum ist durchtränkt von Inkonsistenz, die dem einzelnen zur Bewertung obliegt, um dasjenige mit in das eigene Zimmer zu nehmen, was der Konsistenz entspricht.

69 Die andere Seite der Geborgenheit ist der Schrecken. Im Hinblick auf Walter Benjamin stellt Menninghaus fest: „Geborgenheit und Schrecken sind die Extreme der Schwellen-Topographie“ (Menninghaus, *Schwellenkunde*, S. 36).

Seneca gibt ein Beispiel, um das Leben ausgeglichen und glücklich (de vita beata) gestalten zu können, was durch Gewahrwerden des Schwellenübergangs erfolgen kann. Einen gänzlich verschiedenen Beitrag zur Konsistenz des inneren Raums liefert der französische Schriftsteller Prosper Mérimée in seiner romantischen Kurzgeschichte *Matteo Falcone*. Ein korsischer Krimineller tötet seinen eigenen Sohn, weil dieser den herrschenden Codex verletzt, und somit das Ansehen des Hauses beschmutzt hat. Als Spitze der Verdeutlichung fungiert ein weiteres Mal die Schwelle. Matteo Falcone tötet seinen zehnjährigen Sohn, der einen Banditen an einen Polizeisuchtrupp ausgeliefert hat, um dafür vom leitenden Polizisten eine silberne Uhr zu bekommen.

„Gianetto (der Bandit) lag schon transportfertig auf der Transportbahre. Als er den Matteo in Gesellschaft von Gambal (dem Polizisten) erblickte, lächelte er ein sonderbares Lächeln. Dann, seinen Kopf nach der Türe des Hauses wendend, spuckte er auf die Schwelle und sagte: ‚Verräterhöhle!‘“ (Mérimée, Matteo, S. 362)

Auch hier ist es wieder die Beziehung der Charaktere untereinander, die die Schwelle symbolisch auflädt. Der Bandit ist gefasst und zwar weil der Sohn eines anderen Kriminellen auf seinen eigenen Vorteil bedacht war und die silberne Uhr von dem Polizisten eingesteckt hat. Für den Vater ist der Codex wichtiger als die familiäre Bande, worauf er erst die Uhr vor den Augen des Jungen zertrümmert und anschließend mit dem Sohn in den Wald geht, um ihn hinzurichten. Seiner Frau, der Mutter des Jungens, erklärt Matteo die Exekution mit den Worten „den Verräter richten“ (Mérimée, Matteo, S. 363).

Das Eingangszitat über den Umgang mit Sexualstraftätern in den USA macht, wie „Matteo Falcone“, die Schwelle zur eigenen Wohnung zum Symbol identifikatorischer Geschlossenheit. Was bei den elektronischen Fußfesseln hinzukommt ist die Gleichsetzung von ‚Zuhause‘ und ‚Gefängnis‘. Nach Foucault stellen Gefängnisse sog. ‚geschlossene Institutionen‘ dar. Das Zuhause wird somit zum Gefängnis, der Übergang vom privaten ins öffentliche Leben bleibt verschlossen. Man kann jedoch besucht werden. Problematisch ist dabei meiner Ansicht nach die Wahrnehmung des Zuhauses. Was, wenn der Straftäter die Fessel abgenommen bekommt? Wie nimmt er dann sein Zuhause wahr?

Die gemeinsame Figur, die sowohl Seneca, dem US amerikanischen Strafvollzug, als auch Mérimée zugrunde liegt, gleichwohl die Tat aus verschiedener Überzeugung begangen wird, besteht in der Geschlossenheit, der Reinheit des eigenen Raums.⁷⁰ Bei Seneca geht es um Sittlichkeit, bei Mérimée um die konsequente Wahrung eines Codex.

Wohnungen stellen also etwas höchst Intimes dar. Es geht nicht nur um die Ausgestaltung eines Lebensumfeldes, sondern um die Umsetzung der charakterlichen Eigenschaften. Was der Volksmund mit *Innere Ordnung gleich äußerer Ordnung* pauschaliert, spiegelt die Korrespondenz von Denken und Verhalten wider. Sehr deutlich wird dieses Verhältnis in Harry Hallers (in Hesses „Steppenwolf“) Wohnung, „wo zwischen den Bücherhaufen die Zigarrenreste liegen und die Weinflaschen stehen, wo alles unordentlich, unheimlich und verwahrlost ist und wo alles, Bücher, Manuskripte, Gedanken, gezeichnet und durchtränkt ist von der Not der Einsamen, von der Problematik des Menschseins, von der Sehnsucht nach einer neuen Sinngebung für das sinnlos gewordene Menschenleben“ (Hesse, Steppenwolf, S. 32).

Es wäre nun jedoch völlig falsch und vermessen, wenn man aus diesen Beispielen ableiten wollte, dass eine Wohnung Aufschluss über den Charakter gibt. Dagegen sprechen vor allem zwei Gründe. Zum einen handelt es sich bei den hier vorgebrachten Beispielen um literarische Darstellungen, die per se nicht dokumentarisch sind, sondern in erster Linie der Überhöhung dienen. Schwelle ist ja gerade auch ausgewiesene Dichtersprache, weil sich darin Beziehungsstrukturen ausdrücken lassen. Zum zweiten muss als Warnung vor allzu eiligen Schlüssen dem sogenannten „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ Rechnung getragen werden. Stellte Benjamin bereits fest, dass wir „sehr arm an Schwellenerfahrungen geworden“ (Benjamin: Bd. V 1, S. 617f) sind, greift Habermas den Gedanken des kulturellen Wandels in

70 Als drittes, gänzlich profanes Beispiel gilt das Privatleben in Abgrenzung zur öffentlichen Rolle von Prominenten. Die Kanzler-Frau Doris Schröder-Köpf antwortet auf die Frage des Journalisten: „Wo kann man die Grenze ziehen zwischen der Privatsphäre und der für ihre und die Aufgabe ihres Mannes nötigen Öffentlichkeit? – *Zwei Grenzen haben wir klar gezogen. Die eine liegt beim Kind. Die andere an der Schwelle zu unserer privaten Wohnung. Wir haben kein Problem, wenn wir als Paar in einem Berliner Café fotografiert werden, aber Homestorys gibt es nicht*“ (Berliner Zeitung 14.7.2001, S. 4). Es spielt also keine Rolle, aus welcher Moviation die Schwelle gewahrt wird. Man kann zu folgender These gelangen. Bei Matteo Falcone war das Kind noch außerhalb der Schwelle der Geborgenheit, bei den Schröders ist es innerhalb.

ähnlicher Form auf. Gerade wo es um Türschwellen und die damit einhergehende Trennung und Verbindung von Privatem und Öffentlichkeit geht, stellt Habermas fest, dass sich die Grenzen zunehmend schärfer gestalten. Dies macht er an der veränderten Lage von Eingangstüren und Bürgersteigen in den öffentlichen Zonen des Bürgersteigs deutlich.

2.5.4 Zur räumlichen Lage von Schwelle, Grenze, Schranke und Interface

Lautet nun die These, dass die räumliche Lage konstitutiv auf die Schwelle einwirkt, ist zu fragen, inwieweit die räumliche Lage auch für den Begriff der Grenze oder andere Übergangsvokabeln relevant ist. Dabei ist vor allem darauf zu achten, inwieweit Überschneidungen und Brüche der einzelnen semantischen Felder vorliegen. Da der Schwellenbegriff, wie bereits mehrfach gezeigt, unscharf gefasst ist, finden sich in den verwandten Übergangsvokabeln Teilaspekte des hier spezifizierten Schwellenbegriffs. Dies mag auch daran liegen, dass die Verwendung des Schwellenbegriffs einem gewissen Jargon zugeschrieben werden kann, sei es Dichtersprache, sei es naturwissenschaftliche Grenzwertbestimmung, und deshalb außerhalb dieser Bereiche auf die Verwendung schärferer Begriffe zurückgegriffen wird. Kant behandelt in den *Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik* die Grenzziehung zwischen den ‚vorgegebenen Vernunftbegriffen‘ und der ‚Unabweisbarkeit‘ metaphysischer Ideen. Das trennende wie verbindende Element deutet auf ein Schwellenphänomen hin. Für Kant, für den die Vernunftbegriffe wohl ‚schärfer‘ schienen als die poetischen, kommt in diesem Zusammenhang der Schwellenbegriff nicht in Frage, sondern der der *Grenze*, den er von dem der *Schranke* abgrenzt.

„... in allen Grenzen ist auch etwas Positives (z. B. Fläche ist die Grenze des körperlichen Raumes, indessen doch selbst ein Raum, Linie ein Raum, der die Grenze der Fläche ist, Punkt die Grenze der Linie, aber doch noch immer ein Ort im Raume), dahingegen Schranken bloße Negationen enthalten“ (Kant: *Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik*, S. 229).

Die Denkfigur, die in dieser Arbeit *das trennende und das verbindende Element von Schwellen* genannt wird, findet in der kantischen Formulierung die Pole *positiv* und *negativ*. Gerade die geometrischen Beispiele Kants lassen sich viel sinnfälliger über die trennende und verbindende Funktion beschrei-

ben. Geht es hier um die Relevanz der räumlichen Lage, steht für Kants hier in den geometrischen Beispielen verwendeten Grenzbegriff fest, dass er nahezu synonym für den in dieser Arbeit postulierten Schwellenbegriff verwendet werden kann. Der Unterschied besteht in dem Jargon und der damit transportierten Wissenschaftsattitüde.⁷¹ Kants Grenzbegriff und der Schwellenbegriff grenzen sich jedoch in gleicher Weise vom Begriff der Schranke ab. Was Kant noch abstrakt die ‚Negation‘ nannte, kann unter Zuhilfenahme des Schwellenbegriffs als die *Negation des verbindenden Elements bei positiver Trennung* beschrieben werden.

Kant ist kein singuläres Beispiel für die Sinnfälligkeit des Schwellenbegriffs. Der indische Soziologe J. P. S. Uberoi geht in *History and Society* auf die Problematik des Grenzbegriffs ein. Verkürzend übersetze ich das englische *Frontier* nun mit ‚Grenze‘. Uberoi unterscheidet zwischen *natürlichen Grenzen* und *politischen Grenzen*. Diese These untermauert die hier vorgetragene These der Relevanz der räumlichen Lage, denn natürliche Grenzen beeinflussen nach Uberoi auch die politischen. “I shall understand by the term frontier a certain kind of a region or a zone, physical or ecological, geopolitical, ethnolinguistical or cultural, and not the political delimited and demarcated boundary-lines between states” (Uberoi, *History and Society*, S. 67). Als gebürtiger Inder, der im Hindukusch Afghaniistans Feldforschung betrieben hat, hat diese These eine biographische Implikation. Für den Subkontinent Indien galt das Konzept der natürlichen Grenze aus historischer Perspektive für eine sehr lange Zeit.⁷² Jedoch sind die Grenzen zur Zeit Uberois

71 Zur Bedeutung des Jargons als konstitutivem Element des Philosophen sei Wittgenstein als Beispiel angeführt. „Einmal beschloss er die Vorlesung eines Jahres mit dem Satz: „Die einzige Saat, die ich säe, ist wahrscheinlich ein gewisser Jargon.“ (Malcolm, S. 81). Hat Wittgenstein seinen Lesern im *Tractatus* noch zugetraut ihm zu folgen und darauf *die Leiter wegzuerwerfen*, ist es in diesem Moment mit aller Zuversicht vorbei, selbst seinen Studenten traut er nicht zu, seinem Werk etwas abzugewinnen, vielmehr sei das einzige, was bleibt ‚ein gewisser Jargon‘. Sind der Sprache Grenzen bestimmt, innerhalb derer sich jedoch wieder bedingte Wahrheiten ermitteln lassen, kondensiert Wittgenstein sein Wirken auf das bloße Verbleiben eines Jargons, also einer ‚umgangssprachliche geprägten Sondersprache einer Berufs- oder sozialen Gruppe‘ oder, wie man Jargon abwertend versteht, als ‚saloppe, ungepflegte Ausdrucksweise‘ (Duden). Positiv formuliert lässt der jeweilige Jargon Rückschlüsse auf die philosophische Positionierung der einzelnen Lehrgebäude zu. Inwieweit ‚reine Vernunft‘ somit überhaupt möglich ist muss als Frage an dieser Stelle unbeantwortet bleiben.

72 Ohne in geschichtliche Komplikationen zu gelangen sei darauf verwiesen, dass es sich um Jahrtausende handelte. Als Zeugnis führt Uberoi die Sanskritepen des Alten Indiens an: “From Sanskrit Epic Vishnu Purana II: 3:1: North of the ocean and south of the snowy mountains lies the country which is called Bharata” (Uberoi, *History and Society*, S. 69).

politisch, weswegen er so vehement für die ‚Botschaft der Grenze‘ plädiert: “The message of the frontier is that it signifies the virtues of liberty and not the disvalues of lawness and anarchy” (Uberoi, *History and Society*, S. 76). In dem Begriff der Freiheit (liberty) steckt das verbindende Element von Grenze. So paradox es nach dem ersten Eindruck erscheinen mag: Grenzen markieren Freiheit. Dabei muss man aber strikt darauf hinweisen, dass hier nicht die Schlagbäume an den Grenzübergängen gemeint sind; das sind Grenzen der Negation im Sinne von Schranken. Uberois Grenzen sind Grenzen der Begegnung. Werden die Grenzen jedoch zu Schranken, verkehrt sich der ‚Wert der Freiheit‘ in ein Negativum, das Uberoi ‚Gesetzlosigkeit und Anarchie‘ nennt.⁷³

Der US-amerikanische Zyniker Ambrose Bierce, der maßgeblich durch die Wehen des amerikanischen Bürgerkrieges beeinflusst ist, schreibt 1906 zur Grenze:

„Grenze: In der politischen Geographie eine imaginäre Linie zwischen zwei Nationen, die die imaginären Rechte der einen von den imaginären Rechten der anderen trennt“ (Bierce, *cynic's workbook*, S. 50). Was hier humoristisch überhöht wird lässt Rückschlüsse über die Relevanz der räumlichen Lage zu: Bei politischen Grenzen geht es um Hoheitsräume oder, in anderen Worten, um Rechtsräume verschiedener Parteien. Diese stehen jedoch in keinem ontologisch begründbaren Verhältnis zur Lage der Grenze. Bierce führt weiter aus: „In der Antike war der Gott der Grenze Terminus, und man stellt gewöhnlich Büsten von ihm (Termini) als Grenzsteine auf“ (Bierce, *cynic's workbook*, S. 50). Auf der sprachlich-semantischen Ebene stecken diese ‚Grenzsteine‘ das Feld der Bedeutung eines Begriffes ab und bilden somit den Begriff selber, der aus diesem Feld besteht. Wörter sind Grenzen der Gedanken. Und auch hier gilt wieder, dass Grenze als Wert der Freiheit verstanden werden muss. Es besteht jedoch die Gefahr, sich in den Endlosschleifen der metasprachlichen Analyse zu verfangen. Auch Uberoi warnt vor einem zu weit herge-

Das Konzept von Grenze ist also hier rein natürlich, was jedoch historisch bereits durch die Einwanderung der arischen Stämme Südrusslands über den Himalaya vor ca. 4500 Jahren angezweifelt werden muss. Abschließend muss festgestellt werden, dass in Indien wohl am stärksten das Prinzip der natürlichen Grenze gilt, sieht man einmal vom Inselstatus einiger Länder ab.

73 Es ließe sich eine wirtschaftspolitische Diskussion darüber führen, inwieweit Freiheit und das Ermutigen zur Freiheit als positiver Wert und (ordnungspolitische) Schranken als Hindernis zu begreifen sind.

holten, zu abstrakten, zu entfernten Umgang mit dem Begriff der Grenze. "One is not allowed to extend the scope indefinitely towards the whole of some ultimate reality" (Uberoi, *History and Society*, S. 68).

Die räumliche Lage spielt also eine entscheidende Rolle zur Charakterisierung des Schwellenbegriffs. Das Kapitel hat gezeigt, wie eng der Begriff der Schwelle mit dem der Grenze verwandt ist und wie scharf wiederum der Begriff der Schranke von dem der Schwelle zu trennen ist. Kant weist mit seinen Prolegomena auf diesen Zusammenhang hin und zeigt, dass das gesamte Phänomen in der Philosophie von tragender Bedeutung ist. Auffällig ist an dieser Stelle, dass zwei der grundlegenden Werke der Philosophie zur Metaphysik, Aristoteles' *Metaphysik* und Kants *Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik* implizit den Begriff der Schwelle respektive die Denkfigur dahinter verwenden, um das Feld der Metaphysik zu untersuchen.

Es ist als Unterscheidungskriterium der *ordinary language philosophy* festzuhalten, dass sich Grenze und Schwelle darin unterscheiden, dass Grenze sowohl als trennend und verbindend (Uberoi), als auch als nur trennend (Bierce) verstanden werden muss. Schwelle dagegen vereint stets die Rückkopplung des Trennens und Verbindens. Somit gilt auch das Kriterium der relevanten Lage notwendig für die Schwelle, für die Grenze ist es lediglich hinreichend. Schranke hingegen ist als Instrument des Trennens zu verstehen. Der Ursprung des Grundes liegt also in der Funktion und somit in der vom Menschen geschaffenen Seinsgrundlage. Das Verbinden liegt in der Schranke, denn sie kann geöffnet werden. Nur drückt sich durch diese ontologische Voraussetzung die Irrelevanz der räumlichen Lage aus, fasst man Raum wie Benjamin als *Identität von Lage und Gelegenem* (s.o.). Eine letzte Vokabel stellt der ‚Saum‘ dar. Er ist die äußerste Grenze, die durch die Lage im Raum konstituiert wird. Als Beispiel reichen die ersten Verse von Aischylos' *gefügtem Prometheus*:

„Kratos:

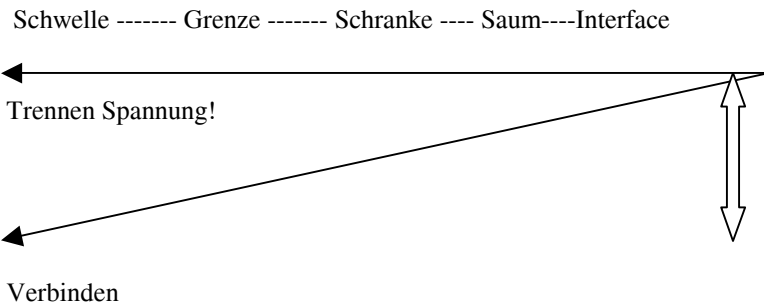
Wir stehn am fernsten Saum der Welt, dem skytischen
Gelände jetzt, in unbetretner Einsamkeit.
Hephaistos, du wirst eingedenk jetzt sein des Amtes,
Das dir der Vater übertrug, den Frevler hier
In diamantner Fesseln unlösbarem Netz
Hoch anzuschmieden auf den gipfelsteilen Fels.
Denn deines Kleinods, wunderkünstlichen Feuers, stahl

Er einen Funken, gab ihn preis den Sterblichen.
 Den Frevel soll er büßen jetzt den Ewigen,
 Auf dass er lerne, sich Kronions Herrentum
 Zu fügen, seiner Menschengunst Einhalt zu tun.“

(Aischylos, Der gefesselte Prometheus, S. 7)

„Saum“ stellt die Trennung dar. Man kann die dargelegten Verse kulturwissenschaftlich betrachten. Die Skyten waren eine „indoeuropäische Völkerschaft iranischer Abstammung, ursprünglich nomadisierende Bewohner der südrussischen Steppe. Sie ließen sich in der 1. Hälfte des 1. Jt. v. Chr. im Schwarzmeergebiet nieder, wo sie mit der griechischen Kultur in Berührung kamen“ (B. Universallexikon). Aischylos drückt in seinen Versen also den äußersten Rand der Welt aus, und damit ist die gesamte damals bekannte Welt gemeint. Auch hier also spielt die räumliche Lage eine übergeordnete Rolle. Nur dass es nicht zum Übergang kommen kann, denn die verbindende Funktion fehlt ganz. Es geht vielmehr darum, einen qualitativen Unterschied zu erzeugen. Hier besteht die Qualität in der Fremde, der ‚unbetretenen Einsamkeit‘, also auch der Isolation, in die Prometheus geschickt wird, um seine Bestrafung zu erfahren.

Als Reihe der Begriffe ergibt sich abschließend folgende Anordnung. Die Darstellung ist stark vereinfachend und nur als Skizze zu verstehen.



3 Hauptfunktion von Schwellen

Schwellen beschreiben Übergänge, wie die Beispiele des vorangegangenen Kapitels deutlich gemacht haben. Darunter sind verschiedene Arten von Übergängen zu verstehen, also einerseits rein räumliche, andererseits jedoch auch Übergänge im übertragenen Sinne und vor allem die Kombinationen dazwischen. Übergänge der Art, wie sie der Schwellenbegriff beschreibt, heben sich von verwandten Übergangsbegriffen wie oben gezeigt deutlich ab. Hervorstechendste Funktion von Übergängen dabei ist die scheinbar widersprüchliche Funktion, die Räume gleichermaßen *zu trennen wie zu verbinden* und dadurch eine Beziehungsstruktur des Dazwischen zu beschreiben. „Schwelle und Tür zeigen auf unmittelbare und konkrete Art die Aufhebung der räumlichen Kontinuität; darin liegt ihre große religiöse Bedeutung, denn sie sind Symbole und Mittler des Übergangs in einem“ (van der Leeuw, zitiert nach Bollnow, Mensch und Raum, S. 159).

Diese Figur zu beschreiben war auch Aufgabe des vorangegangenen Kapitels. Hier nun soll diese Hauptfunktion von Schwellenübergängen herausgestellt werden, um zu betonen, worin die Signifikanz des Schwellenbegriffes und dadurch die Relevanz des Begriffes gegenüber anderen Übergangsvokabeln besteht.

Die Beispielsituationen im phänomenologischen Teil zeigten teilweise deutliche Übereinstimmungen in ihrer Beschreibung. Der Begriff der Schwelle kann nicht endgültig, im Sinne von sicher oder objektivierbar, bestimmt werden. Ihm haftet eine gewisse Unschärfe an, die es aber auch gerade ermöglicht, den Begriff so vielseitig anzuwenden, wie die Beispiele aus den verschiedensten Gebieten gezeigt haben. Diese Unschärfe wird in der Funktion des trennenden Verbindens aufgegriffen und zur Methode gemacht. Andere Übergangsvokabeln leisten diese darin transportierte Beziehung nicht oder sind dadurch, dass sie scharfe Übergänge beschreiben (Beispiel ‚Grenzziehung‘) nicht geeignet, die Verbindung – oder positiv formuliert: die Einladung zur Begegnung – auszudrücken.

Eine weitere Funktion, die eine entscheidende Rolle zur Konstitution des Schwellenbegriffs einnimmt, ist die *Vermittlung von Dynamik*, wie sie Interface oder Grenze nicht leisten können. Dies liegt vornehmlich an der übergangsimmanenten Spannung, die von der einen Seite betrachtet mit Hegel ‚Hemmung‘, von der anderen Seite betrachtet ‚Schwung‘ oder ‚Verselbständigung‘ genannt werden kann.

Sublimiert man diese Funktionen kommt man zu einer weiteren, der des *Innehaltens* vor dem Übergang. Die Beispiele oben haben gezeigt, dass gerade in der bewussten Platzierung von Schwellen räumliche Hierarchien entstehen. Dies kann zwischen der profanen und der sakralen Welt stattfinden, oder zwischen der privaten und der öffentlichen. Schwellenerfahrungen können helfen, Grenzen wahrzunehmen und bewusst mit ihnen umzugehen, sie also zu überschreiten oder vor ihnen halt zu machen. Kritisiert Benjamin, wir seien arm an Schwellenerfahrungen, gibt das ein Statement über den neuzeitlichen Umgang mit Übergängen und der Reflektionsebene für diese Phänomene an. Auch Habermas weist darauf wie oben gezeigt im ‚Strukturwandel der Öffentlichkeit‘ hin, wenn er die Entwicklung der Hauseingänge beschreibt.

Es ist in diesem Zusammenhang zu erklären, dass der Schwellenbegriff in der Philosophie eine gewisse Blütezeit hatte, die in der Formulierung ‚Reizschwelle‘ gipfelte. So lautet eine weitere Funktion *Verwandlung*, denn nach dem Überschreiten einer Schwelle, so wie sie vornehmlich die Naturwissenschaften verstehen, ändert sich ein Parameter oder ein Reaktionsmuster (Hörschwelle etc.). Dies gilt gleichermaßen für symbolisch aufgeladene Schwellen wie beispielsweise diejenige zwischen der profanen und der sakralen Welt.

Zusammengefasst kann man folgende Funktionen aufzählen, die sich unter dem Stichwort „Beziehungsstruktur“ erklären lassen: Trennendes Verbinden, Dynamisierung, Innehalten, Verwandlung.

Die Gewichtung der Funktionen muss ebenso diskutiert werden, wie deren Berechtigung überhaupt. Bei ausführlicherer Analyse ließen sich wahrscheinlich treffendere Begriffe finden, wenn nicht noch mehr und deutlichere. Doch dieser Aufgabenstellung kann hier nicht weiter nachgegangen werden.

4 Zum Begriff der Schwelle und seiner Verwendung – Versuch, Beziehungsstrukturen zu artikulieren

4.1 Zur Arbeit mit dem Begriff

Im folgenden soll der Begriff der Schwelle, wie er in dem vorangegangenen Kapitel anhand der fünf Kriterien beschrieben wurde, auf bestehende Übergangssituationen angewendet werden. Damit wird der Schwellenbegriff aktiver Teil der Forschung. Art und Umfang dieser Arbeit erlauben es jedoch nicht, dies als ausführliche Abhandlung vorzunehmen. Das hat an anderer Stelle zu geschehen.

Als Einstieg bietet sich das antike Epos *Odysseus* von Homer an. Es eignet sich besonders gut, um den hier entwickelten Schwellenbegriff zu verwenden, da die Türschwelle des Königshauses eine zentrale Rolle, was einerseits Inhalt andererseits auch Dramaturgie und Lehrhaftigkeit angeht, einnimmt. Es geht also nicht um die Darstellung von „Schwelle“ im literarischen Werk, sondern um die Möglichkeit mit Hilfe der Schwelle Beziehungen und Bedeutungen zu transportieren. Die Übergangssituationen, die sich ereignen, vor allem die auf der *tatsächlichen Schwelle*, werden also auf ihre Authentizität und Stimmigkeit hin untersucht. Der Versuch im Sinne des experimentellen Charakters dieses Kapitels besteht nun darin zu ermitteln, ob der entwickelte Schwellenbegriff hilft, Übergänge besser zu beschreiben, als ohne den hier dargestellten Schwellenbegriff. Dabei liegt die Betonung auf dem von Hans Peter Dürr formulierten Desiderat, eine Sprache der „Beziehungsstrukturen“ zu entwickeln. Insofern stellt dieses Kapitel den Versuch dar, Beziehungsstrukturen mittels des Schwellenbegriffs artikulierbar zu machen. Was sich bei *Odysseus* noch recht erfolgsversprechend anlässt, ruft in der philosophischen Umsetzung ganz andere Komplikationen auf den Plan. Handelt es sich bei *Odysseus* um eine Göttergeschichte mit klar verteilten Rollen und der ontologischen Gewissheit des griechischen Pantheons, behandelt die Philosophie in den hier dargestellten Disziplinen im Gegenzug dazu Bereiche, die Wittgenstein schlicht das „Unaussprechliche“ (TLP, Satz 6.522) nennt. Unsere sprachlichen Termini (etymologisch jene Büsten für den Gott Terminus, die die Funktion des Grenzsteines innehatten) markieren unsere sprachlichen Grenzen. Das ist tautologisch richtig. Dennoch scheint

etwas mehr in dem Verhältnis von *Sagbarem* und *Unaussprechlichem* zu liegen, nämlich eine Beziehung zwischen diesen. Diese zu beschreiben soll der Schwellenbegriff versuchen.

4.2 Homers Odyssee im Spiegel von Platos Ion

4.2.1 Einleitung: Über das *Ergriffensein* in der Dichtung

Gleichwohl auf den ersten Blick keine originär philosophische Quelle, stellt die *Odyssee* von Homer doch reichhaltige Möglichkeiten der philosophischen Betrachtung dar.¹ Der Einfluss des Epos ist unbestritten und zwar schon zur Zeit der attischen Philosophie. In dem platonischen Dialog ‚Ion‘ spricht Sokrates zu dem Rhapsoden Ion, der ein ausgewiesener Homer-Kenner ist, um seine These des „Ergriffenseins durch eine göttliche, inspirierende Kraft“ vorzutragen.

„Sokrates: Halt, Ion, sage mir auch noch dies und beantworte mir unverhohlen, was ich dich fragen will: Wenn du epische Dichtungen wohl vorträgst und deine Zuhörer am meisten hinreißt, sei es nun, daß du vom Odysseus vorträgst, wie er auf die Schwelle springt, sich den Freiern zu erkennen gibt und die Pfeile vor seinen Füßen ausschüttet, oder vom Achilleus, wie er auf den Hektor losstürmt, oder auch etwas Rührendes von der Andromache oder Hekabe oder von Priamos: bist du dann deines völligen Bewußtseins mächtig, oder gerätst du außer dir, so daß deine Seele in ihrer Verzückung bei jenen Ereignissen gegenwärtig zu sein glaubt, mögen sie nun in Ithaka oder in Troia vor sich gehen oder wohin sie sonst das Gedicht versetzt?“ (Platon: Ion, S. 138f).

Es fällt auf, dass Plato als erstes Beispiel jene Schlüsselszene aus der *Odyssee* zitiert, in der Odysseus sich zu erkennen gibt und Rache übt. Es ist

1 Wenn nicht originär, so finden sich doch Hinweise in der Literatur, dass Homer durchaus zu den „Urvätern der Philosophie“ (Weischedel, Hintertreppe, S. 11) gezählt werden kann. Urvater ist in diesem Zusammenhang freilich nicht korrekt. Man muss schon genetisch argumentieren, um Homer als konstitutiv für die griechische Philosophie zu erfassen: „Die Zeit, in der der griechische Geist unter allmählicher Loslösung von der überlieferten Religion [die man die *homerische Religion* nennt] und teilweise unter lebhafter Kritik an deren Vorstellungswelt mit dem Versuch beginnt, mit dem Mittel selbstständigen, vernunftmäßigen Denkens die Welt aus natürlichen Ursachen zu erklären, liegt um das Jahr 550 v. Chr.“ (Störig, Weltgeschichte der P., S. 122). Homer kann also als Entstehungsbedingung für die griechische Philosophie verstanden werden.

jedoch so, dass sich die Figur der Schwelle wie ein roter Faden durch die gesamte Odyssee ab der Rückkehr nach Ithaka zieht. Kommt Odysseus in Ithaka an, geht es im wesentlichen um die Annäherung an den Königspalast und das sich zu erkennen Geben vor der Meute der Freier und schließlich vor seiner Frau. Im folgenden nun soll die Bewegung – man könnte auch sagen: der Tanz des Odysseus – vor, auf und hinter der Schwelle nachgezeichnet und dabei auf die ermittelten Funktionen und Charakteristika von Schwellen hin untersucht werden. „Thematisch wird die »Odyssee« zusammengehalten von der Bewährung des Odysseus in den Nöten der Irrfahrten durch seine Listen, seine Tapferkeit und vor allem seine Treue zu seiner Frau Penelope. Voraussetzung dafür, dass Odysseus seine Königsherrschaft gegen die Freier der Penelope wiedererringt, ist, dass er sich zuvor als ein guter König erwiesen hatte. So ist Odysseus nicht nur der listenreiche Dulder, sondern auch der vorbildliche Herrscher“ (Gärtner/Gärtner in: Brockhaus, 1999).

Die zitierten Beispiele wurden unter dem Gesichtspunkt ausgewählt, wie sie die Beziehungen zwischen den Polen veranschaulichen. In der Odyssee spielen die Übergänge zwischen den einzelnen Stationen der Irrfahrt eine tragende Rolle. Statt die Odyssee auf alle ihre Übergänge hin zu untersuchen, soll exemplarisch ab dem 18. Gesang („Faustkampf des Odysseus mit Iros“) die Bewegung um die Schwelle interpretiert werden.

4.2.2 Odysseus als Bettler auf der Schwelle

Odysseus ist bereits nach Ithaka zurückgekehrt, befindet sich also topographisch bereits am Ende der Odyssee, jedoch hat er sich noch nicht als Odysseus, den rechtmäßigen Hausherrn des Palastes, zu erkennen gegeben, sondern sondiert im 17. Gesang die Lage am Hof in der Verkleidung eines alten Bettlers.

„[...] da trat in die Wohnung Odysseus,
der, wie ein alter Mann und mühebeladener Bettler,
wankend am Stabe schlich, mit hässlichen Lumpen bekleidet,
er nun setzte sich hin auf die eschene Schwelle des Eingangs,
an den Pfosten gelehnt, den zypressenen, welchen der Meister
glatt und künstlich gesetzt und nach dem Maße gerichtet.“
(Homer, Odyssee, 17. G., V. 335-341).

Es fällt hier bereits auf, wie bewusst Homer die Irrfahrt beschreibt. Gleichwohl Odysseus bereits am Ziel der Irrfahrt angelangt ist, ist er noch nicht

wieder daheim eingegliedert. Er ist nicht mehr König Odysseus, der von Troja kommend über das Meer irrt, und er ist noch nicht wieder König Odysseus, der König von Ithaka und Mann Penelopes. Stattdessen ist er Bettler und sein Ort ist die Schwelle. Man kann diese Phase der Odyssee als die Schwellenphase nach van Gennep erklären. Auch erinnert die Position an Derridas Formulierung „Auf der Schwelle/zu Beginn“. Die Relevanz dieser Schwelle ergibt sich aus der räumlichen Lage. Die Schwelle markiert den Eingang in den Königspalast. Auf einer rein praktisch-kulturanthropologischen Ebene jedoch stellt die Schwelle den Aufenthaltsort, den noch-geduldeten Verweilort der Bettler am Hof dar. Auf die Drohung des Bettlers Iros, der in Odysseus einen Konkurrenten sieht, gleichwohl er keinen ‚Futterneid‘ zu haben braucht, entgegnet Odysseus.

„Heilloser, hab ich doch nie mit Wort oder Tat dich beleidigt.
 Noch mißgönn’ ich es dir, wie viel dir einer auch schenke.
 Hat doch die Schwelle Platz für beide; es ziemt sich doch gar nicht,
 Neidisch auf andre Menschen zu sein; du scheinst mir ein Bettler,
 Wie ich auch; aber Reichtum sollen die Götter verleihen!“
 (Homer, Odyssee, 18. G., V. 15-19)

Iros jedoch ist uneinsichtig, und es kommt zu einem Streit zwischen dem Bettler und dem als Bettler verkleideten Odysseus. Einer der Freier am Hofe nun hetzt die beiden zur Belustigung der Runde gegeneinander auf:

„Wer nun im Kampfe siegt und der Stärkere ist von den beiden,
 Der komm’ her und wähle sich selbst die beste der Würste;
 Künftig find’ er auch immer an unserem Mahl seinen Anteil.
 Und kein anderer Bettler soll diese Schwelle betreten.“
 (Homer, Odyssee, 18. G., V. 46-50)

Der ‚listenreiche Dulder‘ wie Odysseus häufig von Homer auch genannt wird, soll also aufgehetzt werden. Sprach Odysseus oben noch davon, dass er frei von Missgunst sei und die Schwelle Platz für zwei biete, wird die Schwelle nun durch die Freier zum Ort des Kampfes stilisiert. Dadurch, dass nur noch einer künftig diese Schwelle betreten darf, wird die Schwelle zu einem begehrten Ort für Iros, denn immerhin bekommt man dort einen Anteil am regulären Mahl. Odysseus gewinnt den Faustkampf gegen den Bettler Iros und somit die alleinige Berechtigung zum Verweilen auf der Schwelle. Etappenweise also nähert sich Odysseus der Rückeroberung seines Thrones. Dabei ist besonders festzuhalten, dass die Schwelle nun kriegerisch

in ihrer Funktion aufgeladen ist, statt Ort der Begegnung und des Austausches zu sein. Odysseus schlägt einen kriegesischen Ton an und entfernt den übel zugerichteten Bettler nicht nur von der Schwelle, sondern weist ihm einen Platz bei den Schweinen zu:

„[...] Aufstanden die Freier,
Schwenkten die Arme und starben vor Lachen. Aber Odysseus,
zog ihn beim Fuß aus der Tür und schleppt' ihn mit dem Rücken
gegen die Mauer des Hofes und gab ihm zur Hand einen Stecken.
Und er redet ihn an und sprach die geflügelten Worte:
Sitze nun ruhig hier und scheuche die Hunde und Schweine!
Hüte dich ferner, den Armen und Fremdlingen hier zu befehlen,
Trauriger Wicht! Sonst möchte es dir wohl noch schlimmer ergehen;
Sprach's und warf um die Schulter sich den schäbigen Ranzen,
Allenthalben geflickt an einem Stricke zu tragen;
Ging zur Schwelle zurück und setzte sich.“
(Homer, Odyssee, 18. G., V. 99-110)

In diesem 18. Gesang wird die Schwelle also als symbolischer Ort den Handlungsverlauf prägend von Homer eingeführt. Schwelle bedeutet hier sowohl Türschwelle als auch Schwelle im übertragenen Sinne. Homer versteht es, den Ort auf der Schwelle gleichermaßen als übertragene Schwellenfigur zu verwenden.² Dabei spielt die Person des Iros eine untergeordnete Rolle, es geht vielmehr darum zu zeigen, welche Werte Odysseus vertritt und welche die Freier. Der Konflikt verdichtet sich auf der Schwelle und wird auch dort

2 Diese kunstvolle Übereinstimmung von Ort und Bedeutungszusammenhang ist meiner Ansicht nach noch H. P. Lovecraft in der phantastischen Erzählung „Das Ding auf der Schwelle“ (zuerst 1936) gelungen. Doch an die Größe Homers reicht Lovecraft nicht heran, denn Homer kommt ohne phantastische, sprich metaphysische Figuren aus; denn die Götter sind nicht streng handlungsbestimmend. Man kann sich auch ohne von Poseidon verwünscht zu sein verirren, um nur ein simples Beispiel zu geben. Bei Lovecraft geht es um die im Kapitel 2.4.4 behandelte „Schwelle des Lebens“. Ein Mann findet sich in dem verwesenden Körper (Bruch mit den medizinisch ‚sicheren Todeszeichen‘) seiner Frau wieder. Er besucht ein letztes Mal seinen Freund, den Erzähler der Geschichte. Der durch die Fiktion erweiterte Übergang von Leben und Tod kulminiert auf der Schwelle, dem Symbol für unscharfe Übergänge: „Es gibt Schrecknisse jenseits unseres Lebens, von denen wir uns nicht träumen lassen, doch manchmal bringt böse menschliche Neugier sie in unsere Nähe. [...] Als ich die Tür in die von Ulmen umstandene Dunkelheit öffnete, warf mich ein Schwall unerträglichen Gestanks beinahe zu Boden. Ich würgte vor Ekel, und einen Augenblick lang sah ich kaum die zwergenhafte, bucklige Gestalt auf den Treppentufen. [...] Die zwergenhafte Figur schleppte sich mechanisch hinterher, blieb aber auf der Schwelle der Innentüre stehen.“ (Lovecraft, Das Ding auf der Schwelle, S. 37f).

weiter ausgetragen. Für den Verlauf der Geschichte ist dieser 18. Gesang von daher entscheidend, da Odysseus sich durch den Faustkampf das Recht erwirkt hat, in den Palast hineingehen zu dürfen. Denn der Bettler Odysseus würde wohl nicht die Schwelle überschreiten, stünde ihm das standesgemäß nicht zu.

4.2.3 Zu *Bogen* und *Schwelle*: Handlungsfigur und Metapher

Im 21. Gesang wird der Einzug des Odysseus schließlich vorbereitet. Der Gesang trägt den Titel „Der Bogen“. Homer begeht damit einen genialen Streich, geht es einerseits um den legendären Bogen (i. S. v. Bogenschießen) und die zwölf Axtschäfte, die zu durchschießen sind, um Penelope zu ehelichen. Andererseits jedoch geht es um die Figur *Bogen* im allgemeinen, der eine Verbindung herstellt, der eine Spannung erzeugt. Diese Figur erinnert an die Darstellung im Eigenständigkeitskapitel, dort an den architektonischen Bogen. Da davon auszugehen ist, dass Homer sich dieser Sinnfälligkeiten bewusst war, kann die Figur der Schwelle hier als gelungene, i. S. v. authentisch verwendete, Figur verstanden werden.

Das Motiv der Schwelle ist nicht nur für den Übergang Odysseus' in den Palast tragend. Auch wenn Penelope den Bogen herbeiholt geschieht das in aller Bewusstheit indem sie die diesmal ‚eichene‘ Schwelle zur Kammer überschreitet. Homer legt besonderen Wert auf die kunstfertige Gestaltung sowohl der eschenen Schwelle als auch der eichenen. Bei beiden spricht er von einem ‚Meister‘, der die Schwellen hergestellt hat.³

„Sie aber kam zur Kammer, die göttliche unter den Weibern,
Und betrat die eichene Schwelle, welche der Meister
Einst gar künstlich geglättet und nach dem Maß der Richtschnur
Darauf die Pfosten gesetzt und gefügt die schimmernden Flügel.“
(Homer, Odyssee, 21. G., V. 42-45)

Telemachos, der Sohn des Odysseus, baut den Parcours mit den zwölf Axtschäften auf und versucht als erster, den Bogen zu spannen. Auch hier drückt sich wieder die Authentizität der Figur des Wettkampfes aus. Statt als „Authentizität“ könnte man dieses Phänomen auch als *Kongruenz des*

3 Leider erlauben es der Umfang der Arbeit und das Zeitlimit nicht, die griechischen Originalzeilen dazu herauszusuchen. Es drängt sich mir jedoch der Verdacht auf, dass mit ‚Meister‘ nicht ein bloßer Zimmermannsmeister gemeint ist.

praktischen mit dem symbolischen Verhalten bezeichnen. Der Ort, von wo aus durch die Äxte geschossen wird, ist die Schwelle. Wer hier nicht fehlt, sondern gewinnt, der darf rechtlich abgesichert König von Ithakar werden und Penelope ehelichen. Diese Option gilt auch für den leiblichen Sohn des Odysseus.

Telemachos „[...] erhob sich
aus seinem Sessel und tat das geschliffene Schwert von der Schulter,
Zog eine Furche im Boden in einem Zunge und stellte
Drinne die Äxte auf, genau am Faden gerichtet,
stampfte die Erde dann fest; und es staunten alle, die zusah.
Wie so genau er sie stellte, da er's doch nimmer gesehn.
Dann aber trat er zur Schwelle des Saals und versuchte den Bogen;
Dreimal erschüttert er ihn und mühte sich, ihn zu bespannen,
Dreimal verließ ihn die Kraft, da er im Geiste die Senne
Schon zu spannen gehofft und durch die Axte zu treffen.“
(Homer, Odyssee, 21. G., V. 118-128)

Die Aufgabe lautet also nicht bloß, mit einem Pfeil durch die Axtschäfte zu schießen, sondern zuvor den Bogen zu spannen. Auch hier gilt wieder die symbolische Ebene gleichberechtigt neben der Aufgabe an Kraft und Kunstfertigkeit. Auf einen Blick Odysseus' hin gibt Telemachos den Bogen zu den Freiern, die sich ja physisch bereits im Saal befinden, jedoch dabei Unrecht begehen, indem sie bereits die Reichtümer des Königs verzehren. Doch auch die Freier bewältigen noch nicht einmal den ersten Teil der Aufgabe, die Sehne auf den Bogen zu spannen.

„Und des Enops Sohn Leiodes erhob sich als erster, [...] Der nun griff nach dem Bogen zuerst und dem hurtigen Pfeile, Stellte sich drauf an die Schwelle des Saals und versuchte den Bogen. Aber er spannte ihn nicht;“ (Homer, Odyssee, 21. G., V. 144-150)

Da die Regel lautete, dass ein jeder der Anwesenden an dem Wettkampf teilnehmen könne ist die Reihe schließlich an Odysseus, dem Bettler, der ja überhaupt nur deshalb im Saal ist, da er durch den Kampf mit dem Bettler Iros das Recht erwirkt hat, sich im Saal verköstigen zu lassen.

„Da er den großen Bogen geprüft und alles besehen:
So wie ein Mann, der sich auf's Singen versteht und die Leier
Mühlos über dem neuen Wirbel die Seite sich aufspannt,
da er den festen Darm an beiden Enden befestigt:

Also mühlos spannte den großen Bogen Odysseus;
 Und mit der rechten Hand versucht' er die Senne des Bogens;
 Lieblich erklang die Senne und hell, wie Schwalbengezwitscher.
 Schrecken ergriff die Freier und aller Antlitz erblasste.
 Und Zeus donnerte laut und gab sein Zeichen vom Himmel.“
 (Homer, Odyssee, 21. G., V. 405-413)

Odysseus, der Bettler, trifft und ist somit rechtmäßiger (im Sinne des Wettkampfes) Mann von Penelope. Diese Tatsache ist bedeutsam. Denn nähme man an, es gäbe im Alten Griechenland den juristischen Tod von Verschollenen nach einer Anzahl von x Jahren, befände sich der nach der Irrfahrt wiedergekehrte Odysseus in einem Graubereich. Dadurch, dass Odysseus den Bogen spannen kann befindet er sich im Einklang mit a) den Regeln des Wettkampfes, b) mit seiner eigenen Identität als König Odysseus, der von der Irrfahrt wiedergekommen ist und c) mit den göttlichen Gesetzen, denn Zeus selber ‚gab sein Zeichen vom Himmel‘.

4.2.4 Die Schwelle ist überschritten: Ende der Odyssee

Der 21. Gesang „Der Bogen“ endet, und der 22. Gesang „Der Freiermord“ beginnt damit, dass sich Odysseus zu erkennen gibt.

„Jetzt aber warf seine Lumpen ab der große Odysseus,
 Sprang auf die breite Schwelle des Saals mit Bogen und Köcher,
 Voll mit Geschossen, und schüttete schnell die flüchtigen Pfeile
 Dicht vor die Füße sich hin und sprach zum Schwarme der Freier:
 Dieser furchtbare Kampf, ihr Freier, ist also beendet.“
 (Homer, Odyssee, 21. G., V. 1-5)

Die im Dynamisierungskapitel festgestellte ‚übergangsimmanente Dynamikentwicklung‘ findet ihre Entsprechung in dem „Jetzt“, dem ersten Wort des 22. Gesangs. „Sprang“, „schnell“ und „flüchtige Pfeile“ deuten weiter auf eine Beschleunigung der Vorgänge hin.

Die Eigenständigkeit des Übergangs findet ihre Entsprechung in der Verkleidung des Odysseus als Bettler. Nun kann man einwenden, dass ein übergeworfener Lumpen noch keinen Bettler ausmacht. Dazu sind zwei Anmerkungen zu machen. Erstens nimmt Odysseus auch physisch die Statur eines Bettlers an und zwar mit göttlicher Hilfe, und zweitens bedeutet auf einer symbolischen Ebene der Bettler die Abkehr von König Odysseus, dem verirrt

Heimkehrer, von seinem Stand und die Abkehr vom heimgekehrten König Odysseus, der seinen Palast von schmarotzenden Freiern belagert sieht. Als mittelloser Bettler kann er den grammatischen Übergang vom Partizip Präsens Aktiv (heimkehrend) zum Partizip Perfekt Passiv (heimgekehrt) vollziehen. Diesen Übergangspunkt nach van Genneep „gleichsam zwischen zwei Welten“ meistert Odysseus durch die Verkleidung und seinen Tanz auf der Schwelle.

Die zwei Ebenen des Übergangs finden sich nur allzu deutlich. Nehmen wir als Beispiel den 21. Gesang „Der Bogen“. Odysseus schießt den Pfeil *durch* die zwölf Axtschäfte, und zwar von der Schwelle aus. Die übergreifende Ordnung offenbart sich hier einerseits symbolisch durch die Doppeldeutigkeit des ‚Bogens‘ und explizit durch das Donnern des Zeus, der somit das ‚Zeichen‘ gibt, Odysseus könne fortfahren.

Dieses göttliche Donnerzeichen drückt auch gleichermaßen den vertikalen Übergang aus. Odysseus tritt nicht nur in den Saal (der horizontale Übergang), er stellt auch wieder die rechtmäßige Ordnung unter Bestätigung des obersten Gottes her. Mag es sich um das profane, wenngleich listenreiche Wiederherstellen der Königsmacht handeln, bei der viel Blut fließt, so hat das Wiederherstellen der Ordnung auch ein sakrales Element, welches durch die göttlichen Zeichen ausgedrückt wird.⁴

Die Relevanz der räumlichen Lage ist selbstevident, geht es doch um den Palast des Königshauses und den Saal, in welchem der Königsthron steht und in dem Penelope wartet. Wer diese Schwelle in Übereinstimmung der vorherrschenden Ordnungen überschreitet, wer den Bogen spannen kann, der ist König, und, dem Titel des Epos’ folgend, der ist von seiner Irrfahrt heimgekehrt.

Die Figur der Schwelle drückt in Homers Odyssee also Beziehungsstrukturen aus, und zwar in der Art und Weise, dass ‚Schwelle‘ mehrfach codiert werden kann. Die Beziehung zwischen Odysseus und Penelope, zwischen Odysseus und den Freiern, zwischen Odysseus und dem Königsthron,

4 Man kann es statt „sakral“ auch „kosmisch“ nennen. Dazu müsste man aber die im Text gestreuten Fährten ausführlich analysieren. Zwei wiederkehrende Hinweise stellen meiner Ansicht nach erstens die ‚Richtschnur‘ dar, nach der sämtliche Schwellen gefertigt sind; und zweitens der ‚Meister‘, der mit der Richtschnur arbeitet. Es mag sich hierbei um eine Art Weltbaumeister handeln.

zwischen Odysseus und den Göttern, zwischen Odysseus dem Heimkehrenden und dem Heimgekehrten.

4.2.5 Schwelle: eine poetische Vokabel?

Durch die mitschwingenden Beziehungsstrukturen, die sich in dem Begriff der Schwelle verdichten, soll nun im folgenden der Versuch gewagt werden, anhand der Schwellenfigur einen Kommentar zu Platos „Ion“ und den darin geäußerten Thesen der „Ergriffenheit“ und der „Verzückung der Seele“ zu liefern. Oben bereits war von der Authentizität der Figur die Rede, die sich durch die Kongruenz von symbolischem und praktischem Verhalten ausdrückt. Die durchgeführte Untersuchung des Schwellenbegriffs in Homers Odyssee nun lässt die These zu, dass es sich hierbei um eine authentische Figur handelt. Die von Sokrates vermutete „Verzückung der Seele“ des Zuhörers exemplifiziert er an erster Stelle mit jener Szene des Odysseus, in welcher er von der Schwelle springt und die Pfeile vor sich hinwirft.

Gerade im Mitschwingen der Beziehungen steckt nun jene Kraft, die Sokrates „Verzückung der Seele“ nennt. Der Rhapsode Ion verfügt über die Gabe, die Epen dergestalt zu präsentieren, dass diese Verzückung in ein „Ergriffen-sein durch eine göttliche, inspirierende Kraft“ mündet. Von daher der Rückgriff darauf, dass ‚Schwelle‘ (auch) eine ‚Dichtervokabel‘ ist, die eben jene poetische Darstellung und Wissensvermittlung leisten kann.

An dieser Stelle soll die Mittlerfunktion des Dichters angesprochen werden. Denn der Dichter stellt jenen Übergang dar zwischen der göttlichen Kraft und dem Rezipienten, gewissermaßen selbst eine Schwelle, was sich wieder mit den von Viktor Turner charakterisierten *liminal entities* erklären lässt. „Liminal entities are neither here nor there; they are betwixed and between the positions assigned and arrayed by law, custom, convention, and ceremonial“ (Turner, 1969, S. 95). Goethe führt dazu in Wilhelm Meister aus:

„Gleichsam wie einen Gott hat das Schicksal den Dichter über dieses alles hinübersetzt. Er sieht das Gewirre der Leidenschaften, Familien und Reiche sich zwecklos bewegen, er sieht die unauflösbaren Rätsel der Mißverständnisse, denen oft nur ein einsilbiges Wort zur Entwicklung fehlt, unsäglich verderbliche Verwirrungen verursachen. Er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menschenschicksals mit. Wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Melancholie über den großen Verlust seine Tage hinschleicht oder in ausgelassener Freude seinem Schicksale entgegengeht, so schreitet die empfängliche,

leichtbewegliche Seele des Dichters wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag fort, und mit leisen Übergängen stimmt seine Harfe zu Freude und Leid. Eingeboren auf dem Grund seines Herzens wächst die schöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die andern wachend träumen und von ungeheuren Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstigt werden, so lebt er den Traum des Lebens als Wachender, und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen“ (Goethe. Wilhelm Meisters Lehrjahre. S. 82-83).

Zu Odysseus kann abschließend gesagt werden, dass für ihn nicht der Vorwurf Benjamins gilt, arm an „Schwellenerfahrungen“ zu sein. Im Gegenteil. Benjamin drückt diesen Mangel im Hinblick auf die Moderne aus. Es wäre nicht ausreichend zu sagen, Odysseus sei im Gegenzug dazu ‚reich‘ an Schwellenerfahrungen. Odysseus nutzt den „Erfahrungskreis der Schwelle“, um ‚listenreich‘ seine Rückkehr und alle sich daraus entwickelnden Probleme zu meistern.

Ein bewusster und gelungener Umgang mit Schwellen hilft also, Übergänge vorteilhaft zu gestalten, nämlich im Einklang mit den mitschwingenden Beziehungen, die durch den Begriff – oder allgemeiner: durch das Phänomen eines Schwellenübergangs – ausgedrückt werden. In diesem Sinne stellt ‚Schwelle‘ eine Vokabel poetischer Wissenssysteme dar, ist somit Teil nicht-exakter Wissenschaft, die aber gerade durch den Mangel an Schärfe komplexe Aussagen machen kann. Diese Art der Wissenschaft ist jedoch nicht die herrschende. Dennoch gab es immer wieder Ansätze, die alternativen Wissenschaften wie die Poetik zu rehabilitieren, denn die exakte Wissenschaft dringt in Gebiete vor, wo die Exaktheit zu einem Bedeutungsverlust führen kann. „Das die Welt beobachtende Ich-Bewußtsein und das mystische Erlebnis der Einheit charakterisieren komplementäre Erfahrungsweisen des Menschen. [...] Immer wieder gab es Bestrebungen, so insbesondere im 16. Jahrhundert durch die Alchemie, diese Doppelgleisigkeit zu überwinden und die Wissenschaft in ein umfassendes, mystische Elemente enthaltendes Ganzes einzuschmelzen“ (Dürr: Physik und Transzendenz, S. 158).

5 Abschließende Anregungen zur weiteren Verwendung des Schwellen-Begriffs

5.1 Anregungen für die Theoriebildung der Philosophie

Gleichwohl der Rahmen dieser Arbeit es nicht zulässt, hier tiefer in die philosophische Forschung einzusteigen, sollen zumindest Möglichkeiten der weiteren Verwendung skizziert werden. Der nunmehr zugrundegelegte Begriff der Schwelle eignet sich wie gezeigt besonders, Übergänge zu beschreiben, vor allem die Beziehungsstrukturen der am Übergang teilhabenden Parteien und Gegebenheiten. Die hier dargestellte Übergangsbeschreibung anhand Homers Odyssee geht jedoch nicht in die Tiefe. Ihr Anliegen ist es, den Begriff in seiner Komplexität sowohl als physisches Phänomen, als auch als Metapher und Chiffre für den gesellschaftlichen Kodex und die kosmologische Ordnung darzustellen.

Es steht noch aus, wie genau der Schwellenbegriff im philosophischen Sinne verwendet werden kann. Übergänge sind ein vielzitiertes Phänomen in der Philosophie, und einzelne Disziplinen handeln explizit von Übergängen, wie allein der Begriff ‚Transzendenz‘ von lateinisch *trans-cedere*, *überschreiten*, nahe legt. Eine Aufgabe für den Schwellenbegriff wird es sein, die Merkmale von Schwellenübergängen auf allgemeine Übergänge in der Philosophie anzuwenden. Dabei müsste dann das Feld von Immanenz und Transzendenz erhellt werden, vor allem die Beziehung zwischen den Polen. Dies könnte beispielsweise durch eine Beschreibung von Gottesbeweisen und Transzendenz Erfahrungen erfolgen. Beiden Methoden geht es darum, etwas Transzendentes im Diesseits erklärbar oder doch mindestens erfahrbar zu machen. Die Gottesbeweise operieren mit den Mitteln der Vernunft, die Transzendenz Erfahrungen setzen das Transzendente bereits voraus und behaupten dessen Erfahrbarkeit. Beide Methoden haben Schwächen, diese müssten aufgezeigt und zu einer neuen Fragestellung entwickelt werden.

Ein weiteres Feld stellt beispielsweise die Beziehung von Physik und Metaphysik dar. Dabei müsste man zu Beginn den Physikbegriff untersuchen, sowohl was seine philosophischen Wurzeln, als auch was seine naturwissenschaftliche Verselbständigung in der klassischen und schließlich in der

modernen Physik angeht. Gleiches gilt für die Metaphysik und ihre Relevanz in der gegenwärtigen Philosophie.

Auch aus Sicht der Existenzphilosophie wäre es angebracht, den Schwellenbegriff zu untersuchen. Die Rolle der Grenzerfahrungen in der Philosophie Karl Jaspers' ist entscheidend. Welche Grenzen dort gemeint sind, und wie die ‚Räume‘ in Beziehung stehen, welche Rolle die Existenz dabei spielt, sind Fragen, die an anderer Stelle untersucht werden müssten. Durch eine solche Untersuchung würde man einen Beitrag zur philosophischen Forschung liefern, der dem Zergliedern und Nachbuchstabieren der analytischen Forschung entgegenträte und stattdessen mit unscharfem Vokabular die Beziehungsstrukturen der Dinge beschreibbar machte und somit eine nicht-analytische Ontologie entwickeln könnte. Hätte man dieser Art philosophischen Denkens einen Namen zuzuweisen, erschiene mir der Begriff *Limitationalismus* als geeignet.

5.2 Anregungen für die Forschung in praktischer Philosophie

Wenn die theoretische Untersuchung des Schwellenbegriffs in der Philosophie aufgenommen würde, böte sich anschließend darauf aufbauend eine Untersuchung in der praktischen Philosophie an. Georg Simmel spricht in der ‚Philosophie des Geldes‘ an verschiedenen Stellen von „ökonomischen Schwellen“. Dieses Feld scheint vielversprechend. Welche Übergänge finden innerhalb der Ökonomie statt, welche Übergänge finden zwischen ökonomischem und beispielsweise religiösem Verhalten statt? Simmel selbst deutet bereits auf folgenden Zusammenhang bezüglich *ökonomischer Schwellen* hin:

„Auf der Quantitätsskala des Geldes könnten eventuell gewisse Punkte als Äquivalente derjenigen Objekte hervortreten, die für ein bestimmtes Individuum oder einen Typus entweder die ökonomische Schwelle oder die Genußschwelle oder die Blasiertheitsschwelle bezeichnen. Auf diesem, durch seine Komplikation und seine Individualisiertheiten schwierigsten Gebiet der Schwellenerscheinungen zeigt sich immerhin das Geld als das einzige Objekt, das, durch seinen rein quantitativen Charakter und sein gleichmäßiges Verhalten zu allen Verschiedenheiten der Dinge, noch am ehesten die Möglichkeit gibt, die mannigfaltigsten Reizbarkeiten in eine einheitliche Reihe zusammenzuordnen. Außerdem aber weisen gewisse Vorkommnisse auf eine ganz unmittelbare Bedeutung hin, die das Geld für die Schwelle des ökonomischen Bewusstseins hat, und zwar derart, daß das

Bewußtsein überhaupt erst auf einen geldmäßigen Reiz hin als spezifisch ökonomisches reagiert“ (Simmel: Philosophie des Geldes, S. 280)

Es gilt anzunehmen, dass Simmel sich an den von von Hartman aufgegriffenen Schwellenbegriff der Psychologie anlehnt. Dies bezeugen u. a. die in Kapitel 2.2.5 dargestellten Thesen zum Unbewussten. Eine Frage kann nun lauten: Ab wann reagiert das Bewusstsein ‚spezifisch ökonomisch‘? Simmel führt als *Reiz* das Geld ein, doch sind auch Situationen denkbar, wo ‚spezifisch ökonomisches‘ Verhalten zu erwarten wäre, es jedoch eine andere Maßgabe gibt, die jene ökonomische Schwelle verschiebt. Man denke etwa an religiöse Regeln und deren verhaltenskanalisierenden Einfluss. Des weiteren liegen die ökonomischen Schwellen noch in jedem selbst verankert und nehmen Einfluss auf das spezifische Verhalten. Simmel dazu:

„Es scheint eine freilich nach dem Vermögen und dem Temperament des Subjekts sehr verschieden liegende Schwelle des ökonomischen Bewußtseins zu geben, derart, daß ökonomische Reize, welche unterhalb derselben bleiben, gar nicht als ökonomische empfunden werden. Dies ist wohl eine Erscheinung, die allen höheren Gebieten gemeinsam ist. Denn diese entstehen doch, indem sonst schon vorhandene und merkbare Elemente zu einer neuen Form zusammengehen und dadurch zu einer Bedeutung erhoben werden, die sie bisher nicht kannten: so werden die Dinge zu Gegenständen des Rechts, des ästhetischen Genusses, der philosophischen Betrachtung – Dinge, deren längst bekanntem Inhalt so eine neue Seite zuwächst“ (Simmel: Philosophie des Geldes, S. 273).

Dieser Ausblick macht klar, dass der in dieser Arbeit entwickelte Schwellenbegriff ein vielfältiges Instrument darstellen kann (!), Übergänge auf einer Beziehungsebene darzustellen¹ und somit dem einzelwissenschaftlichen Spezialistenwissen eine Möglichkeit zu geben, in Beziehung zueinander zu treten.

1 Die in der Bildungspolitik viel diskutierte T-Struktur der Transdisziplinparität stellt ein solches Modell dar, wie Spezialistenwissen in Beziehung treten kann. Dabei ist die brüchigste Stelle wohl dort, wo sich die T's berühren (TTT). Dieser Übergang ließe sich möglicherweise ebenfalls als Schwelle darstellen.

6 Resümee

Sprache „beschreibt die größere Wirklichkeit nur symbolhaft, ohne zwangsläufig das zu erfassen, was letztlich dahintersteht“ (Dürr: Gott, der Mensch und die Wissenschaft, S. 8). Damit ließe sich das von Dürr aufgestellte Desiderat – die Forderung nach einer ‚Sprache der Beziehungsstrukturen‘ – im resümierenden Sinn für die Arbeit anwenden: Der Begriff der Schwelle drückt Beziehungsstrukturen aus. Er kann dies besser als es andere Übergangsvokabeln wie *Grenze* oder *Interface* vermögen. Doch ist dieses nur der geringere Teil einer Annäherung an eine ‚Sprache der Beziehungsstrukturen‘. Und „was letztlich dahintersteht“ bleibt verborgen. Hier ließe sich philosophisch forschen: Welchen Beitrag vermag der Begriff der Schwelle zur Transzendenz-Immanenz-Thematik liefern? Dieser Frage wird an anderer Stelle nachzugehen sein.

Die hier vorgelegte Arbeit lässt sich wie folgt zusammenfassen: Der Begriff der Schwelle charakterisiert Übergangsmomente. Dabei ist nicht nur ein physischer Übergang, wie beispielsweise zwischen zwei Räumen, gemeint, sondern auch und vor allem Übergänge „in allgemeinen biologischen Abläufen, in der Anwendung physischer Energie und in kosmischen Rhythmen“ (van Gennep, 1986, S. 175). Eines der Hauptmerkmale von Schwellen ist die „konnotative Ungenauigkeit“ (Freier: Kritische Poetik, S. 5),¹ die Beziehungen auf verschiedenen Bedeutungsebenen transportieren kann. Ein weiteres Hauptmerkmal von Schwellen ist die Kennzeichnung von qualitativen Unterschieden, die rein quantitativ nicht erkennbar oder messbar sein müssen, wie es beispielsweise Ozonschwellenwerten oder Schwellenpreisen (9,99 DM) tun. Dabei kommt es zu der von Simmel am Beispiel ‚Geld‘ beschriebenen Umwandlung von Quantität in Qualität (Simmel: Philosophie des Geldes, S. 538). Schwellen haben somit einen symbolischen Aussagewert, der die Übergänge betont und dabei zwischen den Räumen

1 Der Begriff wurde von Freier für die Poetik entwickelt. Es stellen sich darüber hinaus einige Parallelen einer Wissenschaftsform wie der Poetik und einem Verständnis, wie es dem Begriff der Schwelle zugrundeliegt, ein.

eine sowohl trennende wie verbindende Funktion einnimmt. Diese symbolische Implikation des Begriffs wird gerne in der Literatur verwendet. Insbesondere in der ‚Odyssee‘ von Homer wird die Bedeutungsschwere von Außen – der Welt der Irrungen und Kriege – und Innen – im heimischen Königspalast, der die Geborgenheit bedeutet, die aber erst wieder zurückerobert werden muss – zum handlungsbestimmenden Leitmotiv.

Zusammengefasst lassen sich folgende Funktionen von Schwellen ermitteln: Trennendes Verbinden, Dynamisierung, Innehalten, Verwandlung.

Diese Funktionen wurden anhand folgender Arbeitshypothesen ermittelt. Die Hypothesen stellen Kriterien dar, die als konstitutiv für den Schwellenbegriff angesehen werden können.

1. *Die Eigenständigkeit des Schwellenübergangsmomentes:* Van Gennep untersucht ‚Übergangsriten‘ in gleichnamigem Werk und beschreibt diese in drei Phasen: Trennungsphase, Schwellenphase und Angliederungsphase. Von Interesse ist die Schwellenphase: „Jeder, der sich von der einen Sphäre in die andere begibt, befindet sich eine Zeitlang sowohl räumlich als auch magisch-religiös in einer besonderen Situation: er schwebt zwischen zwei Welten.“ (van Gennep, *Übergangsriten*, S. 27f). Turner hat den Ansatz weiterentwickelt und zur Erklärung politisch-historischer Umbruchszeiten herangezogen, in denen die „Vergangenheit ihre Macht verloren, die Zukunft aber noch keine definitive Form angenommen hat“ (in: Schomburg-Scherff, S. 248).
2. *Dynamisierung des Schwellenübergangsmomentes:* Begriffe wie ‚Schwellenland‘ oder ‚Hemmschwelle‘ deuten auf einer einfach-assoziativen Ebene an, dass im Moment des Übergangs ein Dynamikpotential freigesetzt wird, welches die Phase direkt nach dem Übergang beschleunigt oder gar unkontrollierbar macht. Entscheidend ist dabei das Erreichen eines neuen Abschnitts verschiedener Qualität. Derrida verdeutlicht den Eintritt in die neue Phase durch die begriffliche Zusammenfassung „Auf der Schwelle/im Beginn“ (Derrida, 1989, S. 79), mit der er seinen Essay über das Schweigen einleitet.
3. *Die zwei Ebenen des Übergangs:* Die These lautet, dass während eines Schwellenübergangs zwei Ebenen überschritten werden. Man kann sich die zwei Ebenen durch die lateinischen Präpositionen *per* und *trans* verdeutlichen. *Per* steht für *durch*. Man *durchschreitet* ein Portal. In *trans* hingegen ist der verbindende Spannungsbogen des *drüber...hinüber* ent-

halten. „Die fortgesetzte Geschichte der Übergänge einfach als Anwesenheit der übergreifenden Ordnungen in dem, was sie übergreift und doch durchgreifen, scheint mir etwa dem zu entsprechen, was seit Parmenides das Seiende genannt wird“ (Lippe, *Sinnenbewußtsein*, S. 536f).

4. *Vertikale und horizontale Übergänge:* Prinzipiell muss man Schwellen daraufhin untersuchen, ob sie einen vertikalen oder horizontalen Übergang bedeuten. Damit ist der Übergang innerhalb oder zwischen logischen Ordnungen gemeint, die den Schwellenbegriff zum Thema der Transzendenz erheben. Als Beispiel für die Koexistenz eines vertikalen und horizontalen Übergangs kann das Eintreten in ein Gotteshaus angesehen werden.
5. *Relevanz der räumlichen Lage:* „Ist etwas z. B. Schwelle durch seine räumliche Lage, so kommt die Lage nicht von der Schwelle her, sondern diese vielmehr von jener“ (Aristoteles, *Metaphysik*, S. 263). ‚Räumlich‘ darf auch hier nicht rein geographisch verstanden werden. Künstlich erzeugte Schwellen entbehren der Interdependenz von räumlicher Lage und Ort der Schwelle. Etwas ist nur dann Schwelle, wenn die räumliche Lage den Übergang vorgibt.

Die Bestimmung des Schwellenbegriffs kann als Beitrag zur Befriedigung des von Hans Peter Dürr formulierten Desiderats nach einer „Sprache der Beziehungsstrukturen“ (Dürr, *Gott, der Mensch, die Wissenschaft*, S. 73) angesehen werden. Mit dem erörterten Schwellenbegriff lässt sich die Philosophie begrifflich ergänzen. Vor allem Themengebiete wie Transzendenz/Immanenz, Physik/Metaphysik und Existenzphilosophie scheinen geeignete Themenfelder. Allgemein: Gebiete, in denen eine Beziehungsstruktur zwischen dem Diesseitigen und dem Jenseitigen, zwischen dem Erforschbaren und dem Unerforschlichen besteht, könnten von dem Schwellenbegriff profitieren. Diese Forschungsarbeit wäre jedoch erst noch zu leisten.

Als weiteren Ausblick gilt es, den gewonnenen Schwellenbegriff in den Rahmen praktischer Anwendungsmöglichkeiten zu rücken. Die von Simmel in der ‚Philosophie des Geldes‘ eingeführte Terminologie von *ökonomischen Schwellen* stellt einen Impuls dar, wie der philosophische Begriff zur ökonomischen Anwendung gebracht werden kann, indem beispielsweise der Übergang zwischen ökonomischem Verhalten und religiösen Regeln untersucht wird.

7 English Summary

The term ‘threshold’¹ describes moments of transition. Transition not only as physical transition for example between two rooms, but also transitions in general as in Biology, Physics and even in the Cosmic (van Gennep, 1986, 175). One of the main characteristics of thresholds is its ‘connotative vagueness’ that enables to communicate connectedness on different semantic layers.

Another main characteristic of the term ‘threshold’ is the Representation of qualitative differences, that cannot be measured in quantitative terms like *threshold price* or *pain threshold*. Therefore thresholds have a symbolic meaning as well, which underlines the moment of transition by emphasizing the fact of being connected as well as being separated at the same time. This figure is well known in literature as has been shown with Homers *Odyssey*.

In summary we can present the following main functions of ‘thresholds’: to separate and connect at the same time, to enforce dynamics, to pause (in the sense of contemplation) and to transform.

These functions have been found on the basis of the following working-hypothesis. These five hypothesis are constitutional for the term ‘threshold’.

1. *The sovereignty of the moment of transition.* Following van Gennep and his *rites de passage* we find the period of separation, the liminal period and the period of reintegration. The liminal period has a quality of its own, which can be described as being in between, or, with Turner as being ‘betwixed and between’. As shown with fuzzy logics we find that the moment of 50 % true and 50 % untrue is called ‘black holes of logic’, where paradoxes become true. This is the home of the socalled ‘Third’ in philosophy.

2. *Being energized while being in transition.* Terms as *threshold country* or *pain threshold* show on a trivial-associative level, that a certain energy is

1 In German the onomatopoetic word ‘Schwelle’ means ‘threshold’ and ‘doorstep’ at the same time, which expresses its multi-semantic connotation.

released after crossing the threshold. The importance lies in achieving a different position with a different quality. In the German translation of Derrida's "Verneinungen" we find the phrase 'on the threshold/in the beginning' (auf der Schwelle/zu Beginn). This indicates the dynamics that are released in the beginning.

3. *The two Dimensions of transition.* By crossing a threshold two dimensions are crossed at the same time. The Latin prefixes *trans* and *per* explain the two dimensions. *Per* means *through*, whereas *trans* means *over*. For visualisation please see chapter 2.3.

4. *Vertical and horizontal transitions.* For example by entering a church one crosses the threshold by entering the building and at the same time one crosses the threshold from the profane world into the sacred world, which is like entering a higher logical order.

5. *The relevance of the location:* Following Aristotle in the *Metaphysics*, something is threshold only when the threshold derives from the location and not vice-versa. This might seem trivial but it is the one and only indicator for the authenticity of the threshold.

Analysing the term 'threshold' can be seen as a contribution to the Nuclear-Physicist and Philosopher Hans-Peter Dürr, who demands a language of connectedness to represent reality more adequately because reality itself is not much more than connectedness and not matter, as still presumed.

Further research has to be undertaken in the fields of philosophy, especially concerning *transcendence*, which by its Latin roots means trans-gress and leads directly to the human existence in general by its processuality. The term 'threshold' might enrich any discussion of how to make a relation between polar fields of any nature. For example the immanent and the transcendent, life and death, conscious and unconscious, true and untrue and so on and so fort.

8 Literaturverzeichnis

- Aischylos (458 v. Chr.): Der gefesselte Prometheus. In: Aischylos: Sämtliche Tragödien, übertragen von J. G. Droysen. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1977
- Aristoteles (1829): Physik. Übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von C. H. Weiße, Leipzig: Johann Ambrosius Barth.
- Aristoteles (1907): Metaphysik. Ins Deutsche übertragen von Adolf Lasson, Jena: Eugen Diederichs,
- Augustinus, Aurelius: Bekenntnisse. (1996⁶) Deutscher Taschenbuch Verlag. München
- Aurel, Mark (1875): Meditationen. Aus dem Griechischen von F. C. Schneider. Dritte verbesserte Auflage, Breslau: Eduard Trewendt.
- Bacon, Francis (1870): Neues Organon – Große Erneuerung der Wissenschaften, Berlin: L. Heimann,
- Barker, Clive (1994): Das Geyatter und Jack. In: Das erste Buch des Blutes. Knaur Verlag München.
- Barth, Karl (1934): Nein! Antwort an Emil Brunner, München : Kaiser
- Baudrillard, Jean (1995): Amerika. Matthes & Seitz Verlag, München.
- Benjamin, Walter (1982): Das Passagen-Werk. Frankfurt am Main : Suhrkamp
- Bierce, Ambrose (1986): Des Teufels Wörterbuch – The cynic's workbook (1906). Haffmann Verlag Zürich.
- Boetius (o.J.): Die Tröstungen der Philosophie. Übersetzt von Richard Scheven, Leipzig: Philipp Reclam jun.,
- Böhmer, Otto (1998): Sternstunden der Philosophie. München : Beck
- Bollnow, Otto F. (1976³): Mensch und Raum, Stuttgart: Kohlhammer
- Büchner, Ludwig (1885) Büchner: Kraft und Stoff. Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Wilhelm Bölsche. Neudruck der

Urausgabe. Leipzig, Alfred Kröner, o. J. (Kröners Taschenausgabe, Bd. 102).

Camus, Albert (1954¹): Hochzeit des Lichts. Arche Verlag, Hamburg 1995

Camus, Albert (1959): Der Mythos von Sisypheos. Rowohlt Hamburg

Cassirer, Ernst; Noack, Hermann (1964⁷): Philosophie der symbolischen Formen – Das mythische Denken; Darmstadt : Wissenschaftliche Buchgesellschaft – XV,

Celan, Paul (1982⁷): Von Schwelle zu Schwelle – Gedichte. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Cioran, Emile (1991): Gevierteilt. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Cioran, Emile: Absturz in die Zeit; (1955) Klett Cotta, Stuttgart

Cioran, Emile: Vom Nachteil, geboren zu sein. (1979) Suhrkamp Verlag Frankfurt a. M.

Coelho, Paulo (1999): Unterwegs. Diogenes. Zürich

Demant, Bernd (1993): Fuzzy-Theorie oder die Faszination des Vagen. Vieweg, Braunschweig/Wiesbaden.

Denzau, A. T./North, D. C. (1994): Shared Mental Models: Ideologies and Institutions, in KYKLOS, 47, S. 3-31

Derrida, Jaques (1989): Wie nicht sprechen: Verneinungen. Wien, Passagen Verlag

Descartes, René (1996): Meditationes. Meiner Verlag Hamburg

Diels, Hermann (1922): Die Fragmente der Vorsokratiker. Griechisch und Deutsch von Hermann Diels. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung, 1922⁴

Drösser, Christoph (1994): Fuzzy Logik – Methodische Einführung in krauses Denken. Rowohlt Verlag Hamburg.

Dürr, Hans Peter (1986) (Hg.) Physik und Transzendenz. Scherz Verlag Bern-München-Wien.

Dürr, Meyer-Abich, Mutschler, Pannenberg, Wuketits (1997): Gott, der Mensch und die Wissenschaft. Augsburg : Pattloch

Empedokles aus Agrigent (1922⁴): In: Diels: Die Fragmente der Vorsokratiker .Berlin: Weidmannsche Buchhandlung,

- Ende, Michael (1979): Die unendliche Geschichte. Thienemanns Verlag Stuttgart
- Flasch, Kurt: Was ist Zeit? : Augustinus von Hippo, das XI. Buch der Confessiones; (1993) Frankfurt a. M.: Klostermann
- Flasch, Kurt: Was ist Zeit? : Augustinus von Hippo, das XI. Buch der Confessiones; (1993) Frankfurt a. M.: Klostermann
- Freiberg, Konrad (2001): Die Schwelle der Gewalt sinkt weiter. In: Deutsche Polizei, Nr. 6 Juni 2001, Düsseldorf.
- Freier, Hans (1973): Kritische Poetik – Legitimation und Kritik der Poesie in Gottscheds Dichtkunst. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart
- Freud, Sigmund (1900): Traumdeutung. Fischer Verlag Frankfurt a. M. (2000)
- Gadamer, Hans Georg: Quelle: Interview in Philosophie Heute: Philosophen an die Macht? , Philosophie Sendung auf Bayern Alfa
- Garg, Rajeev (1998): World famous Scientists. Pustak Mahal, Delhi
- Gekeler, Hans (1997): Die kleine Farbenlehre. DuMont Verlag Köln.
- Gennep, Arnold van (1986): Übergangsriten (Les rites de passage). Campus Verlag Frankfurt/New York. (Erstveröffentlichung 1909)
- Gerlach, Martin (1993): Grenzsituationen. In: Das Lexikon der letzten Dinge. Hrsg. Von Walter Beltz. Pattloch Verlag Augsburg.
- Gladwell, Malcom (2000): The Tipping Point. In Spiegel Reporter 10/2000, Hamburg
- Goethe, Johann Wolfgang v. (1808): Zur Farbenlehre. In: Naturwissenschaftliche Schriften 1. Hamburger Ausgabe. Hrsg. Von Erich Trunz. Verlag C.H. Beck München. ¹¹1994
- Goethe, Johann Wolfgang v. (1825): Versuch einer Witterungslehre. In: Naturwissenschaftliche Schriften 1. Hamburger Ausgabe. Hrsg. Von Erich Trunz. Verlag C.H. Beck München. ¹¹1994
- Goethe, Johann Wolfgang v. (1994¹³): Wilhelm Meisters Lehrjahre. (Hamburger Ausgabe), C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München. (1795¹)
- Goethe, Johann Wolfgang v. Werke, Faust – eine Tragödie. Band III (Hamburger Ausgabe), 1996¹⁶

- Haeckel, Ernst (o.J.): Die Welträtsel. Herausgegeben von Heinrich Schmidt-Jena, Leipzig und Berlin: Alfred Kröner, Carl Henschel,
- Haffner, P. (1887): Schlafen und Träumen, Sammlung zeitgemäßer Broschüren, Frankfurt
- Hansen, Frank-Peter (1998): Philosophie von Plato bis Nietzsche. Digitale Bibliothek Band 2 Directmedia • Berlin 1998
- Hartmann, Eduard von (1890¹⁰): Philosophie des Unbewussten. Zehnte erweiterte Auflage in drei Theilen, Leipzig: Wilhelm Friedrich (1869¹)
- Hawking, Stephen W.: Eine kurze Geschichte der Zeit – Die Suche nach der Urkraft des Universums. (1988) Rowohlt Verlag Hamburg
- Hawking, Stephen W.: Eine kurze Geschichte der Zeit – Die Suche nach der Urkraft des Universums. (1988) Rowohlt Verlag Hamburg
- Heinz-Mohr, Gerd (1971): Lexikon der Symbole: Bilder und Zeichen der christlichen Kunst. Diederichs Verlag, München.
- Heisenberg, Werner (1971): Das Naturbild Goethes. In: ders.: Schritte über Grenzen. Piper Verlag, München.
- Helfer, Andy (1988): Harold goes to Washington. In: Shadow No. 7, Feb. 1988, DC Comics USA
- Hermes, Eberhard/Meusel, Horst (1989²): Grundwortschatz Latein. Ernst Klett Verlag Stuttgart
- Hersch, Jeanne (1995): Menschsein, Wirklichkeit, Sein. Hrsg. Von Rudolf zur Lippe. – Berlin : Akademie Verlag
- Hesse, Hermann (1990): Der Steppenwolf. Henry Holt & Company
- Hesse, Hermann (1998): Der Steppenwolf. Suhrkamp Verlag Frankfurt. (1955)
- Hofstätter, H. H. (1965): Symbolismus und die Kunst der Jahrhundertwende. Köln.
- Hubert, H. und Mauss, Marcel (1899): Essai sur la nature et la fonction du sacrifice, Année Sociologique, 2: 29-138. Paris
- Hubert, H. und Mauss, Marcel (1899): Essai sur la nature et la fonction du sacrifice, Année Sociologique, 2: 29-138. Paris
- Jaspers, Karl (1997¹⁰): Kleine Schule des philosophischen Denkens. Piper Verlag München

- Jaster, Gontard (1993⁵): Werbung und Verbraucher. In: Werbung. Autorenteam. Landsberg : Verlag Moderne Industrie.
- Johannes Paul II (1994): Die Schwelle der Hoffnung überschreiten. Hamburg : Hoffmann und Campe.
- Jonas, Hans (1973): Organismus und Freiheit. Ansätze zu einer philosophischen Biologie. Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen.
- Kant, Immanuel (1977): Kritik der reinen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Kant, Immanuel (1977): Kritik der Urteilskraft. Herausgegeben von Wilhelm Weischedel. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Kant, Immanuel (1977): Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Karpe, Jan (1997): Institutionen und Freiheit. Grundlegende Elemente moderner Ökonomik. Lit Verlag Münster
- Kierkegaard, Sören (1844¹): Der Begriff Angst. EVA, Hamburg. 1991
- Kierkegaard, Søren (1885): Entweder-Oder. Ein Lebensfragment Fr. Richter, Leipzig
- Koch, Wilfried (1994): Baustilkunde. Orbis Verlag München.
- Kraus, Wolfgang (1987): Immanuel Kant – Deines Lebens Sinn. Diogenes Verlag Zürich
- Küng, Hans (1978): Existiert Gott?, München-Zürich
- Lange, Friedrich Albert (1974): Geschichte des Materia und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Frankfurt a. M. : Suhrkamp
- Lassigue Bendthaus (1994): Render. K & K Records. New York
- Lievegoed, Bernard C.J. (1985): Der Mensch an der Schwelle: biographische Krisen und Entwicklungsmöglichkeiten. Stuttgart: Verlag Freies Geistesleben
- Linder, Hermann (1989): Biologie. Schrödel Verlag Hannover
- Lippe, Rudolf (?2000): Sinnenbewusstsein : Grundlegung einer anthropologischen Ästhetik. Bd. 1. Tiefendimension des Ästhetischen. Baltmannsweiler : Schneider-Verlag Hohengehren.

- Lippe, Rudolf (2000): *Sinnenbewusstsein : Grundlegung einer anthropologischen Ästhetik*. Bd. 2. *Leben in Übergängen – Transzendenz*. Baltmannsweiler : Schneider-Verlag Hohengehren.
- Lovecraft, Howard P. (1969): *Das Ding auf der Schwelle*. (1936) Insel Verlag Frankfurt am Main.
- Lukrez (1957): *Über die Natur der Dinge*. Aus dem Lateinischen übersetzt von Hermann Diels, Berlin: Aufbau
- Lüscher, Edgar: *Zusammenfassende Bemerkungen zur physikalischen Zeitdefinition*. (1989) In: Gumin, H. (Hrsg.); Meier, H. (Hrsg.): *Die Zeit – Dauer und Augenblick*. Piper Verlag München
- Mach, Ernst: (1917): *Erkenntnis und Irrtum. Skizzen zur Psychologie der Forschung*. Leipzig: Johann Ambrosius Barth
- Malcolm, Norman: *Ludwig Wittgenstein – Ein Erinnerungsbuch*. Oldenbourg Verlag Wien
- Marx, Karl (1956): *Die heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik*. Marx und Engels: Werke, Herausgegeben vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin: Dietz,
- Mauss, Marcel (1999): *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*. Suhrkamp Frankfurt a. M. (1950)¹
- Menge, Hermann (1984): *Langenscheidts Taschenwörterbuch der lateinischen und deutschen Sprache*. Langenscheidt, Berlin – München
- Menninghaus, Winfried (1986): *Schwellenkunde, Walter Benjamins Passage des Mythos*. Frankfurt am Main : Suhrkamp
- Mérimeé, Prosper (1982): Matteo Falcone, in: *Die Blaue Blume*, Kiepenhauer & Witsch, Köln
- Mill, John Stuart (1868): *System der deduktiven und induktiven Logik*. Braunschweig: Friedrich Vieweg
- Moeller, Bernd (1996): *Geschichte des Christentums in Grundzügen*. Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen
- Morus, Thomas; *Utopia*, Hrsg: Alexander Heine, nach Dr. Hubert Schiel, Phaidon Verlag Essen, 1992 (1516)
- Nietzsche, Friedrich (1954): *Jenseits von Gut und Böse*. In: *Werke in drei Bänden*. Herausgegeben von Karl Schlechta, München: Hanser, 1954.

- Nietzsche, Friedrich (1954): *Unzeitgemäße Betrachtungen*. In: *Werke in drei Bänden*. Herausgegeben von Karl Schlechta, München: Hanser
- North, Douglass C. (1992): *Institutionen, institutioneller Wandel und Wirtschaftsleistung*. Tübingen : Mohr
- Osang, Alexander: *Die Geächteten von Corpus Christi. Ein neuer Umgang mit Sexualstraftätern: An ihren Häusern und Autos warnen Schilder vor ihnen. – Moderner Pranger*. In: *Der Spiegel*, Nr. 28 / 2001-07-23
- Parmenides: *Fragmente*. In: Diels: *Die Fragmente der Vorsokratiker*. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung, 1922⁴
- Peters, Hans-Rudolf (1997): *Wirtschaftssystemtheorie und allgemeine Ordnungspolitik*. München: Oldenbourg Verlag
- Picht, Georg (1991): *Glauben und Wissen*. Stuttgart: Ernst Klett Verlag
- Plantinga, Alvin (1974): *God, freedom and evil*. William B. Eerdmans Publishing. Michigan.
- Platon (1940): *Der Staat*. In: *Sämtliche Werke*, Bd. 2. Berlin: Lambert Schneider
- Platon (1940): *Kratylos*. In: *Sämtliche Werke*, Bd. 1. Berlin: Lambert Schneider
- Platon (1940): *Phaidros*. In: *Sämtliche Werke*, Bd. 2. Berlin: Lambert Schneider
- Platon (1940): *Timaios*. In: *Sämtliche Werke*, Bd. 3. Berlin: Lambert Schneider
- Pöppel, Ernst: *Erlebte Zeit und die Zeit überhaupt – Ein Versuch der Integration*. (1989) In: Gumin, H. (Hrsg.); Meier, H. (Hrsg.): *Die Zeit – Dauer und Augenblick*. Piper Verlag München
- Rahner, K. (1965): *Philosophie und Theologie*, in: ders., *Schriften zur Theologie*, Bd. 6. Zürich, S. 91-103
- Röttgers, Kurt (2002): *Kategorien der Sozialphilosophie*. Scriptum Verlag Magdeburg.
- Rorty, Richard (1981): *Der Spiegel der Natur : eine Kritik der Philosophie*; Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Rousseau, Jean-Jacques (1762): *Emil oder Über die Erziehung*. Leipzig: Philipp Reclam jun.

- Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von (1907): Bruno, oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge. Leipzig: Fritz Eckardt
- Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von (1907): Ideen zu einer Philosophie der Natur, Leipzig: Fritz Eckardt,
- Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von (1907): Von der Weltseele, Leipzig: Fritz Eckardt,
- Schomburg-Scherff, Sylvia (1986): Nachwort zu ‚Übergangsriten‘ in: van Gennep: Übergangsriten. Campus Verlag Frankfurt/New York. S. 240-73
- Schuseil, Christine (2000): Chemie: Elemente, Bindungen, Strukturen. Corvus Verlag, Berlin
- Schweppenhäuser, Hermann (1981): Benjamin über Kafka. Texte, Briefzeugnisse, Aufzeichnungen. Frankfurt a. M.
- Seneca: Ausgewählte Schriften. Übersetzt und erläutert von Albert Forbiger, Stuttgart: Hoffmann, 1867.
- Simmel, Georg (1920³): Philosophie des Geldes. München und Leipzig, Duncker & Humblot
- Singh, Raghubir (1993): Der Ganges. Braunschweig: Westermann
- Steiner, Rudolf (1909): Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten? Rudolf Steiner Werke, Bd. 4, Fischer Taschenbuchverlag Frankfurt a. M. 1985
- Störig, Hans J.: Kleine Weltgeschichte der Philosophie. Kohlhammer 1990
- Turner, Victor (1967 = 1964): Betwixt and Between. The Liminal Period in Rites de Passage. In: ders.: The Forest of Symbols. Aspects of Ndembu Ritual, Ihtaca/New York
- Turner, Victor (1982): Religious Celebrations. In: ders. (Hg.): Celebrations. Studies in Festivity and Ritual. Washington.
- Turner, Victor W. (1969): The ritual process – structure and anti-structure. London: Routledge and Kegan Paul
- Uberoi, J. P. S.: History and Society: The structural concept of the Asian Frontier, 1978: K. P. Bagghi & Company, Calcutta, Editor: D. Chattopadhyaya

- Voltaire (1844): *Kandid oder die beste Welt*. Deutsch mit Einleitung und Anmerkungen von A. Ellissen. Leipzig: Otto Wigand.
- Vorgrimler, Herbert (1985): *Theologische Gotteslehre*. Patmos Verlag, Düsseldorf
- Weigand (1910): *Deutsches Wörterbuch*, Verlag Töpelmann, Gießen.
- Weininger, Otto: *Über die letzten Dinge*. (1997) Matthes & Seitz. München (Erstveröffentlichung 1904 Wien)
- Weis, Josef: *Die Zeitontologie des Kirchenlehrers Augustinus nach seinen Bekenntnissen*. (1984) Peter Lang Verlag Frankfurt a.M.
- Weischedel, Wilhelm (1979⁴): *Die philosophische Hintertreppe : 34 grosse Philosophen in Alltag u. Denken*. München : Deutscher Taschenbuch-Verlag,
- Wilde, Oscar (1997): *Das Bildnis des Dorian Grey*. Insel Verlag Frankfurt,
- Wittgenstein, Ludwig (1918¹): *Tractatus-logico-philosophicus*. Frankfurt am Main : Suhrkamp (1984)
- Wittgenstein, Ludwig (1952¹): *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt am Main : Suhrkamp (1984)

Lexika

- Apel, Karl-Otto (1973): *Transformation der Philosophie*. Frankfurt am Main : Suhrkamp, 1973.
- Austeda, Franz (1979): *Lexikon der Philosophie*. – Wien : Hollinek,
- Beltz, Walter (1993): *Lexikon der letzten Dinge*. Augsburg, Pattloch Verlag
- Bertelsmann Universallexikon auf CD-Rom (1994): Bibliographisches Institut, Gütersloh
- Brockhaus 2000, Bibliographisches Institut & F.A. Brockhaus AG, 1999 Mannheim.
- Craig, Edward (Hrsg.): *Routledge encyclopedia of philosophy*. London [u.a.] : Routledge
- Diemer, Alwin (1979): *Philosophie* ; Frankfurt am Main : Fischer Taschenbuch
- Edwards, Paul (1972): *The encyclopedia of philosophy*. New York : Macmillan

- Eisler, Rudolf (1977): Philosophen-Lexikon : Leben, Werke u. Lehren d. Denker. Topos Verlag
- Eisler, Rudolf; Müller-Freienfels, Richard (1922²): Eislers Handwörterbuch der Philosophie. Berlin : Mittler
- Flew, Antony (1979): A dictionary of philosophy. London; Basingstoke : Macmillan
- Gabler Wirtschaftslexikon. 1994¹³, Gabler Verlag Wiesbaden.
- Halder, Alois; Müller, Max (1993): Philosophisches Wörterbuch. Freiburg i. Br.: Herder Spektrum
- Hoffmeister, Johannes (1955): Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Hamburg : Meiner
- Klaus, Georg (Hrsg.): Philosophisches Wörterbuch, Berlin : Verlag: Das Europäische Buch
- Krings, Hermann (Hrsg.): Handbuch philosophischer Grundbegriffe; München : Kösel
- Lacey, Alan Robert (1979): A dictionary of philosophy. London [u.a.] : Routledge & Kegan Paul,
- Mauthner, Fritz (1924²): Wörterbuch der Philosophie; Leipzig : Meiner
- Neuhäusler, Anton (1963): Grundbegriffe der philosophischen Sprache, München : Ehrenwirth,
- Ritter, Joachim (1995): Historisches Wörterbuch der Philosophie / hrsg. von Joachim Ritter; Darmstadt : Wissenschaftliche. Buchgesellschaft
- Sandkühler, Hans Jörg (Hrsg.): Enzyklopädie Philosophie. Hamburg : Meiner
- Schmidt, Heinrich (1965¹⁷): Philosophisches Wörterbuch. Stuttgart : Kröner
- Ulfig, Alexander (1997): Lexikon der philosophischen Begriffe; Wiesbaden : Fourier
- Volpi, Franco (1988): Lexikon der philosophischen Werke. Hrsg. Von Volpi, Nida-Rümelin, Alfred Kröner Verlag, Stuttgart.
- Walch, Johann Georg (1775): Philosophisches Lexicon; Reprograf. Nachdr. d. 4. Aufl. Leipzig 1775. – Hildesheim : Olms

9 Index

- A=A 58
Aischylos 133
Aktionspotential 80
Alchemie 147
Amme 60
Architektur 28
Aristoteles 89, 124, 133
Automaten 99
Bannkreis 83
Bastard-Schluß 59
Baudrillard, Jean 90
Benjamin, Walter 29, 83
Benzolmolekül 66
Berlin 116
Bewegung 94
Beziehungsstruktur 34
Bierce, Ambrose 132
Bogen 50, 142
Cassirer, Ernst 52
Celan, Paul 19
cogito 94
Corti-Organ 79
Dazwischen 59
Delokalisierung 66
Druckventil 56
Dürr, Hans-Peter 117
Eigendynamik 72
Epikur 117
Existenzphilosophie 149
Farbenlehre 64
Faust 43
frontier 31
Fuzzy Logik 53
geistiges Band 94
genius loci 45
Gennep, Arnold van 92, 126
Goethe, J.W. 61
Grenze 31, 130
Grenzgänger 47
Habermas, Jürgen 129, 136
Hauptfunktion von Schwellen-
übergängen 135
Hemmung 136
Hersch; Jeanne 86
Hesse, Herrmann 48, 100
Heuristik 37
Hoffnung 115
Hüter der Schwelle 30
Imperialismus der Schwelle 21
Indien
 Sagar 42
Innehalten 60, 65
Interface 32
Ion 138
Janus 49
Jaspers, Karl 149
Kant; Immanuel 130
Kekulé, August 67
Kommunikation 90
Komplementärfarben 61
Kontaktschwelle 77
Lage 123
Leben 95
liminal entities 27

- Limitationalismus 149
- Lippe, Rudolf zur 64
- Lukrez 118
- Marketing 75
- Mauss, Marcel 110
- Maya 43
- Membrane 80
- Mentale Modelle 107
- Mesometriepfeil 68
- Morus, Thomas 107
- Mythos 69
- Nietzsche, Friedrich 70
- North, Douglass C. 106
- Odysseus 139
- ökonomische Schwelle 150
- Parmenides 93
- petit durée 70, 86
- Pforte 105
- Picht 49, 69
- Plato 19, 102
- Purpur 61
- Religion 104
- religiöses Urgefühl 69
- Ritus 126
- sanctum sanctorum 108
- Schranken 33
- Schwarze Loch 59
- Schwellenerfahrungen 20, 93
- Schwellenphase 25, 92
- Schwellenzauber 98
- Seneca 120, 127
- Simmel, Georg 149
- Skyten 134
- Sorites-Paradox 56
- Spannung 61
- Steiner, Rudolf 112
- Thanatos 121
- Tipping Point 88
- Tirupati 108
- Tod 117, 118, 120
- Todeszeichen 121
- Transparenz 98
- Transzendenz 35, 148
- Traum 67
- Träume 83
- Triumphator 52
- Turner, Victor 47, 146
- Türsturz 93
- Übergangsriten 92
- Uberoi, J.P.S. 31, 131, 132
- Umgreifende 94
- Umschwung 87
- Utopia 107
- van Gennep, Arnold 24
- Verzückung der Seele 146
- Voltaire 101
- Weininger, Otto 51
- Wittgenstein, Ludwig 87, 137
- Zadeh, Lotfi 53